

Hundert Jahre.

Fünfter Theil.

Hundert Jahre.

1770—1870.

Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen.

Von

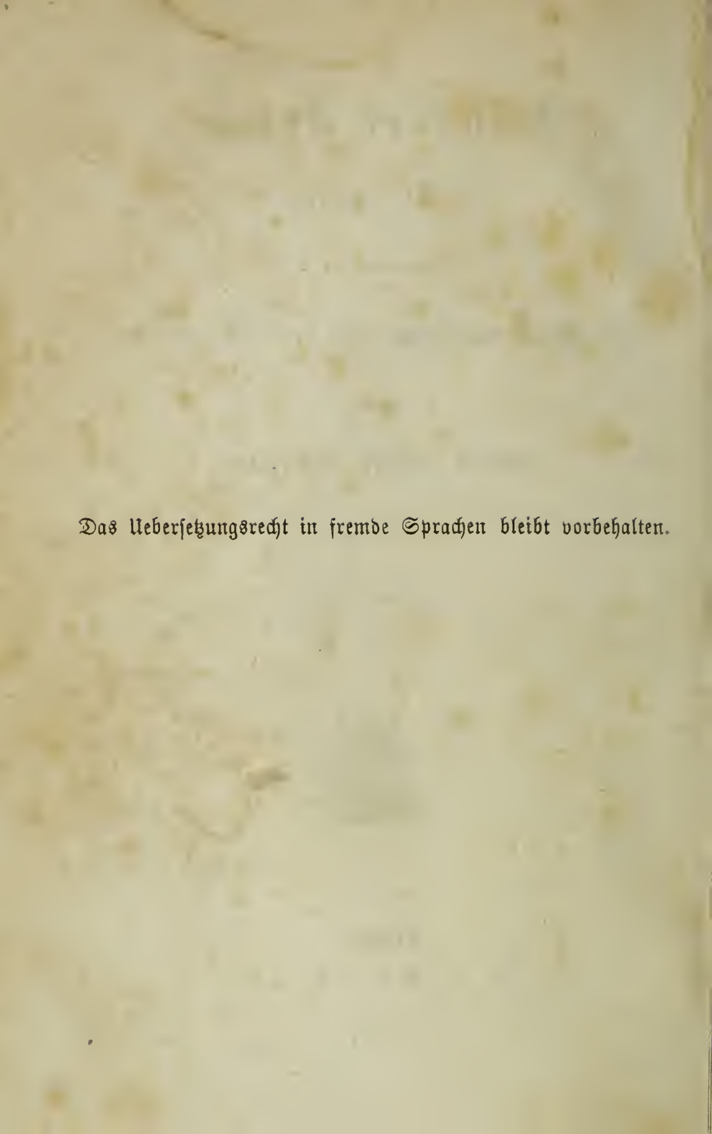
Heinrich Albert Oppermann.

Fünfter Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1870.



Inhalt.

Fünftes Buch.

Die alte und die neue Generation.

Fünftes Buch.

Die alte und die neue Generation.

Erstes Kapitel.

Hassan und sein Paradies in Zuwan.

Der Fortgang unserer Erzählung führt uns auf einen andern Schauplatz, welcher uns von den zuletzt geschilderten Begebenheiten sehr verschiedene Zustände vor Augen stellt. Wir kehren zu einem Bekannten zurück, dessen schon berichtete Schicksale abenteuerlich genug erscheinen mögen, aber durch das, was wir in diesem Kapitel mitzutheilen haben, noch übertroffen werden. Wir haben den als Beschützer Olga's in Neapel zurückgelassenen Maler Hellung verlassen, als er mit vier amerikanischen Matrosen, nachdem der Korsar das Schiff Decatur's geentert und erobert hatte, von seinen Leidensgefährten getrennt und auf das Kaperschiff selbst gebracht wurde, wo man sie anfangs in einen der untern Schiffsräume einsperrte, nachdem man ihnen Waffen, Messer, Geld und Schmuck abgenommen hatte. Ein großer goldener Ring mit einem geschnittenen Steine

antiker Arbeit, ein Geschenk des Lords Harrington für das gelungene Bild des Adlerschusses auf Capri, war ihm vom Finger gerissen, dagegen war es ihm gelungen, den Verlobungsring anfangs im Ohre zu verbergen, dann anderweit zu sichern.

Die fünf Gefangenen waren etwa anderthalb Tage unter Deck gewesen, als man sie gegen Abend in ein großes Boot setzte, das der Küste zuruderte. Man sah dort bald eine größere Stadt terrassenförmig aus dem Meere steigen, und einer der Matrosen behauptete, daß das Tunis sei. Der Seeräuber wie der gekaperte Amerikaner hatten im Golf von Tunis Anker geworfen, ohne sich der Stadt zu nähern. Das Boot mit den Gefangenen fuhr direct in den Hafen ein. Es dunkelte schon, als man landete. Tunis ist eine häßliche Stadt mit engen ungepflasterten Straßen, in deren Mitte aller Schmuz sich sammelt, bis er bei einem Regengusse durch die in der Mitte befindliche Rinne dem Meere zugeführt wird. Die Geraubten wurden in einem schmuzigen, elenden Hause in dem untern Stadttheile untergebracht, mit etwas Schafmilch und getrocknetem Schaffleische nothdürftig erquickt und ihnen ein Lager auf alten zerrissenen und schmuzigen Teppichen, in denen eine Unzahl von Ungeziefer hauste, angewiesen.

Das Raubschiff, welches den Amerikaner genommen

hatte, war ein tripolitanischer Regierungskaper, und die Prise Eigenthum des Dei Jussuf Karamanli; allein der Kapitän des Schiffes suchte einen Theil der Beute für sich zu retten, Hellung und seine Gefährten wurden daher nach Tunis gebracht und dort an einen Sklavenhändler verhandelt, der seine Waare unter der Hand losschlug, ohne sie auf den Sklavenmarkt zu bringen.

Nach einer schlaflosen Nacht — drei der schrecklichsten Uebel in der Welt peinigten die unglücklichen Gefangenen bis aufs Blut: Mosquitos, Flöhe und Durst — wurde unser Freund von den Matrosen getrennt und einer Beduinenhorde, die in das Innere zog, zum Weitertransport übergeben. Er war also im voraus bestellte Waare. Ihm wurde Platz angewiesen auf einer zweiräderigen von zwei Maulthieren gezogenen Carrete, auf der schon einige Weiber, in schmuzige Burnusse gehüllt, und halbnackte Kinder Platz genommen hatten. Der Zug, halb Fußgänger, halb Reiter zu Roß wie auf Maulthieren, dem eine Heerde Schafe und einige magere Kühe vorangetrieben wurden, setzte sich kurz nach Aufgang der Sonne in Bewegung, nachdem man den Gefangenen wenigstens das begehrte Trink- und Waschwasser wie auch eine Schale Schafmilch gebracht hatte.

An dem unabsehbaren Kirchhofe, der hinter der

Stadt beginnt, längs schroffen, oben mit einer Art von Festungswerken versehenen Felsen, auf der andern Seite den Salzsee neben sich, zog man einer jetzt noch vom schönsten Grün bekleideten Ebene zu. An den Felsen qualmten eine Menge Kalköfen ihren schmuzigen, schwarzen Dampf der Karavane ins Angesicht. Man kam an einzelnen alten Schlössern vorüber, deren Umgebung unsern Freund an die Villen von Sorrent erinnerte; da sah er wieder in die Blüten schießende Oleander, Boskets von Granaten, Feigenbäume von seltener Größe, Kastanien- und Nußbäume, blaßgraue Oelbäume, umzogen und durchwebt mit vielfarbigen Winden, blühendem Roth- und Weißdorn. Die Luft war heiß, aber balsamisch, die Weiden prangten im duftigsten Grün, um nach wenigen Monaten, wenn die Sommersonne darauf geschienen, in schmuziggrauen Staub verwandelt zu sein.

Man zog ungeheuere Aquäducte oft achtzig Fuß hoch und höher entlang einem Berglande zu, von dem die Karthager ihrer Stadt auf diesen zerfallenen Riesenwerken einst das Wasser zugeleitet hatten. Gegen Mittag erreichte man einen Hügel, auf dem, soweit das Auge reichte, Ruinen von Tempeln, Palästen, Häusern zerstreut lagen. Hatte hier vielleicht das alte Utica gestanden? In den großen jetzt trockenen Cisternen dieser

Stadtruine — es lagen deren sechs von hundert Fuß Länge, zwanzig Fuß Breite, dreißig Fuß Höhe, miteinander durch ungeheuere Bogen verbunden, in einer Reihe — machte die Karavane halt, um bis zum Abend Siesta zu halten. In diesen alten Wasserbecken schien jetzt eine Art Viehmarkt zu sein, wenigstens lagerten oder hockten vielmehr auf ihren Fersen hier schon verschiedene Beduinenstämme mit Hunderten von Stücken verschiedenen Viehes, Kamele, Pferde, Kühe, Schafe, Ziegen.

Die pittoresken Gruppen der Beduinen in diesen Räumen würden zu jeder Zeit die Aufmerksamkeit des Malers erregt haben, allein heute war der Künstler in ihm von Hunger, Durst und der schlaflosen Nacht, von den Stößen des Fuhrwerks, den Fliegen und Mosquitos des Tages so matt und müde, daß er, nachdem er einen neubelebenden Trunk gethan und einige Streifen zähen Lammfleisches mit Gerstenbrei hinuntergewürgt hatte, in den schönen kühlen Räumen auf bloßer Erde einschlief, trotz des ringsum blökenden Viehes.

Die Beduinenhorde, die unsern Freund an den Ort seiner künftigen Bestimmung transportiren sollte, hatte schon am Abend wieder aufbrechen wollen, aber eine von den Kühen hatte die Welt nachmittags durch ein Kalb vermehrt, und der Karavanenführer beschloß, bis

zum Sonnenaufgang zu bleiben, um die Kuhmutter zu schonen. Als man aber am Morgen aufbrach, mußte dennoch die Kuhmutter und das Kalb unter der Hut eines häßlichen alten Weibes und eines schmuzigen Knaben als Hüter zurückgelassen werden, was dem unglücklichen Gefangenen wenigstens einen etwas bequemern Sitz auf der Carrete verschaffte.

Beim Licht der Sterne (die Sonne war noch nichte aufgegangen) sah dieser vor sich eine von gezackten Bergen eingeschlossene Ebene, ohne einen einzigen Baum. Im Hintergrunde erhob sich ein hoher Berg, der den deutschen Künstler lebhaft an seinen Liebling, den alten Watzmann, erinnerte, nur daß hier der Vordergrund und die Nebenpartien, der marmorne Untersberg mit seinen grünen Thälern zur Rechten und dem kleinen und großen Göll zur Linken fehlten. Ein dämmernder, flimmernder Dunst war über die Gegend verbreitet und die Hitze trotz des frühen Morgens schon erdrückend. Myriaden von Fliegen umschwärmten die Karavane. Bald zog man aber bergan, die Luft wurde reiner und kühler, die ganze Gegend nahm einen ansprechendern Charakter an. Unser Freund glaubte sich nach Italien versetzt. Der Berg fing an sich mit Gesträuch, Immergrün, Myrte, Rosmarin zu bedecken, Bäche strömten hier und da herab, an denen Oleander in Unzahl

wucherten und dunkelrothe Blumen, Knospen und Blüten trieben.

Endlich kam die Karavane auch in die Region der Bäume und mußte in einem vielfach gewundenen Bergthale über eine Stunde in die Höhe steigen. Je höher hinauf, desto mehr heimelte es den unfreiwillig Reisenden an, es schien ihm, als steige er die Bergeshöhen über Salerno empor; hohe Silberpappeln, Nußbäume, Rüster, Kastanien, Dornbüsche, alle umwoben von blühenden Winden, schmückten die Straße. Ein Bergstrom mit klarem, grünem Wasser stürzte sich mit tobender Schnelle an der rechten Seite derselben der Ebene zu.

Blühende Winden verschlangen sich über der Straße zu Kränzen und vermählten die Bäume diesseits und jenseits; von Zeit zu Zeit sah man im Hintergrunde das blaue Haupt eines Berges, in dessen Schluchten noch der weiße Schnee glänzte.

Als sich der Wald mehr lichtete, nahmen saftige Orangen, Palmen mit ihren schwankenden Fächerkronen die Stelle der Rüster und Kastanien ein. Links vom Wege in einer Hochebene lag eine Stadt, an deren altrömischem Thore ein Widderkopf andeutete, daß man hier in der Vorzeit den Jupiter Ammon verehrt habe.

Hier hieß ein Beduine, auf einem Maulthiere

reitend, den in Anschauung der Umgebung versunkenen Künstler von der Carrete steigen und deutete ihm an, rechts voranzugehen, während die Karavane links um die Stadt zog. Dieser schloß richtig, daß er seinem künftigen Bestimmungsorte nahe sein müsse, und freute sich, daß dieser in eine Gegend fiel, in der man die Gärten der Hesperiden, die verloren gegangenen, suchen dürfte.

Der Weg führte um einen Kirchhof herum, der stufenartig an einem Hügel, der sich an die Stadt lehnte, emporstieg und mit Tausenden von steinernen Turbanen geschmückt war.

Hinter der Stadt ging es wieder bergan, große Heerden schwarzer Ziegen kletterten an den kahlen Kalkfelsen umher und naschten an der kärglichen Grasnarbe oder den spärlich zerstreuten Rothdornsträuchen und Bäumen. Immer reichlicher strömten Quellen von den Bergen, und der Naturfreund, welcher unter solchen Eindrücken sein eigenes Los vergaß, ahnte, daß er zu jenen mächtigen Quellen hinaufsteige, die Karthago einst mit Wasser versahen.

Ein Thal, das, in großer Kluft in den Riesenberg einschneidend, sich durch einen Hain bemerklich machte, der nicht lieblicher zu denken war, that sich vor Hellung auf. Mandelbäume, dunkle Oliven, Kirschbäume mit

reifen kostbaren Früchten ragten aus einem Unterholze von blühendem Jasmin, Geißblatt, Oleander, Granatbäumen, welche die Luft mit süßem, fast betäubendem Duft erfüllten. Silberpappeln und saftige Maulbeerbäume wechselten mit Cypressen von der Höhe italienischer Pappeln. Ueppige Winden und andere Schlingpflanzen kletterten an den Baumstämmen hinauf und schaukelten ihre Blumenkelche behaglich mit den Laubwipfeln. Unserm Maler kam bei diesem Anblick der Gedanke, daß es einen schönern Vordergrund zu dem Bilde eines Paradieses nicht geben könne, und war in seiner Phantasie im Begriff, dieses Gemälde scenisch zu ordnen und mit Adam und Eva wie mit dem dazu nöthigen Gethier zu bevölkern, als ihn sein Begleiter aufforderte, zu weilen und von den Kirschen und Orangen nach Belieben zu essen, wie er selbst that.

Bis dahin hatte er sich nicht weiter erquickt, als indem er mit der hohlen Hand dann und wann aus einem der Felsbäche kühles kostbares Wasser schlürfte. Die saftreichen Früchte mundeten ihm jetzt wie in seiner Knabenzeit.

Als es wieder weiter ging, zeigten sich die mächtigen Ruinen eines Tempels, der über der größten der heiligen Quellen erbaut gewesen.

Bisher war man in einem Naturparke gewesen,

jetzt verließ der Beduine sein Maulthier, band dieses an einen Baum und stieg mit dem Gefangenen in einem terrassenförmig angelegten, durch Menschenkunst geschaffenen Garten zu einem Landhause empor, das an einem Felsen lehnte und von zwei hohen Palmen beschattet war. Solch ein afrikanisches Haus hat nichts Malerisches oder Anziehendes, es will Bedürfnisse befriedigen, die uns fremd sind, es will vor Licht und Sonne schützen, Kühle gewähren. Der Mittelpunkt eines solchen Hauses ist der innere Hof mit einer Fontaine und das platte Dach für den Abend und die Nacht.

In einiger Entfernung von dem Haupthause waren noch sechs bis acht kleinere Wohnungen, in welchen Sklaven und deren Aufseher wohnten. Hierher wurde unser Freund von dem Beduinen geführt und einem Aga übergeben. Man brachte ihm maurische Kleidung, hieß ihn durch Zeichen, sich zu waschen und zu säubern und die neue Kleidung anzulegen, und führte ihn, nachdem dies geschehen war, vor seinen neuen Herrn. Dieser war ein alter ehrwürdiger Mann mit langem grauem Barte; umgeben von einem halben Dutzend dichtverschleierter Frauen, hockte er im ersten Hofe seines Hauses auf einer Ottomane und sah aus einer langen Pfeife rauchend dem Spiele der springenden und plätschernden Wasser zu.

Er blickte den Ankömmling lange und scharf an, richtete in arabischer Sprache einige Fragen an den Aga und gab diesem einen Befehl. Der neue Sklave wurde darauf nach einem andern Theile der Besitzung, wo sich gleichfalls noch einige Häuser fanden, geführt und hier einem alten grämlich aussehenden Manne übergeben, der eine Art Obergärtner zu sein schien und einem Dutzend Schwarzer Befehle gab, Gartenwege zu reinigen, Blumenbeete zu begießen, die Cisternen, deren jede Terrasse mehrere hatte, zu reinigen. Der diese Arbeiten Beaufsichtigende befahl dem Sklaven durch Zeichen, Aprikosen zu pflücken und in einem Korbe zu sammeln, wahrscheinlich für den Herrn. Dieser benahm sich aber bei Verrichtung des ihm aufgetragenen Geschäfts höchst ungeschickt. Der Gedanke, daß er Sklave sei, daß er aufgehört habe, seinen eigenen Willen zu haben, daß er nunmehr von der Gnade eines alten grämlichen Obergärtners abhänge und möglicherweise die Peitsche fühlen werde, wenn er nicht gehorsame, machte ihn ganz verwirrt. Eine Leiter gab es nicht, er ward bedeutet, auf dem Rücken eines Schwarzen in den Baum zu steigen. Er that das mit Ungestüm, indem er seinen Fuß mit solcher Mächtigkeit auf des Nubiers Hals setzte, daß dieser laut aufstöhnte. Es brauste in ihm der innere Zorn über diese erste Arbeit

des Gehorchens los; er, der kräftige Mann, sollte hier für die Weiber und Kebsweiber seines Herrn Aprikosen pflücken! Er hatte kaum in dem Baume Fuß gefaßt, als er mit kräftiger Hand einen mächtigen Ast des Baumes, der voll der schönsten Früchte hing, losbrach und ihn dem Alten vor die Füße warf.

Dieser blickte erst hinauf zum Baume, dann um sich herum, als ob er die Sklavenpeitsche suche, und stieß dabei im niedersächsischen Platt die Worte aus: „Da sall ein Kreuzdonnerwetter henin slohn!"

Wie im Nu war unser Freund vom Baume und fiel dem Alten um den Hals. Einen Landsmann, einen Deutschen hier zu finden, mit dem er sich in heimischer Sprache verständigen könne, das war ein zu großes Glück!

Auch den Graubart schien es zu freuen, nach lieben langen Jahren zum ersten mal wieder Laute der Muttersprache zu vernehmen, er hieß einen Schwarzen das Geschäft des Obstpflückens übernehmen und zog den Landsmann in eine nahe kühle Felsgrotte, aus deren hinterer Wand ein klarer Quell hervorquoll, der in einem Bassin aufgefangen wurde.

Hier erzählte er dem Ueberraschten seine Lebens- und Leidensgeschichte. Vor dreißig Jahren war ein bremer Schiff, auf welchem er als Matrose diente und

das in Sicilien Schwefel laden wollte, von tunesischen Korsaren gekapert und er selbst als Sklave verkauft worden. Er hatte schlimme Tage verlebt; sein erster Herr war ein jähzorniger Mann gewesen, der selbst die Peitsche führte, und so war er als Lastthier von morgens früh bis spät am Abend zum Wassertragen verurtheilt gewesen. Er nahm die Flucht, wurde aber wieder ergriffen, erhielt die Bastonnade und wurde dann auf dem Sklavenmarkte in Tunis von neuem verkauft.

Damals war sein jetziger Herr, der Neffe des Paschas, noch Hasnader Grande (Finanzminister); aber er beabsichtigte schon, sich hierher nach Zuwan zurückzuziehen, da sein Onkel mit seiner Finanzverwaltung unzufrieden war. So war Klettmann, dies war der Name des Graubarts, in dieses Paradies gekommen, war Landratte geworden und mit der Zeit ein tüchtiger Gärtner, Obst-, Blumen-, Gemüsezüchter, der hoch in Ansehen bei seinem Herrn stand und in Furcht bei Sklaven und Sklavinnen. „Ich bin verheirathet gewesen mit der Tochter eines Beduinenhäuptlings“, erzählte der Alte, „noch dazu mit einer Genähten, deren Mutter ich für das Aufschneiden 300 Piaster bezahlen mußte. Ich lebte glücklich und zufrieden, hatte drei Kinder, da schleppte ein Hirt die Pest ein, und in wenigen

Stunden waren Frau und Kinder Leichen. Maschullah!" (Wie es Gott gefällt!)

„Nun min Jung", unterbrach er sich, „Noth sollst du in Zuwan nicht haben; Ibrahim, der Besitzer dieses Gutes, glaubt, alle Deutschen seien geborene Gärtner, hat dich zu meinem Gehülfen und Nachfolger ausersehen. Lo eloha il' Allah Mohamed rassul Allah — es ist kein Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet! — Nun das ist keine Kunst; was ich kann und weiß, habe ich bei der Arbeit selbst gelernt, der besten Lehrmeisterin. Sonne und Wasser, mehr bedarf es nicht, und an beiden haben wir Ueberfluß.

„Aber mein Junge", fuhr Hinrik, wie er sich genannt wissen wollte, fort, „eins ist, vor dem du dich in Acht nehmen mußt; das sind die Weiber des Harems. Sie können es nicht lassen, mit Christensklaven zu liebäugeln, ihnen Selams zu senden und durch Blumen die glühendsten Liebeserklärungen zu machen. Allein sie sind falsch und treulos, und das Haremsvolk im Herrenhause gottlob! insgesammt häßlich, fett, aufgemästet.

„Ibrahim ist zu alt, um eifersüchtig zu sein, allein er ist zu stolz, um zu dulden, daß ein Christensklave eins seiner Weiber und Kebsweiber auch nur von Angesicht zu Angesicht schaue, geschweige sie mit der Hand berühre.

„Ich werde dir, mein Junge, vor allem die Sprache der Blumen und weise Worte des Korans lehren, die dich gegen Anfechtungen der Weiber stichfest machen. Doch, mein Jung", unterbrach er sich mit seinem Lieblingsausdruck, „ich vergesse ganz, daß du wol Hunger und Durst haben wirst."

Und als nun der Jüngling erzählte, daß er außer etwas trockenem Schaffleisch und Schafmilch, auch mittags einigen Kirschen und Orangen, nichts genossen, befahl der Alte einer Schwarzen, sofort ein Lamm zu schlachten und zu rösten, und zog den Gast in seine Wohnung.

Diese bestand aus drei Theilen, einem großen Hofraum, der nach hinten von einem Felsen eingeschlossen war und der eigentlich den Hauptraum bildete, einer Vorhalle, in der sich eine Art Küche befand, und zwei Flügeln mit verschiedenen Gemächern. Die Vorhalle war sehr düster und empfing ihr Licht nur von der Hofseite her.

In der Mitte des Hofraumes befand sich ein großer Wasserbehälter, welcher verschiedene aus den Felsen rinnende Quellen in sich aufnahm und zum Regulator der Springbrunnen diente, die in den untern Gartenterrassen ihre Wasser in die Luft strahlten.

Die Felsseite entlang hatte man eine Bank oder Ottomane in den Fels gehauen, unter der die ver-

schiedenen Quellen in das Bassin geleitet wurden. Sie war mit Lammsfellen überdeckt. Der Felswand gegenüber, da wo der Felsgrund aufhörte, breitete eine Palme über einen großen Theil des Hofes ihre zitternden Schatten. An beiden Flügelseiten des Hofraumes standen gleichfalls gepolsterte, mit Leder überzogene Ottomanen mit Teppichen und Kissen aller Art, wie auch der Raum vor demselben mit Teppichen bedeckt war.

Das gab einen köstlichen Platz, um der Ruhe zu pflegen, und eine Stunde bevor der Marabut zum Gebete rief, saß hier Hinrik mit untergeschlagenen Beinen, eine Pfeife türkischen Tabacks rauchend, während sein Genosse halb sitzend, halb liegend das Gleiche that.

Jener war schon so sehr Muselman, daß er trotz seines Redeflusses zu andern Zeiten, wenn er die Pfeife im Munde hatte, stundenlang, ohne ein Wort zu sprechen, mit verklärtem Gesichte den blauen kräuselnden Wolken, die er in die Luft blies, nachsehen konnte. Aber sein Geist war nicht unthätig, er dachte: Allah ist groß. Wie oft hatte er sich nach dem Tode seiner Frau und seiner Kinder trotz des Paradieses, in dem er lebte, einsam gefühlt und an die grünen Marschen und die braunen Moore seiner Heimat zurückgedacht. Wie oft hatte er, jetzt über sechzig Jahre alt, die Ab-

nahme seiner Kräfte gefühlt und seinen Herrn gebeten, ihm einen jüngern Gehülfen zur Seite zu stellen. Er war, seitdem er sich zum Mohammedanismus bekannt, kein Sklave mehr, eine Art Freigelassener, selbst Beaufsichtiger von schwarzen und braunen Sklaven, als der er einen ansehnlichen Gehalt, 500 Piaster, von Ibrahim empfing. Er verstand sich vollkommen im Arabischen auszudrücken und kannte den Koran halb auswendig. Nun hatte ihm das Glück einen Landsmann zugeführt, mit dem er in der süßen Muttersprache reden konnte; wenn auch Hellung nur hochdeutsch sprach, er dagegen nur platt, so verstand er doch das Hochdeutsche und jener die niedersächsische Mundart. Es schien ihm ein wahrer Gottessegen, daß ihm ein Landsmann und nicht etwa ein herzloser Engländer, ein schwatzhafter, windbeuteliger Franzose oder gar ein heimtückischer Italiener zum Gehülfen gegeben war, er gelobte sich in der Stille, den Genossen zu lieben und zu halten wie einen Sohn.

Der Maler starrte zum Palmdache über sich in die Höhe, er dachte an das bescheidenere Paradies bei Jena und sein bescheidenes Veilchen darin. Würde er Karoline je wiedersehen, konnte er von ihr verlangen, daß sie ihm treu bleibe, wenn sie in Jahr und Tag von seinem Dasein nichts höre?

Was würde sie thun, wenn sie wüßte, daß er jetzt

Gärtnersklave am Fuße des Zuwan sei? Solche Gedanken beschäftigten ihn. Inzwischen war das Lamm geschlachtet und geschmort, gewiß noch auf dieselbe Weise, wie die Frauen der Erzväter es thaten, und dann mit den Fingern verspeist. Das war eine Kunst, die unser Freund erst lernen mußte, wie auch das Sitzen auf den eigenen Beinen.

Abends, nachdem Hinrik Gebet und Waschung verrichtet — und er war darin gewissenhaft wie ein Araber —, setzte man sich auf das Plattdach, und hier mußte der junge Künstler seine Lebensschicksale erzählen.

„Min Jung“, sagte der Wirth, als jener geendet, in seiner zutraulichen Weise, „man muß sich in das Unvermeidliche fügen lernen. Eine Aussicht, von hier fort wieder in die Heimat zu kommen, hast du nur dann, wenn der Herr Ibrahim dich liebgewinnt, dann schenkt er dir bei seinem Leben oder in seinem Testament wol die Freiheit; der Weg dazu wird geebnet, wenn du dich zum Mohammedanismus bekennst. Es ist dies gar keine so üble Religion und sie weicht vom Christenthume nur in wenigen Punkten ab, in solchen, wo ich die christlichen Lehren nie verstanden habe; Allah ist der eine, sich gleiche, allmächtige, allwissende, allgewaltige, ewige, allweise, allgerechte Gott, der Schöpfer und Erhalter der Welt. Genügt das nicht? Du brauchst

deinen Glauben nicht abzuschwören und nicht zu verfluchen. Vielleicht wird dir die empfindlichste Operation bei dem Glaubenswechsel erlassen, und um so lauter bekennst du: Es ist kein Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet."

„Es scheint mir das keine so große Eile zu haben", meinte der andere, „ich will mir die Dinge hier erst einmal ansehen."

Und er sah sich die Dinge an. Er war nicht ohne Verständniß und ohne Sinn für Gartenbau, hatte er doch seinem Schwiegervater und seiner Braut oft zur Seite gestanden bei ihren ländlichen Beschäftigungen; als Maler hatte er Natursinn in hohem Grade und er lernte bald diesen auf das Kleine beschränken, während er bisher das Grandiose in der Natur gesucht und dargestellt hatte. Was im Anfange Resignation gewesen war, wurde bald eine Lust für ihn, und er war ein lernbegieriger und geschickter Schüler, an dem Hinrik seine Freude hatte.

Aber es kam nur allzu bald die böse Regenzeit, und da galt es, Terrassen und Gärten vor allzu vielem Wasser zu schützen, namentlich die Dattelpalmen. Zwar hatte man großartige Vorkehrungen getroffen, die Hauptgewässer, welche die Terrassen bedrohten, abzuleiten. An beiden Seiten der Besitzung waren größere Teiche

angelegt, in denen das Wasser der unzähligen Bäche, die den Zuwan herunterstürzten, gesammelt und neben den Gärten in das Thal geleitet wurden; aber die eigenen Quellen, welche zur Sommerbewässerung gebraucht wurden, hatten oft so viel Wasser, daß man auf künstliche Abflüsse Bedacht nehmen mußte.

Im ganzen zwang aber die Jahreszeit, viel im Hause zu verweilen, wo der Aufenthalt in den dunkeln Zimmern wie im Hofe nicht angenehm war. Zwar hatte man ein Regendach von Leinwand an die Dächer befestigt, welches das Wasser der Mitte zu und in das Fontainenbassin leitete; aber die Eingangsseite war wegen des Palmbaumes nicht ordentlich verdichtet, und man konnte den Hof nicht betreten, ohne durchnäßt zu werden.

Hinrik war an die Regenzeit wie an den Sonnenschein gewöhnt, er saß unter einem kleinen Zelte, das eben Raum genug hatte, um ihm und seinem neuen Freunde Platz zu gewähren, und rauchte oder las Hellung einen oder einige Surahs aus dem Koran vor, übersetzte dieselben und unterrichtete ihn so im Arabischen und in der Religion zugleich.

Er konnte das schon am ersten Tage hervorgetretene Streben, den Maler zum Bekenner Mohammed's zu machen, nicht unterdrücken, so sehr dieser auch abwehrte.

Unser Freund fühlte immer stärker den Mangel an Beschäftigung, und das trieb ihn, das einzige Buch, das man besaß, den Koran, nachdem er die arabischen Zeichen kennen gelernt, fleißig zu studiren und manchen Vers und guten Spruch desselben auswendig zu lernen. Er konnte die fünf Gebete, die der Gläubige täglich beten soll, hersagen, er wußte, was Fared und Haram, Tradschib und Mettrusch war (unbedingte Verbindlichkeit und Verbrechen an ihr, kanonische Verpflichtung und tadelnswerthe Handlung in Umgehen derselben), er hielt viele Vorschriften des Mohammedanismus, z. B. daß der Gläubige den zehnten Theil seines Einkommens als Almosen spenden soll, für richtiger als die Vorschrift christlicher Priester, ihnen den Zehnten zu spenden, kurz, er war auf gutem Wege, ein Gläubiger zu werden, wenn nicht manche Vorschriften seiner Natur und Lebensgewohnheit noch zuwider gewesen wären. Gott hat gesagt, man soll ihn nicht im Abbilde vorstellen, auch kein Bild von dem machen, was im Himmel und auf Erden ist, also verbietet der Koran die Darstellung alles dessen, was Leben hat, durch Zeichen, Malerei und Bildhauerkunst. Er hatte nichts dagegen zu erinnern, daß der Prophet sagte: „Wein ist der Vater des Verbrechens", und „Wein zu trinken ist nicht minder strafbar als die Götzen anzubeten";

er billigte, daß der Koran Glücksspiele verbot, den Frauen befiehlt, Busen und Hals, Hände und Füße zu bedecken; aber daß er auch Musik und Tanz, die Abbildung belebter Gegenstände und Bildhauerei verbot, das wollte ihm nicht in den Sinn. Im Gegentheil war seine ganze Sehnsucht auf Leinwand und Farben, Palette und Pinsel gerichtet. Gar zu gern hätte er ein Bild, das seiner Phantasie vorschwebte, seitdem er die Zuwanregion betreten, auf der Leinwand festgehalten, das Bild vom Paradiese. Eine Skizze hatte er schon auf eine dazu geeignete Halbwand gezeichnet, mit Kohle, die er sich von Akazienholz selbst bereitet. Nur die Stelle, wo Adam und Eva Platz finden sollten, war noch nicht ausgefüllt. Er hatte Hinrik angegangen, ihm von Tunis, und wenn es da nicht vorräthig sei, von Malta oder Neapel aus das nöthige Zeug zu seiner Malerei zu schaffen, und Hinrik hatte auf das Frühjahr, auf Februar vertröstet, wo die erste Karavane aus dem Sudan nach Tunis hier vorüberziehe, bei der sei ein Händler, der für alles Rath wisse.

Februar kam und mit ihm der Sommer, der Regen hörte auf, die Luft war rein und wolkenlos, balsamisch duftend, die Erde bedeckte sich in wenigen Tagen mit Grün, an den Felsen schlangen sich Weinreben und Schlinggewächse empor, der Oleander trieb in wenigen

Wochen dunkle Blütenknospen, Blumen aller Art schossen auf den Gartenterrassen aus dem Erdboden hervor und wucherten in dem Naturparke daneben aus dem Grase. Unser Freund hatte die besondere Pflege zweier Gartenterrassen übernommen, von denen die eine nur mit Rosen, die andere nur mit Nelken besetzt war. Ibrahim war ein großer Rosenfreund, er hatte keine Kosten gescheut, sich aus Damaskus, der Stadt der Rosen, ja aus Persien die schönsten Stämme kommen zu lassen, und Hinrik hatte durch sorgfältige Pflege, durch Inoculation und Kreuzungen über tausend verschiedene Rosenarten zusammengebracht, von der dunkelsten Purpurfarbe bis zu dem ätherischen Weiß, vom Orangegelb bis zum Lichtgolde waren alle Farben vertreten. Die Farbenpracht des Nelkenfeldes war wahrhaft türkisch. Während der Gärtnerlehrling beschnitt, oculirte, für Ibrahim und seinen Harem täglich zweimal die schönsten Sträuße liefern mußte, sorgte sein Beschützer für das Nützliche, er ließ die Wege reinigen und ebnen, die Steine, welche die Winterwasser auf die Terrassen geschwemmt, entfernen, dann aber war es hauptsächlich der Gemüsebau, der ihn beschäftigte, und die Sorge für die Obstbäume. Hellung hatte noch nie so vortreffliche Spargel gegessen, wie hier schon im beginnenden Februar aus den Beeten massenhaft empor=

schossen, Erbsen und Bohnen kamen nach Verlauf von vierzehn Tagen zur Blüte, Artischoke und Wassermelone, Gurke und Kürbis, Blumenkohl von enormen Dimensionen wuchsen in diesem Paradiese, wie der junge Deutsche es noch nie gesehen hatte.

Die Beschäftigung mit diesen Dingen zog seinen Geist in immer engere Kreise, es kam ihm vor, als wenn seine Phantasie und seine Verstandeskräfte nachließen, wenigstens fehlte ihm gänzlich das Interesse für solche Sachen, die ihn früher neben der Malerei ausschließlich in Anspruch genommen hatten. Sein Naturell war auf Empfinden angelegt und wurde von den schmeichelnden Reizen des Landes eingewiegt. Orientalische Genügsamkeit und Ruhe schien über ihn gekommen. Wenn er die Blüten abendländischer Civilisation, wie sie ihm in den letzten Jahren in Neapel vor die Augen getreten waren, das Verderbniß des Hofes und die gänzliche Verdummung des Volks unter der Leitung dieser fanatisch-heuchlerischen, brutalen und listig-boshaften Priesterhorden, die sich nach dem Sturze der Parthenopeischen Republik auch wie blutgierige Hyänen über das Land ergossen, verglich mit der Einfachheit, Gottergebenheit, Selbstgenügsamkeit dieser Araber; wenn er die Heucheleien der christlichen Priester und das gläubige Vertrauen gegeneinanderhielt, mit

dem der Mohammedaner zu Allah betet; wenn er eine große Menge beherzigungswerther Koranverse sich ins Gedächtniß zurückrief, so wurde es ihm zweifelhaft, ob diese christliche Civilisation, wie sie unter der Hand der Kirche, der Bischöfe, der Consistorien sich gestaltet, vor der Religion des Propheten wirklich so viele Vorzüge habe.

Trotz der Vielweiberei sah er hier die Familiengefühle in mancher Hinsicht heiliger gehalten als in Europa, trotz der Sklaverei sah er hier eine sich namentlich im Wohlthätigkeitssinn viel weiter erstreckende Humanität, als er sie in Neapel, Rom, Deutschland gesehen. Welches waren die Beweggründe, die das Leben in Europa bedingten? Immer waren es unbefriedigte Bedürfnisse, Herrschsucht, Gier nach Ansehen, Auszeichnung oder Reichthum, hier in Afrika war es die Bedürfnißlosigkeit, welche das Anschmiegen an die Natur, diese Ergebenheit in die Fügungen Allah's, diese stolze Selbstgenüge hervorbrachten. Wenn er sein eigenes Thun betrachtete, war es blos Liebe zur Kunst gewesen, welche seine bessern Arbeiten ins Leben gerufen? Hatte nicht das Streben nach dem Ruhme eines bedeutenden Künstlers, der Ehrgeiz, es seinen Freunden zuvorzuthun, vollen Antheil daran? Wenn er jetzt in dieser Einsamkeit, wo er keinen Lober und Bewunderer fand, wo er

weder auf einen Mäcen noch auf den Beifall der Menge rechnen konnte, ein Kunstwerk schuf, so war das ganz ein anderes.

Indeß war die Karavane von Tunis zurückgekehrt, ohne das ersehnte Geräth zum Malen mitzubringen; allein Ali, der Handelsmann, erklärte, daß alles bestellt sei und aus Italien herbeigeschafft werde, und gedenke er auf seinem Herbstzuge nach Tunis die Sachen mitzubringen.

Der Herbst nahte, wenn man in Zuwan überhaupt von einem solchen sprechen durfte, da es eigentlich am Frühling und Herbst in unserm Sinne fehlte. Der Karavanenzug kam zum zweiten male von Tunis zurück und brachte diesmal die ersehnten Malergeräthschaften. Hellung baute nun für sich in dem Hofraum Hinrik's eine Malerwerkstätte aus einem Kamelhaarzelte und fing sein Paradies, zu dem er fortwährend Einzelstudien gemacht, zu malen an.

Kurz vor diesem Ereignisse war ihm das erste Liebesabenteuer, wenn man es so nennen kann, begegnet. Ein Theil seiner Rosen bestand aus Remontanten, die man damals in Syrien und Afrika schon kannte. Sie blühten auch während der Regenzeit, d. h. im Winter, und wurden dann vor dem Regen durch ein Regendach geschützt, das die Rosenterrasse in seiner ganzen Breite

überdeckte, ein künstliches, wasserdichtes Gewebe aus Kamelhaar und Baumwolle, das auf hohen Stangen über die Rosen gebreitet war, sodaß diese der frischen von allen Seiten hinzuströmenden Luft nicht entbehrten. Unter den Rosen befand sich ein hoher beinahe armdicker Stamm einer Noisetterose mit einer weitausgebreiteten Krone, der unaufhörlich in starken Büscheltrauben eine zarte schneeweiße, im Kelche röthlich angehauchte Rose hervortrieb. Die ungeheuere Fruchtbarkeit des Rosenbaums wie die Lieblichkeit der Rosenbüschel hatte des Künstlers besondere Aufmerksamkeit diesem Baume zugelenkt, und er hatte auf einem Palmblatte, das er an dem Baume aufgehängt, die Anzahl der Knospen, die er wöchentlich zählte, eingeritzt. Eines Tages, als das Regendach noch nicht aufgehängt war und er seine Rosenterrasse betrat, sah er zwei weibliche Gestalten bei seinem Lieblingsbaume stehen und an demselben hantieren. Er schlich sich auf seinen Sandalen vorsichtig näher und erblickte zwei dichtverschleierte Gestalten, von denen die eine klein, schlank, zierlich gebaut, die andere größer, voller, aber schlank und schmiegsam war. Er glaubte, als er näher kam, zu sehen, wie die Größere den Schleier der Kleinern vom Gesichte hinwegschob und ihr schwarzes Haar mit einem Büschel eben aufknospender Rosen-

blüten schmückte. Die Gesichtszüge verdeckte der Rosenbusch.

Rasch trat der junge Mann näher; aber seine Anwesenheit wurde jetzt entdeckt, und die Frauen bereiteten sich zur eiligen Flucht; doch ein Dorn hielt den zurückgeschlagenen Schleier der Jüngern gefangen, und es gelang dem Späher einen vollen Blick auf ein engelschönes Gesicht zu werfen, von blendendweißer Farbe, umrollt von schwarzem Haar, das in langen Locken unter einem Kaschmirturban herabwallte. Das Antlitz war von der Röthe der Scham darüber angehaucht, daß der böse Dorn den Schleier zurückhielt und den Anblick ihres Antlitzes dem Christensklaven preisgab. Aber ein Blitzblick aus den schwarzen Augen streifte mit versengender Glut das Auge des Fremden. Mit Gewalt der Hand riß sie den Schleier vor das Gesicht und flüchtete mit dem leichten Tritte einer Gazelle in die nächste untere Terrasse.

Als er dem Rosenbaume näher trat, fand er in einem der schönsten Blütenbüschel die dunkelste Purpurknospe, welche vielleicht auf der ganzen Terrasse sproßte, und daran ein Palmenblatt geheftet, in welches Verse eingeritzt waren, die nach Bodenstedt's Uebersetzung also lauten würden:

Mein Herz schmückt sich mit dir, wie sich
Der Himmel mit der Sonne schmückt —
Du gibst ihm Glanz, und ohne dich
Bleibt es in dunkle Nacht entrückt.

Das war ja eine offene Liebeserklärung — aber wer waren die Frauen gewesen? Von den Weibern oder Kebsweibern Ibrahim's schwerlich, sie waren zu jung.

Der Erstaunte küßte die Rosenknospe und verbarg sie auf seiner Brust neben dem Palmblatte und eilte zu der Terrasse, an der er Hinrik beschäftigt wußte. Er berichtete diesem, daß er zwei Frauenzimmer an seinem Lieblingsrosenbaume betroffen habe, und beschrieb das Aeußere derselben, um zu fragen, wer sie seien?

„Das wird Mirza, das Lieblingskind meines Herrn, und ihre Sklavin, die Abyssinierin Fatime, gewesen sein. Ibrahim hatte, wie das schon sein Stand erforderte, außer den Sklavinnen vier rechtmäßige Frauen. Da ein Muselman «men al el Kitab», d. h. eine Christin und eine Jüdin heirathen darf, weil sie einem Volke angehören, das von Gott ein Buch erhalten hat, aber nicht «abd el es nam», eine Götzendienerin, eine Giaur, so hatte Ibrahim auch eine Christin, eine sehr schöne Griechin, und eine Jüdin aus Damaskus zur Frau. Letztere starb vor etwa zwölf Jahren bei der Geburt Mirza's, die du gesehen haben wirst, daher

wurde diese einer abyssinischen Amme übergeben, die Beihalterin Ibrahim's war, sodaß Fatime Stief- und Milchschwester Mirza's, zugleich aber ihre Dienerin ist."

Unserm Freunde war vor diesem Abenteuer recht heimkrank und langweilig zu Muthe gewesen, die Stimmung, in der er sich mit dem orientalischen Lebensschlummer versöhnt geglaubt, ja diesen über die europäische Civilisation gesetzt, war schnell vorübergegangen. Wie alle Deutsche, so war er Freund der Geselligkeit, und diese hatte ihm noch nie gefehlt, weder auf Universitäten, noch bei seinem Studium als Maler, noch später in Rom und Neapel. Ueberall hatte er sich geselligen Kreisen, die ihm zusagten, enger angeschlossen. Kurze Zeit vor seinem Misgeschicke, das ihn in die Fremde und Knechtschaft führte, waren Karl Haus und Olga, verschiedene Kunstgenossen und die Pythagoräer Genossen verschiedenartiger gesellschaftlicher Freuden gewesen; jetzt fühlte er sich ganz vereinsamt, denn der Umgang mit Hinrik, auf den er beschränkt war, konnte sein lebhaftes Gemüth nicht ausfüllen und zeigte, daß dieser in dreißig Jahren zu einem ruhig in das Schicksal ergebenen Orientalen geworden war. Das erste Wiederfinden war ein Aufbrausen des Geistes gewesen, von dem der gute Hinrik überhaupt keine zu große Portion besaß. Alles, was der Maler geistig hatte mittheilen

können, war längst ausgegeben und die fortwährenden Ermahnungen, den Glauben des Propheten anzunehmen, wurden diesem nachgerade langweilig. Er hätte nach deutscher Gewohnheit gern ein Glas Wein in Gesellschaft getrunken und hatte bei seinem Vorgesetzten verschiedentlich darauf angespielt, ob es denn so ganz unmöglich sei, daß sie einmal ein Gläschen Wein zusammen tränken; aber Hinrik antwortete mit dem Koran: „Kultu unus kirü haram!“ („Alles, was trunken macht, ist verboten“) und setzte hinzu: „Wenn ein Mensch sich in sauerer Milch betrinken könnte, so würde ich auf dieses mein Lieblingsgetränk verzichten.“ Aber sauere Schafsmilch war noch nicht das Lieblingsgetränk seines jungen Freundes und er hatte noch zu wenig Schaf- und Kamelfleisch gegessen, um zu einem solchen orientalischen Kamel zu werden, wie es Hinrik seiner Auffassung nach schon war. Seit jenem Blitzblick der schwarzen Augen war der Maler ein anderer Mensch, er träumte Tag und Nacht von diesen Augen, und als er am ersten Regentage vor seiner Staffelei stand, um die Skizze seines Paradieses zu entwerfen, begeisterten ihn die schwarzen Augen zu einer wahrhaft orientalischen Anschauung. Er wollte nicht dem breitgetretenen Wege der Bibel folgen, sondern der Sage des Korans. Danach war aber nicht der Apfel die verbotene Frucht,

sondern Weizen. Er wollte seine Eva malen, wie sie, einen Kranz goldener Weizenähren im Haar, durchschlungen mit blauen Cyanen, in der Hand ein dichtes Büschel Weizenähren, mit untergeschlagenen Beinen vor einer Handmühle sitzt, wie sie noch jetzt von den arabischen Frauen zum Getreidemahlen gebraucht wurde, und die so alt wie das Paradies selbst sein mußte. Adam sollte an einem Baume stehen, sodaß man nur sein Profil sähe, Eva zu ihm mit einem solchen Glutblick aufschauend, wie Mirza's Augen streifend auf ihn geworfen, gleichsam um Erlaubniß bittend, den Büschel Weizen in der Hand unter der Getreidemühle abmalen zu dürfen. Eine Schlange erhob sich nach dem Plane des Künstlers ringelnd von der Erde, mit ihren klugen Augen die goldenen Aehren zu betrachten und gleichsam ihre Zustimmung zu dem Wunsche Eva's aussprechend. Adam stand ganz in Verwunderung seiner so geschmückten Eva versunken, und nur diese konnte seiner Stellung nach erkennen, daß der Zeitpunkt gekommen war, in dem sie unternehmen dürfe, was sie wolle, wenn sie der Naschlust Adam's nur gleichfalls Gewähr verheiße.

Aber ein solches Bild ließ sich leichter in der Phantasie hervorzaubern, als auf die Leinwand bringen, namentlich wollte die Position der untergeschlagenen Beine in keiner Weise malerisch erscheinen, und der

Maler versuchte nun für seine Eva eine halb liegende Stellung, die sie in den Augen Adam's noch verführerischer machen müsse. Diese Bemühungen scheiterten indeß an seinem Mangel an Uebung, menschliche Figuren ohne Modell zu zeichnen. Er war daran in Dresden und Italien gewöhnt, und hier wollte die Arbeit nicht vorwärts gehen, sie erhitzte nur seine Phantasie und machte seine Nächte unruhig. Er ging jeden Tag zu der Stunde, um welche er die Frauen dort angetroffen, zu der Rosenterrasse, allein er fand sie nicht wieder. Aber wozu hatte er denn von seinem Lehrmeister die Kunst der Blumensprache erlernt? Zwar standen ihm jetzt außer Rosen nur wenige Blumen zu Gebote, indeß die Liebessprache der Orientalen wußte leicht zu ergänzen, wenn nur die Andeutungen gegeben waren, und alle Hauptworte zu einer glühenden Liebeserklärung waren in Rosen vorhanden; die ausschmückenden Beiworte fehlten freilich, aber die weibliche Phantasie konnte sie leicht nach eigener Willkür ersetzen.

Ein Selam war gewunden und in dem bekannten fortwährend blühenden Rosenbaume verborgen. Am Abend fehlte der Blumenstrauß, und am andern Morgen hing ein Palmblatt an der Stelle desselben mit den Worten: „Werde gläubig, und Allah wird deine Wünsche gewähren.“

Das war nun nicht nach des Malers Sinn, er hätte seine Wünsche gern ohne die Dazwischenkunft Allah's und seiner Priester befriedigt gesehen. Er wiederholte seine Liebesbetheuerungen in allen ihm in dieser Jahreszeit möglichen Variationen. Immer aber dieselbe Antwort.

Das Gemälde wollte nicht vorwärts; in seiner Verzweiflung, daß die menschlichen Figuren nicht gelingen wollten, hatte er den Hintergrund, in welchem sich die größere Thierwelt, Elefanten, Kamele und Dromedare, Löwe und Büffelochs friedlich bewegten, zu untermalen begonnen. Nun kám noch ein äußeres Hinderniß hinzu. Hinrik, der Anfang October am Fieber gelitten hatte, klagte täglich mehr über das Hinschwinden seiner Kräfte, er hatte keinen Appetit, selbst die Wasserpfeife wollte ihm nicht mehr munden. Das Terrassensteigen war ihm zu beschwerlich, er fühle alle seine Glieder, sagte er, und so mußte der jüngere Gehülfe seinerseits alle Arbeiten im Freien überwachen, besonders die Ableitung der Gewässer. War er von dieser Arbeit zurückgekehrt, so mußte er Hinrik einige von den 6666 Ayats (Verse) vorlesen, oder erhielt von ihm Belehrungen über die Gemüse- und Obstbaumzucht, die er niederschreiben mußte. „Ich fühle mein Ende nahen, ich werde keine Mandelblüte mehr sehen", sagte Hinrik, „was du

von mir lernen kannst, mußt du in diesen Tagen lernen.“

Der Liebende versäumte keinen Tag, einen Selam zu winden, den er jeden andern Tag entfernt fand, und an seiner Stelle ein Palmblatt mit den Worten: „Werde gläubig!“

Indeß war es nach christlicher Rechnung Neujahr geworden, und Hinrik wurde mit jedem Tage hinfälliger. Er schickte nach dem Kadi in Zuwan, um sein Testament zu machen, und zugleich nach dem Imam, um die Verheißungen Mohammed's noch aus seinem Munde zu vernehmen. Während man auf beide Personen wartete, mußte Hellung zu Hinrik's Füßen sich in dem Zelte niederkauern. „Hör wol an, min Jung, wat ick die jetzt segge.“ Heinrich erörterte nun als Resultat seiner Lebenserfahrung, wenn auch nicht mit den Worten, etwa folgende Gedanken:

„Die Religion ist keine Sache, die ein Mensch für sich abmachen kann; wie zu allem Menschlichen, gehört Gemeinsamkeit auch zur Religion, ein Christ kann kein Christ bleiben, wenn er sein Leben unter einem nichtchristlichen Volke zubringen muß. Das Alleinstehen führt von Gott ab, sei es in dieser, sei es in jener Weise.

„Der Mohammedanismus würde nicht so ungemein verbreitet sein, wenn er nicht eine Religion wäre, die

für den Orient paßt u. dgl. Ob du, mein Junge, die Heimat je wiedersehen wirst, steht dahin, jedenfalls wird ein Uebertritt zum Propheten dir das Entkommen erleichtern, gewähre mir die Freude, dich noch vor meinem Tode im Turban zu sehen. Du brauchst dein Christenthum nicht abzuschwören, unser Glaube nimmt das Christenthum in sich auf, er hält Christus hoch in Ehren als Prophet, der lebendig gen Himmel gefahren und am Jüngsten Tage herabkommt, um den Dedschal (Antichrist) zu tödten. Wenn ich todt bin, wirst du dich sehr einsam und verlassen fühlen, man wird dich mehr als jetzt, wo du unter meinem besondern Schutze standest, fühlen lassen, daß du ein Ungläubiger bist. Siehe, ich habe die Absicht, ein Testament zu machen und dich zu meinem Erben einzusetzen; aber ich darf das nicht, denn ich darf weder einen Christen, noch einen Juden, noch einen in Dar Harb Wohnenden zum Erben ernennen. Wirst du nicht Muselman, so wird der Fiscus sich meines Vermögens bemächtigen. Und dieses Vermögen ist nicht gering. Der Schmuck meiner Frau allein ist sehr werthvoll. Seitdem mich Ibrahim aus der Sklaverei entlassen, hat er mir außer dieser Wohnung jährlich 500 Piaster Lohn gegeben, von denen ich wenige Stücke gebraucht habe. Ibrahim wird dich sofort frei-

lassen, er wird dir auch eine Frau geben oder dir gestatten, eine solche zu kaufen, denn wie du weißt, sagt der Koran: «Heirathen ist Pflicht!» Du wirst als mein Erbe reich genug sein, selbst für die Lieblingstochter Ibrahim's, die liebliche Mirza, die Hochzeitsgabe darbringen zu können. Er wird sie dir nicht verweigern, denn er hält die Europäer für gleichadelich wie die Araber, und da er schon zwanzig Töchter verheirathet und noch vier zu verheirathen hat, wird er sie dir geben, um seinem einzigen Sohne, der eine Fregatte des Paschas commandirt, ein reicheres Erbe zu hinterlassen. Nun, was schweigst du? Du wirst deinem Glücke, das dich so offenbarlich aufsucht, doch nicht den Rücken kehren?"

„Ich will deinem Wunsche Folge geben", sagte unser Freund mit leidenschaftlicher Hast ohne Besinnen. Welches Motiv auf ihn am meisten eingewirkt hatte, darüber war er sich selbst nicht klar, nur daß nicht das Gewinnen durch Erbschaft sein Beweggrund war, stand fest. Die Leichtigkeit seines Entschlusses erklärte sich aber hauptsächlich daher, daß er lutherischer Christ in dem Sinne, in welchem er sich dazu bei der Confirmation bekannt, schon längst nicht mehr war. An das „Niedergefahren zur Hölle und am dritten Tage wieder auferstanden um aufzufahren gen Himmel" hatte er

schon damals nicht geglaubt, und der Glaube an einen dreieinigen Gott war ihm immer unverständlicher geworden. Mit der Abneigung gegen solche Glaubenssätze, wobei sein gesunder Menschenverstand stillstand, war er auch gegen das eigenthümlich Wahre und Tiefe des christlichen Glaubens, das nach seiner Ansicht sich von jenen Bestandtheilen nicht trennen ließ, gleichgültiger geworden. Nachdem er in Jena Fichte gehört, glaubte er nur noch an einen einheitlichen Gott als das allgemeine göttliche Leben, als Verwalter der allgemeinen moralischen Weltordnung. Ueberhaupt, hatte er von christlichen Lehren und Dogmen nicht alles über Bord geworfen, was seine Vernunft nicht begreifen konnte? Warum sollte er bei den Lehren des Korans nicht desgleichen thun? Die Lehre, daß, wer unter Wölfen lebt, mit ihnen heulen müsse, war ihm nie fremd gewesen, der Gedanke, Mirza als Weib zu besitzen, war ihm aber neu und hatte seine Seele durchblitzt wie früher ihr Blick.

Als der Imam kam, erklärte Hinrik, daß sein Landsmann sich zum Propheten bekennen wolle; dieser examinirte ihn aus dem Koran und fand einen Wohlunterrichteten. Die nothwendige Operation wurde vorgenommen, Hellung sagte sein „La illaha il Allah“ und „Mohammed rassul Allah“ und war Muselman.

Bis dahin hatte derselbe gegen Sonnenstich eine hohe spitz zulaufende persische Mütze aus Lammfell getragen, jetzt bekleidete ihn der Imam mit dem Turban und gab ihm den Namen Hassan.

Hinrik war über dieses Ereigniß sehr froh, er dictirte dem Kadi mit kurzen Worten, daß er Hassan zu seinem Erben ernenne, und bat ihn, Ibrahim davon zu benachrichtigen und in seinem Namen zu bitten, daß er demselben die Freiheit gebe und ihn zu seinem Nachfolger mache.

Wie berauscht band der neue Gläubige selbst ein Selam und hing daran ein Palmblatt mit den Worten: „Ich bin jetzt deines Glaubens, nun halte Wort und mache mich glücklich, du Licht meiner Augen.“

In der Nacht nach dem Uebertritt starb Hinrik und wurde nach der Sitte des Landes schon am andern Tage begraben, wobei der Sarg im Lauftritt nach dem Kirchhofe von Zuwan getragen wurde. Der Erbe verfehlte nicht, ein Denkmal mit dem Turban zu bestellen.

Als Hassan vom Begräbnisse zurückkam, wurde er aufgefordert, vor Ibrahim zu erscheinen. Dieser erklärte ihn für frei und nahm ihn als Obergärtner für 500 Piaster in seine Dienste.

In der Nachlassenschaft des Gartenaufsehers befand

sich eine schwarze Sklavin, welche die Küche besorgte und schon seit dem Tode von Hinrik's Frau dem Haushalte vorgestanden hatte; sie übergab dem Erben die Schätze ihres Herrn, die Juwelen und Perlen ihrer frühern Herrin, den Schlüssel zu einer Truhe mit 30000 Piastern, Seidenstoffen und Kaschmir.

Am dritten Tage nach der Beerdigung erschien gegen Abend Fatime mit einem Schreiben Mirza's:

„Wonne meiner Seele, geliebter Hassan!

Mein Vater will nicht, daß ich mich vor meinem vierzehnten Jahre verheirathe, weil er den Tod der Mutter ihrem zu jugendlichen Alter zuschreibt. Damit Du aber nicht einsam bist, sende ich Dir meine Sklavin Fatime, meine Schwester und Freundin, daß sie Dich tröste und liebe. Sie sei Dein, sei Deine Sache. Sie ist treu wie Gold und zärtlich wie eine Taube. Sie wird fürliebnehmen, wenn Du erst mein bist, mit den Brotsamen, die von des Herrn Tische fallen. Sie wird Dich in der Arbeit unterstützen, Dir die Speisen bereiten, die Mosquitos verscheuchen und Deine Träume überwachen. Sie wird mir Gelegenheit geben, Dich dann und wann zu sehen. Sie wird Dir die Nargileh (Wasserpfeife) anzünden, Marara bereiten, Kaffee sieden, Dir die Tänze ihrer Heimat vortanzen, ganz Deine Sache sein!"

Während Hassan den Brief, der wie immer auf ein Palmblatt geritzt war, las, entschleierte sich Fatime, sie warf ihren Burnus von sich und stand nun da in durchsichtigem weißen Musselinkleide, das in der Taille von einem mit Kaurimuscheln geschmückten Gürtel aus Leder, von welchem lange Stränge auf die bauschigen Beinkleider fielen, zusammengehalten wurde, die Hände auf das Herz gelegt und sie dort zum Zeichen ihrer Hingebung leise bewegend. Als Hassan emporschaute, staunte er — das war eine abyssinische Venus, die vor ihm stand, das Gesicht ein schönes Oval, die braunen Augen, mandelförmig gespalten, drückten die Sanftheit und Zärtlichkeit einer Taube aus, die Nase klein und wohlgestalt, die Lippen fein geschnitten und doch üppig, Zähne so glänzend weiß wie Perlen, eine untadelhafte Büste voll jungfräulicher Rundung, Arme vollkommen schön, kleine Hände und wunderbar kleine Füße, mit bogenförmiger Krümmung des Spannes. Um den zierlichen Knöchel wie um das Handgelenk trug sie einen Ring in Form einer Schlange. Die Farbe ihrer Haut war nicht wohl zu beschreiben, es war nicht die kupferbraune Farbe ihrer Landsleute, es war ein mattes Goldgelb, durch das ein rosiger Schein im Gesicht, an den Armen und Füßen durchschimmerte. Letztere waren von den Knöcheln an, wo die Beinkleider zusammen=

geschnürt waren, bloß und die kleinen Füßchen steckten in einer Art von rothen Maroquinschuhen, die eben nur die Fußzehen und die äußersten Hacken einnahmen und die schöne Spannung des Fußes zeigten.

Hassan war ganz starr und stumm vor Staunen, er wußte nicht, was er thun, nicht, was er sagen sollte. Endlich stammelte er hervor: „Ich bin nicht würdig, ein so hohes Geschenk von der Königin meines Herzens anzunehmen.“

„Du würdest aber Mirza und ihre Sklavin Fatime auf das tödlichste beleidigen, wolltest du diese erste Liebesgabe verschmähen“, sagte Fatime mit äußerst sanfter Stimme und beinahe flehendem Blick, indem sie zum Zeichen der Ergebung, wie ein um Erbarmen Flehender, die linke Hand an Hassan's Bart legte und mit der rechten Hand seine Rechte umfaßte.

Dieser war im Begriff, diese schöne Hand zu küssen, als Fatime vor ihm auf die Knie sank und ihn flehend anschaute.

So rief er denn seine alte schwarze Sklavin und hieß ihr Fatime ein Gemach anweisen, dann stürzte er aus dem Hause, die Terrassen des Gartens hinunter, dem Naturparke zu.

Das Regenwetter hatte seit acht Tagen aufgehört, und diese acht Tage hatten hingereicht, Gräser und

Blüten, Knospen und Blätter in dem Garten wie im Naturparke hervorzuzaubern. Er warf sich unter einen Dattelbaum und starrte zu dem sternfunkelnden Himmelszelte empor; denn es war Abend geworden. In seinem Kopfe wirrte und schwirrte es, sein Blut rann schneller, in seiner Phantasie kämpfte das Bild Fatime's, das er in plastischer Vollendung vor Augen hatte, mit dem Mirza's, welches halb Phantasiebild war, da er eigentlich nur den Augenblitz gesehen hatte. Das Bild seiner ersten Jugendliebe, seiner Karoline, war immer mehr verblaßt, und seitdem er weder ihre kleinen Briefe mit Liebesversicherungen empfing, noch an sie schreiben konnte, war es natürlich, daß er weniger häufig an sie dachte. Seit Wochen hatte er nur an Mirza gedacht und ihr Bild mit allem möglichen Liebreiz geschmückt. Heute trat zwischen dieses Phantasiebild Fatime in voller plastischer Wirklichkeit.

Der Entflammte kannte alle Lehren des Korans, er kannte viel von den Sitten der Araber, die seinen Begierden das Wort redeten, aber er hing auch noch an europäisch-christlichen Anschauungen. Die Bedeutung des Geschenkes seiner Geliebten sah er nur halb, ihm fehlte der Begriff davon, wie arabische Frauen und Mädchen es für eine alberne Prätension halten würden, von einem Manne allein geliebt zu sein. Er hatte

bisher nur die äußere Erscheinung vor Augen; der tiefere Grund derselben, daß das arabische Weib durch die Sitte so tief erniedrigt ist, daß es überall nicht zu dem Gefühle seiner Eigenwürde kommt, wurde ihm erst später klar. Er wußte, daß das Nebeneinandergeliebt-werden für die Frauen des Orients nichts Abstoßendes hat, wie daß es nichts Seltenes war, daß eine recht-mäßige Frau ihrem Manne eine sehr schöne Sklavin schenkt, sei es auch nur, um des Mannes Zuneigung von einer andern Frau oder einem Kebsweibe abzu-lenken, die sie haßt, oder auf die sie eifersüchtig ist.

Auch der Gedanke, Fatime als seine Sache anzu-sehen, war ihm ein fremder, er wußte ja nicht, daß dabei zugleich ein Willensact und die Neigung Fatime's selbst thätig gewesen war, daß ihre hingebende Liebe es gewesen, die diesen Ausdruck gefunden. Er ahnte nicht, daß die um ein Jahr ältere und entwickeltere Fatime früher in Liebe zu ihm entbrannt war als Mirza, daß jene es gewesen, welche überall sein erstes Zusammen-treffen mit Mirza herbeigeführt und die Liebe dieser erst durch Gespräche und Schilderungen angeflammt hatte, daß sie es gewesen, die dem zarten, noch unentwickelten Kinde die Verse Schanfara's sowol als den Brief dictirt, den sie überbracht hatte.

Der Dattelbaum, unter dem der Maler sich ge-

lagert, war derselbe, den er in dem Vordergrunde seines Paradieses angebracht hatte, als Standort für Adam. Da er aus seinen Träumereien erwachte und sah, unter welchem Baume er eigentlich geruht hatte, sprangen seine Phantasien sofort zu seinem Bilde über und nun kam ihm der Gedanke, daß er ja nun habe, was er so lange gesucht, das Modell zu seiner Eva.

Das erfüllte ihn ganz. Er erhob sich rasch und besah sich die Gegend, wo er war, im Mondscheine, um einen Platz zu finden, wo Eva lagere. Dann eilte er mit schnellen Schritten seiner Wohnung zu, verrichtete das Abendgebet, zu dem der Marabut schon längst aufgerufen hatte, zündete seine Wasserpfeife an und setzte sich auf das platte Dach seines Hauses und phantasirte von seinem Paradiese mit der goldfarbenen Eva darin.

Nur ein Deutscher konnte so träumen und versäumen, das zu thun, was Pflicht und Sitte des Landes von ihm verlangten. Er saß noch in Träumereien, als der Marabut zur Waschung und Morgenandacht in der Wohnung Ibrahim's aufrief.

Als er seine Ceremonien vollendet hatte und in den Hof seiner Wohnung trat, kam die schwarze Sklavin mit betrübter Miene zu ihm und sagte: „Herr, verzeih! hast du deiner Sklavin Fatime und ihrer frühern Herrin, der Tochter Ibrahim's, diesen furchtbaren Schimpf

anthun können? Fatime hat die ganze Nacht in Thränen zugebracht und sich ihr Haar heute Morgen statt der Waschung und Salbung mit Asche bestreut.“

Hassan sah die Schwarze verwundert an und frug: „Welchen Schimpf hätte ich dem Mädchen angethan?“

Jetzt aber spiegelte sich auf dem Gesichte der Alten das höchste Erstaunen: „Du hast sie für unwürdig gehalten, dein Lager zu theilen, das ist die größte Schmach, die man einem Weibe anthun kann.“

„Eile mich zu entschuldigen“, sagte Hassan, „Unkenntniß der Sitten hat das verschuldet, und dann habe ich selbst in dieser Nacht kein Lager genommen, ich habe auf dem Dache gesessen und von Fatime geträumt.“

Er selbst eilte aus dem Hause auf die Rosenterrasse, wo er einen Strauß schnitt, der in den glühendsten Worten, welche die Blumensprache hat, die Schöne seiner Liebe versicherte.

Dann sprang er zurück. Fatime war durch die Erzählung der Schwarzen beruhigt und eilte ihm bräutlich geschmückt, doch demüthig entgegen. Aber ihr Auge, das bisher sanft und bescheiden zu Boden gesenkt war, fing an in orientalischer Glut unter den langen schwarzen Augenwimpern hervor zu blenden, als sie den Selam, den Liebe verheißenden, empfing. Sie wollte sich wieder

vor ihm niederwerfen, aber Hassan zog sie in seine Arme und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen, der sie elektrisch durchzuckte und zu einem so schmachtenden Blick entflammte, daß Hassan nicht umhin konnte, den Kuß zu wiederholen.

Dann, als das Mädchen sich seinen Armen entwand, führte er sie zu seinem Gemälde und erklärte ihr, die zum ersten male ein Oelbild voll Erstaunen sah, den Zweck desselben und seine Absicht, auf dem unbemalten Platze den Sündenfall durch Eva's Verschulden darzustellen, die Adam verführt, von dem verbotenen Weizen statt von Gerste Kuskussu zu bereiten oder Brot zu backen. „Mir fehlt das Modell zu einer Eva, willst du mir als Modell dienen, so folge mir", sagte er.

„Zwar verbietet der Prophet, daß man Lebendiges abbilde", erwiderte Eva-Fatime, „allein ich bin deine Sklavin, deine Sache, befehle und ich gehorche."

Der Künstler führte sie die Gartenterrassen herab in den stillen, einsamen Naturpark, in welchem der Morgenthau noch in Gräsern und Blumenkelchen glänzte. Nahe der Dattel war ein kleiner Hag, der, gegenwärtig voll tausend duftiger Veilchen, beinahe eine bläulich-grüne Färbung angenommen hatte. Hier hieß er Fatime sich entkleiden und die Stellung annehmen,

die Eva, vor einer Handmühle sitzend, eingenommen haben würde, wenn sie Adam, an den Dattelbaum gelehnt, die Erlaubniß zum Mahlen der verbotenen Frucht abschmeicheln wollte. Unter dem Dattelbaume nahm er selbst seinen Standpunkt, das Skizzenbuch, das mit den Malapparaten von Tunis geschickt war, in der Hand, um mit dem Silberstift die reizende Eva zu skizziren. Diese hatte sich mit der orientalischen Frauen eigenen Koketterie auf die untergeschlagenen Beine gesetzt und lehnte sanft an dem Veilchenhügel, in der einen Hand statt der Weizenähren den Rosenstrauch haltend, mit der andern auf diesen deutend. Sie hielt beide Arme in der reizendsten Rundung, gleichsam bereit, Adam zu umfangen.

Die Schlange fehlte freilich, allein, ob sich Adam nicht doch verführen ließ? Arme Karoline im Paradiese zu Jena, es hätte übermenschliches Verlangen geheißen, diesen erst feucht warmen, schmachtenden, dann immer glühender werdenden Taubenaugen zu widerstehen.

Das Gemälde machte jetzt rasche Fortschritte; gleich nach Sonnenaufgang, ehe noch der Marabut zum ersten Gebet gerufen, saß Hassan an der Staffelei. Hinter dem Veilchenhag erhob sich ein Rosengebüsch, aus dem der Rosenbaum mit den ewig blühenden Büschel-

rosen sich kennbar hervorhob. Die Schatten einer seitwärts stehenden Palme warfen auf Eva ein von Sonnenstrahlen durchbrochenes Licht; in dem Gesträuche seufzte die Nachtigall, Papagaien und andere Vögel bevölkerten Gebüsch und Bäume. Das Bild Eva's war in wenig Wochen bis auf Hals und Kopf vollendet, wegen des Kopfes war Streit zwischen Herrn und Sklavin, letztere wollte, daß an die Stelle ihres Kopfes der schönere Mirza's genommen werde, während jener der Harmonie wegen, und weil die Realität jetzt bei ihm den Vorzug vor Phantasiegebilden hatte, Fatime's Kopf ausmalen wollte, den er schon skizzirt und untermalt hatte. Aber Fatime hatte bei aller Demuth und Unterwürfigkeit schon eine gewisse Herrschaft sich angemaßt, sie beherrschte Hassan's Seele und Sinne, der gar kein anderes Bild neben ihr haben wollte, während ihr Streben dahin ging, das Bild Mirza's nicht nur, sondern diese liebe Halb- und Milchschwester selbst bald als rechtmäßige Frau ihres Herrn neben sich zu sehen. Sie hatte sich entschieden geweigert, Hassan's rechtmäßige Frau zu werden. „Wozu das?" hatte sie gesagt, „es genügt mir, Gnade vor deinen Augen gefunden zu haben. Wir Frauen im Orient verblühen so rasch wie unsere Rosen, du wirst von selbst lernen, daß Wechsel Reiz hat, und da du nur vier rechtmäßige

Frauen haben darfst, so laß mich deine Sklavin sein, die sich begnügt mit den Brosamen von deinem Tische, damit du später, wenn deine Frauen verwelkt sind, eine neue wählen kannst.“

Eines Morgens vor Sonnenaufgang, zur Zeit, da der Weizen reifte, hatte Fatime die Schwester Mirza aus dem väterlichen Harem zu entführen gewußt, sie mit dem Kranze von Weizenähren und Cyanen geschmückt, ihr ein Weizenbüschel in die Hand gegeben, und so überraschte sie den Maler vor der Staffelei, wo sie plötzlich den Burnus vom Kopfe und Gesichte der Verschämten zog.

Das war allerdings ein idealerer Kopf als Fatime's, eine kaum aus dem Grün sich drängende Rosenknospe, während Fatime schon eine von der ersten Sonne aufgeküßte Knospe war. In Fatime's Zügen erschien die reine kindliche Natur mit voller Sinnlichkeit ausgeprägt, das Gesicht Mirza's hingegen war von einem geistigen Hauche durchweht, der, wenn dieses schwarze Auge auch nur halb so zärtlich-schmachtend schauen konnte wie die Augen Fatime's, eine wundervolle Eva geben mußte, eine meerschaumgeborene Venus, wie aus der Hand des Schöpfers. Fatime zog eine der Ottomanen von dem Bassin näher an die Staffelei, flüsterte dann Mirza einige leise Worte ins Ohr, die sie mit dem Purpur

der Verlegenheit bekleideten, und machte, indem sie sich an die Ottomane zurücklehnte und die Weizenähren in die Hand nahm, die Stellung, in welcher sie zu Modell gesessen.

Mirza ahmte die Stellung nach sowie auch den verführerisch-schmachtenden Blick. Aber das war nicht das sanfte Schmachten Fatime's, das war ein glühendes Befehlen, es schien mit Flammenschrift aus diesen Augen zu brennen: „Komm in meine Arme, Adam.“ Der Meister konnte anfangs keine Hand bewegen, er fühlte sich wie gelähmt unter dem Glühen dieser schwarzen Augen; dann aber, nachdem er sich das Bild Mirza's, wie er glaubte, für tausend Jahre eingeprägt hatte, überfiel ihn eine wahre Malerwuth, und da er dem Modell nicht zumuthen mochte, in dieser Stellung lange zu verharren, hatte er die Grundzüge ihres Kopfes und Halses in kurzer Zeit entworfen. Den Fleischton in dem Rumpfe Eva's hatte er gleich von Beginn nicht in den gelblichen Tinten der Abyssinierin gehalten, sondern in den ihm von Tizian her wohlbekannten Fleischtönen, und der schöne weiße Hals und der kleine Kopf Mirza's paßten zu dem Rumpfe, als wäre das aus Einem Gusse. Nun aber hielt es ihn nicht länger, er warf Pinsel und Palette von sich und stürzte in Mirza's Arme.

Mit der Bemerkung, daß es für Mirza an der Zeit sei, in den väterlichen Harem zurückzukehren, machte Fatime den Zärtlichkeiten, die sie zu freuen schienen, ein Ende. Hassan begann aber seine Thätigkeit als Obergärtner zu hassen, obgleich ihm Fatime getreulich zur Seite stand. Sie hatte die Beaufsichtigung des Obst- und Gemüsebaues übernommen, sie pflückte für den Harem wie für den Geliebten die Früchte, im Frühjahre die schönen Kirschen, jetzt die Aprikosen und Orangen, während die schwarze Sklavin das Schlachten, Braten, Schmoren, Rösten und Brotbacken versah. Fatime bot dem Geliebten die feinsten Gemüse und legte ihm mit ihren zarten Fingern die Fleischspeisen vor, sie bewachte mit einem Pfauenschweifwedel seine Siesta, sie sorgte dafür, daß Mirza jeden Tag ihre Selams erhielt. Wenn nach dem Abendgebete Hassan auf dem Dache seine Wasserpfeife rauchte, dann gewährte ihm die im Bassin auf dem Hofe im Wasser plätschernde Dienerin das Bild der badenden Susanna.

Als die Regenzeit nahte, war das Paradies vollendet, Mirza hatte zu dem Kopfbilde noch zweimal gesessen.

Man war übereingekommen, daß Hassan sein Dienstverhältniß zu Ibrahim kündigen, denselben aber zugleich angehen solle, ihm das Haus, das er jetzt bewohne,

nebst einem Theile der Gartenterrassen zum Eigenthum zu übergeben, gegen einen zu bestimmenden Kaufpreis und die Verpflichtung, noch fünf Jahre freiwillig die Oberaufsicht über die Gärten zu führen. Wenn Ibrahim dies gewährt habe, sollte das Bild, zu welchem ein entsprechender Goldrahmen schon im Frühjahre in Tunis bestellt und von Frankreich oder Italien herübergeschafft war, als Heirathsgabe angeboten werden, dem freien, nicht dienstbaren Hellung Mirza zur Frau zu geben.

Ibrahim, der nie im Leben ein Oelgemälde gesehen hatte, sollte überrascht werden, und gegen etwaige Bedenken des Muselman wollte der Maler die Nothlüge machen, daß er in seiner christlichen Zeit das Bild noch gemalt und daß die Züge Mirza's sich ihm eingeprägt, als er einmal durch die Gnade Allah's, der den Schleier vor Mirza's Gesicht durch einen Dorn habe festhalten lassen, deren Antlitz geschaut.

Der Handelsmann der Herbstkaravane, die vom Meere nach dem Süden zog, brachte dann auch den gewünschten Rahmen und die andern nöthigen Requisiten, und nachdem das Bild eingerahmt und mit Firnis überzogen war, mußte sich der Maler eingestehen, das sei das beste Bild, das er je gemalt habe und je wieder malen werde. Daß Adam dem Zuschauer nur das Profil, sonst aber den Rücken zuwendete, war allerdings

vielleicht ästhetisch nicht zu rechtfertigen, aber durch die Natur der Sache bedingt und hatte seine tiefern Bezüge, die keinem entgehen konnten, der das Bild mit Verständniß betrachtete. Verglich man ein Bild der altdeutschen Schule, wo Adam und Eva regelmäßig auf beiden Seiten des Apfelbaums stehen, die Schlange sich aber an diesem hinaufwindet, selbst viele der niederländischen und altitalienischen Paradiesbilder mit dieser neuern Schöpfung, so ragte sie durch poetische Auffassung, durch die Schönheit der Eva und die landschaftliche Naturtreue weit über jene empor.

Nachdem das Bild in das gehörige Licht gesetzt war, wurde Ibrahim, der in die Vorschläge Hassan's eingewilligt und diesem seine Wohnung als Eigenthum überlassen hatte, eingeladen, ein Kunstwerk zu schauen, das Hassan noch als Christ geschaffen habe.

Ibrahim war schwer zu bewegen, seine Wohnung zu verlassen, indeß gab er den vielen Bitten seines neugierigen Harems nach und verfügte sich in Begleitung desselben nach der unfernen Wohnung des neuen Glaubensgenossen. Bei dem Verbote der Nachbildung lebender Gegenstände darf es nicht wundernehmen, wenn man in mohammedanischen Landen auch kein Abbild der Natur, von Monumenten und Städten sieht, wenn die Begriffe über bildende Kunst und Malerei fehlen.

Ibrahim und sein Harem hatten nie ein Oelgemälde gesehen, und es war erklärlich, daß die ganze Gesellschaft über das, was sie hier erblickte, in Staunen gerieth.

Der Vorwurf brachte es mit sich, daß die Haremswelt, jede Frau in ihrer Einfalt etwas Besonderes für das Schönste an dem Bilde hielt; wenn die eine den Papagai, der irgendeinem Papagai, den sie einmal besessen hatte, so ähnlich sei, wie ein Ei dem andern, die andere den Rosenstrauch hinter dem Veilchenhag am hübschesten fand, die dritte den Adam besonders würdigte, im Verständniß der Situation, indem sie das nicht Sichtbare in ihrer Phantasie ergänzte, wenn eine vierte sich über die im Hintergrunde in den Bäumen spielenden Affen freute; alle Frauen waren aber darin übereinstimmend, die Eva sei häßlich, weil sie viel zu mager sei.

Anderer Meinung war Ibrahim. Er saß auf Kissen vor dem Bilde, er sah nach beinahe vierzehn Jahren zum ersten male wieder die schönste aller Frauen und Mädchen, die er geliebt hatte. Diese Eva war die Mutter seiner Mirza, die Rose von Damaskus. Sie war achtzehn Jahre alt, als sie starb, und die Freude an Weibern war für ihn mit ihr erstorben. Er, sonst so fromm, dachte nicht daran, daß der Koran verbiete, Lebendes zu malen; dies war ja auch keine Nachbildung,

dies mußte eine Eingebung Allah's selbst sein, denn der Maler hatte ja die Rose von Damaskus nie gesehen. Daß ihm die Tochter Mirza zum Modell des Kopfes habe dienen können, fiel Ibrahim um so weniger in den Sinn, als er in dieser Tochter immer nur noch das blasse, kränkliche Kind mit seinen unentwickelten eckigen Formen und niedergeschlagenen Augen gesehen hatte.

Nach langem Besinnen sagte er: „Hassan, das Bild muß mein sein, ich zahle dafür zwanzigtausend Piaster, sechs Kamelstuten, zwanzig Schafe und die drei schönsten meiner Sklavinnen."

Hassan legte zum Zeichen der Hochachtung die geöffnete Rechte auf den Kopf und sagte: „Hoher Gönner, gestatte, daß ich das Bild des Paradieses dir als Hochzeitsgabe zu Füßen lege, um mir dafür das Paradies in den Armen des Lichtes meines Lebens, meiner einzigen Wonne, deiner Tochter Mirza zu erringen."

Ibrahim sah ihn staunend an, dann blickte er auf das Bild, erhob sich, legte die rechte Hand vor die Stirn und nickte leicht mit dem Kopfe. Er hatte also eingewilligt. Hassan hätte vor Lust aufjauchzen mögen, aber er hielt sich in der Ruhe eines Muselmans, legte den Zeigefinger an die Stirn, zum Zeichen dankbaren Einverständnisses.

„In drei Monden, wenn die Veilchen wieder blühen“, sagte Ibrahim, „kannst du Mirza zur Ehefrau holen, bis dahin werde ich dir einen Harem auf die Rosenterrasse bauen. Drei Sklavinnen, die ich dir sende, mögen dich bis dahin trösten.“

Beim Eintritt der Regenzeit gebar Fatime einen Knaben, der den Namen Ibrahim erhielt, die drei Sklavinnen, die Ibrahim Hassan geschenkt, bedienten sie; der einen von ihnen, einer Christin von Chios, hatte Hassan zwar die Freiheit geschenkt, aber sie weigerte sich, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen.

Ein kundiger Baumeister von Zuwan baute in kurzer Zeit nach den Plänen Ibrahim's einen kleinen, aber prächtig eingerichteten Harem, und als die Zeit der Maien in unserm Sinne kam, als alle Knospen sprangen, da wurde vom Montage bis zum Donnerstage Hochzeit gefeiert im Hause Ibrahim's. Der Imam hatte die Vertragsbedingungen aufgeschrieben, die Braut brachte dem Manne einiges übliche Hausgeräth zu, darunter die niemals fehlende Handmühle und den Schmuck der Mutter an Perlen, Diamanten und Rubinen, deren Gewicht nach Unzen und Metikals genau angegeben war. Donnerstag abends, als die Sonne untergegangen und die Venus hellglänzend im Westen aufgegangen war, begleitete man das junge Paar zur

Vollziehung der Ehe in den neuen Harem; der Imam ging voran und sang: „Kommt zur geheiligten Nacht, in welcher der Prophet empfangen", und die Sklavinnen der Gattin wiederholten im Chor unter Anschlagen von Cymbeln: „Kommt zur heiligen Nacht!"

Zweites Kapitel.

Eine Tonne Goldes.

Der Sinn für geheime Verbindungen zur Erreichung idealer Zwecke stammt in Deutschland schon. aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Freimaurerei und Illuminatenwesen hatten kurz vor den Revolutions-kriegen beinahe epidemisch in Deutschland gehaust. Die politischen Umwälzungen waren mit brutaler Hand durch die idealen Geisterbündnisse gefahren, da hatte sich von Ostpreußen aus, im Einverständnisse wenigstens mit den Spitzen der Regierenden, wenn auch nicht der höchsten Spitze, ein neuer geheimer Bund gebildet mit nationalen und politischen Zielen, der Tugendbund.

Die Nachwirkungen desselben auf die Jugend suchte man in den zwanziger Jahren mit Kerker und Aus-schluß aus den Staatsdiensten zu bannen, während man von 1808 ermuntert und die Jugend wie das Alter aufgestachelt hatte.

Die Jugend war durch den Dichterfürsten Schiller geweckt und idealisirt, es bedurfte daher nur eines

kleinen Anstoßes. Der Deutsche, von den Franken geknechtet vom Rhein bis an den Pregel, von der Nordsee bis zu den Alpen, fühlte seit Jahrhunderten sich zum ersten mal wieder Eins in dem Bewußtsein gemeinsamer Schmach.

Je mehr das Franzosenthum sich zu spreizen anfing mit seiner Mission, die Civilisation über die Welt zu verbreiten und allen Völkern unter der Herrschaft Frankreichs auch die Präge französischer Civilisation zu geben, desto mehr wurde sich der Preuße, der Brandenburger, der Märker, der Kalenberger, Hesse u. s. w. des deutschen Völkerthums bewußt. Schiller's Dramen mit seinen idealen Helden und dem Pathos und Schwunge der Sprache, selbst mit seinem Phrasenthum hatten Gedanken, Wünsche, Hoffnungen an das Vaterland rege gemacht, Gedanken an den Staat, im Gegensatze zu dem Privatfürstenrechte, geweckt.

Der Schulmeister auf dem ärmsten Heidedorfe war im Besitze von Schiller's Gedichten und einiger Lieblingsdramen desselben. Wohin Fichte's Männerworte nicht drangen, da declamirte ein Schulmeister der Jugend vor:

Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Und nun erst in den gelehrten Schulen, auf den Gymnasien, da waren die Männer der Erhebung von 1809, die Hofer, Herzog Oels, Schill, Katt, Dörnberg und Emmerich Ideale der Jugend.

Hermann Baumgarten hatte seit anderthalb Jahren das Gymnasium in Göttingen besucht und war jetzt in den Hundstagsferien des Jahres 1811 daheim bei den Aeltern im grünen Walde.

Hermann war ein hochaufgeschossener, aber schmächtiger Knabe von dreizehn Jahren, dem man eine gewisse Kraft an der strammen Haltung und der elastischen Schwungkraft seines Ganges ansah.

Es war morgens drei Uhr, und die Julisonne noch nicht aufgegangen, als Hermann aus dem Fenster seiner Schlafkammer auf das Stalldach stieg, das etwa bis zu zehn Fuß über den Erdboden oder vielmehr einen trockenen Dunghaufen sich senkte.

Der Knabe stieg herab und war mit einem Sprunge auf dem Hofe. Der Kettenhund schlug einmal an, aber auch nur einmal, denn er kannte Hermann. Dieser begab sich zu dem Theile des großen Hofraums, wo das Wellenholz für den Winter zum Austrocknen hoch aufgehäuft war, zog unter dem Reisig einen Sack hervor und ein Kienrußgefäß, wie es dazumal vor Erfindung der englischen Glanzwichse in jeder bürgerlichen Haus-

haltung zur Bereitung von Stiefelwichse vorhanden war. Er nahm den Sack auf den Rücken, warf noch einen Blick nach dem Schlaffenster seiner Mutter, und da er dort alles still fand, schlich er leise in den Blumengarten und trat an der andern Seite desselben in den Wald. Hier sah er sich nochmals um, war es ihm doch, als hörte er etwas im Laube rascheln. Im Garten und Forsthause war alles still, aber es raschelte jetzt lauter zu seinen Füßen. Feldmann, der treue Dachshund, hatte seinen jungen Herrn erspürt und bat zu seinen Füßen, ihn mitzunehmen. Das mußte nun schon geschehen. Im Leinholze dämmerte es noch, die Sterne funkelten hier und da durch das Laubdach, und im Osten fing der Himmel an sich violett zu färben.

Der Wanderer ging raschen Schritts nach Süden auf einem schmalen Jägerpfade. Nach einer halben Stunde verließ er den Pfad und schlug sich durch junges dichtes Unterholz der frühern hessischen Grenze zu.

Hier in einem Thale war eine sogenannte Schwedenschanze, die das Volk auch Heidenmauer nannte, vielleicht ein alter Lagerplatz für räuberische Landsknechte. Der freie Platz, der von einer halbrunden Erhöhung von Erde und Gestein umgeben wurde, war von drei Seiten durch einen dichten jungen Buchenbestand gedeckt, nach der südwestlichen Seite senkte sich der Berg, und

ein klarer Waldbach rieselte zwischen Gestein und Moos zur Werra nieder. Auf dem freien Platze innerhalb der Schanze stand nur eine alte Eiche. Vor dieser warf der Knabe seinen Sack ab, nahm aus demselben Hammer und Nagel und schlug etwa fünf Fuß über den Fuß des Baumes einige Nägel ein. Dann zog er aus dem Sacke einen zweiten gefüllten Sack, mit Moos und Rehhaar ausgestopft, und hing ihn an dem Baume auf. Man sah, der Sack sollte einen menschlichen Rumpf vorstellen, Brust und Arme, Bauch und Beine waren durch Einnähen gekennzeichnet. Das Kienrußfäßchen wurde hervorgeholt, ein Fläschchen mit Oel und der Inhalt des Fäßchens gaben schwarze Farbe. Ein selbst aus Rehhaar gefertigter Pinsel wurde aus dem Sacke hervorgezogen und die Contouren der Arme und Beine kräftiger hervorgehoben, auch ein schwarzes Herz in die linke Brust gepinselt. Ein menschlicher Kopf mit dreieckigem Hute aus Pappe geschnitzt und ein rothübermaltes Gesicht schuf eine Menschengestalt, die den Mann, der die Welt beherrschte, kennzeichnen sollte.

Hermann betrachtete sein Werk mit Wohlgefallen, rückte und schob daran, besserte auch mit dem Pinsel noch nach.

Bald darauf tönte von Norden Elstergeschrei, von Osten ließ sich der Vogel Bülow vernehmen, von Süden

bellte ein Hund so täuschend, daß Feldmann das Gebell erwiderte. Bald war Hermann von elf Knaben umgeben, die jedoch alle älter waren als er. Kleiner war nur Klaus, der rothbäckige Sohn des Müllers von Albshausen, ein Rothkopf.

Aus Gartenbach, Hermanrode, Neuenrode, Mollenfelde und andern Orten der Umgegend hatten sich die Jungen zusammengefunden; die Mehrzahl derselben war schon confirmirt, die andern sollten es zu Ostern werden. Hermann bewillkommnete jeden mit einer Frage: „Vogel Bülow, wie schaut's aus im grünen Walde?" „Die Sonne ist aufgegangen", lautete die Antwort. „Elster, was glänzt dort im Osten?" „Die Sonne ist aufgegangen." Und so antworteten alle die mit Thiernamen der Vogel- und Säugethierwelt Angeredeten: „Die Sonne ist aufgegangen."

„Ja die Sonne der Freiheit ist aufgegangen!" wiederholte Hermann. „Was haben wir geschworen?" „Tod den Tyrannen!" „Was schwören wir heute abermals?" „Tod den Tyrannen!" erwiderten alle, die im Kreise um den jungen Führer getreten waren.

Dieser zog ein dolchartiges Messer hervor, das er sich aus einem alten Jagdmesser zusammengeschliffen, jeder der übrigen Jungen hatte eine ähnliche Waffe.

Dann maß man zwanzig Fuß Entfernung von dem

Sackmenschen am Baume und begann der Reihe nach die Dolche nach demselben zu schleudern. Der, dessen Dolch dem Herzen am nächsten saß, wurde belobt, wer den Baum verfehlte, mußte zwei Dreier in eine Sparkasse bezahlen.

Nachdem diese Uebung eine gute halbe Stunde gedauert hatte (und man sah, daß es nicht die erste war) ging es an eine andere.

Man stieß nach dem Herzen. Der Stoß mußte, wenn er gelten sollte, den Sack durchdringen und im Baume sitzen. Jeder durfte zwölfmal stoßen, es war die heilige Zahl der Zwölf.

Die Brust des Sackmenschen war weidlich zerstochen; Moos und Rehhaar quollen überall hervor. Heinrich Ott, der Schneider, mußte ein Stück Sackleinwand über die Brust nähen, während Hermann aus einer hohlen Eiche, die in einiger Entfernung stand, zwei Büchsen hervorholte und auf der Schwedenschanze die Vorbereitungen zu Schießübungen traf.

Jeder that auch hier zwölf Schüsse, dann trennte man sich mit dem Versprechen, am nächsten Sonntage sich zeitig wieder einzustellen. — Es waren kindliche Spiele, aber bedeutungsvolle. Der Haß gegen Napoleon — denn ihn sollte die Figur darstellen — war in diese einsam gelegenen Wälder gedrungen. Freilich hatte der

Sohn des angesehenen Oberförsters den Sinn dafür vom Gymnasium in Göttingen mitgebracht. Dieser Sinn war dort aber nicht etwa von den Lehrern den Schülern eingeblasen, nein, er hatte sich unabhängig in der Schülerwelt entwickelt in Anregung aus dem republikanischen Alterthum, die Beispiele von Miltiades, Hannibal, Brutus hatten gewirkt, eine gleiche Begeisterung für Freiheit und Vaterland war von einem Gymnasium in das andere gedrungen und durchwehte in aller Stille ganz Deutschland. Schon die Secundaner hatten sich usammengethan, einen Geheimbund der Zwölf gestiftet, der jedes Mitglied verpflichtete, abermals einen Geheimbund von zwölf Mitgliedern zu bilden, der aber von dem Centralbunde in Göttingen nichts wisse. Jedes Mitglied mußte einen Beinamen führen. Die Zwölf vom Centrum führten alle Kaisernamen. Heinrich der Finkler, Otto I. u. s. w., die andern Zwölf sollten nur Thiernamen führen.

Es waren seitdem zwei Jahre vergangen, Napoleon's Ehrgeiz war in Rußland gedemüthigt, das größte Heer, das je die Welt gesehen, vernichtet. Das preußische Volk hatte sich erhoben; was man 1809 nur gewünscht, war geschehen, das Heer hatte den Anfang gemacht und den König mit fortgerissen. York hatte schon am 30. December 1812 die Convention von Tauroggen

geschlossen und sein Heer von den Franzosen getrennt. Bis zum 16. März dauerte es aber, ehe die Kriegserklärung an Frankreich erfolgte, und erst am 17. März folgte der Aufruf „An mein Volk".

Was Preußen anging, konnte Körner singen:

Das Volk steht auf!
Der Sturm bricht los!
Wer legt die Hände noch feig in den Schos?

In Preußen gab es keine Feige, in Berlin stellten sich gegen 400 Gymnasiasten als Freiwillige.

Die Schlachten bei Lützen, Bautzen, Großbeeren, an der Katzbach waren schon geschlagen, Oesterreich hatte sich nach langem Zögern den Verbündeten beigesellt, aber noch war das ganze nordwestliche Deutschland in den Händen der Franzosen und ihrer Vasallen. In Kassel thronte noch, es war Ende September 1813, Hieronymus, und die in Kassel erscheinenden westfälischen Zeitungen wußten von Siegen Napoleon's über die Verbündeten zu erzählen, während im Volke ein Gemurmel ging, die Kosacken seien diesseit der Elbe und könnten alle Tage in Göttingen ankommen.

In jenem einsamen Winkel zwischen Werra und Leine, den Oskar Baumgarten bewohnte, den keine Chaussee durchschnitt, dem sich ein Reisender selten nahte, war man ohne alle Nachricht von den Weltbegeben-

heiten. Hermann Baumgarten, der das funfzehnte Jahr hinter sich hatte, war abermals in den Ferien zu Hause, aber er hatte keine Ruhe. Mit der Flinte auf dem Rücken, mit der Jagdtasche umgürtet, besuchte er ein Dorf der Umgegend nach dem andern, um die Geheimbündler zu sprechen. Die Jagd war nur Vorwand, doch mußte er dann und wann einen Bock schießen oder einige Rebhühner mitbringen, damit die Mutter sein Treiben nicht durchschaue. Er war der einzige daheim gebliebene Sohn, Georg war in Amerika, das damals noch sehr fern und beinahe aus der Welt lag, und dieser Jüngste wurde jetzt als Stammhalter betrachtet, und Marianne hatte nicht eher geruht und gerastet, als bis er für einen friedfertigen Beruf, den eines Predigers, bestimmt, zum Gymnasium in Göttingen geschickt war.

In diesem stak aber nicht das Zeug zu einem Pastor; so oft ihm auch die Mutter das Bild ihres Bruders und seines friedfertigen Lebens in Grünfelde zu Gemüthe führte, eine innere Stimme sagte ihm: das paßt für dich nicht. Als Franzose geboren, hätte er den Marschallstab im Wachen und Träumen gesehen, als Deutscher, wenn jetzt auch leider als Zwittergeschöpf Westfale, war das Höchste, was er erreichen konnte, eine Corporalfuchtel. Aber nicht Ehrgeiz war es, was ihn stachelte, es war Haß gegen die Fremdherrschaft. Man

glaube doch nicht, daß er sich angestammt gefühlt hätte den Welfenkönigen auf jenem Inselreiche, oder daß seine hessischen Bundesgenossen ein Absehen gehabt hätten auf Wiedererlangung der Zopfkurfürsten; die Jungen wollten nur das Franzosenvolk aus dem Lande haben, was dann kommen sollte, darüber hatten sie wenig oder gar nicht nachgedacht. Kaiser und Reich waren den Centralzwölfern nicht unbekannte Begriffe, obgleich auf dem Gymnasium in Göttingen nur die Geschichte der römischen Kaiser gelehrt wurde und von einem deutschen Kaiserreiche nicht die Rede war, wohl aber, auf Ordre Johannes von Müller's, von dem Imperatorenthume des größten Helden der Welt, des Civilisators, des künftigen Weltmonarchen. Die Centralzwölfer mußten in ihren Zusammenkünften aus der deutschen Kaisergeschichte referiren, und jeder nannte sich nach seinem Lieblingskaiser und hob dessen Verdienste um das Reich hervor.

Hermann wußte den Vater so lange mit allerlei Nachrichten und Gerüchten zu reizen, bis dieser ihm den gewünschten Auftrag gab, über Dransfeld, wo einige Bestellungen auszurichten waren, nach Göttingen zu gehen, um zu recognosciren, wie es eigentlich an der Leine aussehe.

Er lud seine Doppelflinte mit Palestern, steckte ein

Terzerol in die grünleinene Bluse und ging über den Hohen Hagen nach Dransfeld und dann den sogenannten Heerweg über die Knallhütte nach Göttingen weiter. Man wußte an allen diesen Orten nur, daß verschiedene Kuriere in Eile nach Münden und Kassel weiter geritten seien. Im Rischenkruge machte Hermann Frühstückspause; es war dies ein Vorspannquartier für Frachtfuhrleute, denn von hier ging es ziemlich steil bergauf in das Gronerholz hinein, das damals noch wegen Raubthaten aus dem Siebenjährigen Kriege gefürchtet war. Vor dem Kruge hielten drei Frachtfuhrwerke und drinnen saßen die Fuhrleute in ihren blauen Kitteln und fluchten weidlich. Statt hier den gewünschten Vorspann zu bekommen, waren in der Nacht westfälische Dragoner gekommen und hatten nicht nur sämmtliche Vorspannpferde, sondern selbst die Pferde der Frachtfuhrleute zu Kriegsfuhren requirirt. Der Wirth wehklagte, die Frachtfuhrleute, echte Sachsenhäuser, donnerwetterten frankfurtisch oder sachsenhäusisch.

Ein Jägerbursch aus Knutbühren, dem Hermann als Sohn des Oberförsters wohl bekannt war, winkte diesem mit den Augen und verließ das Gastzimmer.

„Es ist nicht richtig, junger Herr", sagte er draußen, „die Dragoner eilten mit einer Hast nach Kassel zurück und sahen so — ich weiß nicht wie ich es nennen

soll, nun so wie ein Jäger, der drei Stunden auf dem Anstande gestanden und dann den Hirsch, der vierzig Fuß vor ihm vorbei zum Aeßen spaziert, gefehlt hat — aus, daß da unten etwas passirt sein muß. Bleiben Sie nicht auf dem Heerwege, halten Sie rechts den Fußweg durchs Holz, von dort können Sie den Heerweg übersehen, ohne gesehen zu werden. Ich muß links, sonst würde ich Sie begleiten.“

Hermann dankte und brach nach kurzer Rast auf. Der Fußweg lief dem Heerwege ziemlich parallel, nur daß er sich von diesem wie das hügelige Terrain es erforderte, bald mehr entfernte, bald ihm sehr nahe kam. Gleich im Anfange war eine ziemlich steile Höhe zu ersteigen, dann senkte sich diese wieder zu einem Thale, um abermals etwas höher emporzusteigen. Es war etwa morgens elf Uhr und im Holze alles lautlos, auch auf dem Heerwege bewegte sich kein Wagen, kein Pferd, kein Mensch.

Plötzlich schien es Hermann, als wenn er von Ellerhausen her Geräusch vernähme. Er hatte sich nicht getäuscht — Reiter und ein schwerbeladenes Fuhrwerk mußten die vor ihm liegende Erhöhung heraufkommen, deren Abfall vom Thale er vor sich sah. Er wählte etwa in der Mitte dieses Abfalls einen Standpunkt im Holze, von dem er nach Osten und nach Westen dort

den ziemlich steil abfallenden, hier den wieder emporsteigenden Heerweg übersehen konnte. Nicht lange, so erschienen auf der östlichen Höhe vier westfälische Dragoner und ein Offizier, welche im schlanken Trabe den Berg herabsprengten und ohne sich umzusehen in etwas kürzerm Trabe die Erhöhung nach Dransfeld zu hinauf. Bald auch zeigte sich auf der Höhe ein Bauerwagen mit vier Pferden bespannt und mit Fässern beladen. Zwei Dragoner ritten neben dem auf dem Vorderpferde sitzenden Bauerknechte. Auf einem Strohsitze vorn am Wagen saß ein Civilist, dem man die Schreibernatur ansah; er schien recht ängstlich zu sein und hielt sich an beiden Leiterbäumen fest, wol deshalb, weil das erste Faß nicht festlag, sondern gegen den Strohsitz stieß. Jetzt, bei dem Herunterfahren, drückte es mit seinem ganzen Gewicht auf diesen Sitz, während es bei dem Bergauffahren zu den andern Fässern zurückrollte. Die Fässer waren schwer, sie mußten mit Geld gefüllt sein. Es war ein schönes starkes Gespann vor dem Wagen, das stark austrabte und den andrängenden Wagen sich nicht zu nahe auf die Fersen kommen ließ. Ein zweiter Wagen folgte unter gleicher Begleitung nach kurzem Zwischenraume. Ein dritter blieb länger hinter der Anhöhe, es schien, als könnten die Pferde ihre Last nicht so leicht bewältigen, man hörte, wie der

Fuhrmann die Pferde mit der Peitsche antrieb, hörte Fluchen und Schimpfen.

Endlich erschien auch dieser auf der Höhe, er war nur mit drei magern Gäulen bespannt, und seine Last schien noch schwerer als die der vorigen Wagen, obgleich er nur wenig große, dagegen eine größere Anzahl kleiner Fässer trug. Kaum bewegte sich der Wagen auf der schiefen Ebene, als er durch seine bedeutende Schwere das Uebergewicht über die schwachen Pferde und den Fuhrmann erhielt und nun auf eigene Hand den Berg herabzurollen begann. Die Heerstraße war damals noch nicht wie die Chaussee heutzutage schon macadamisirt, sondern sie war nur hin und wieder in den zu tief gefahrenen Gleisen mit Steinschlag ausgefüllt und mit Morast nothdürftig verkleistert. Der Wagen, der nicht mehr Spur hielt, stieß stark, die Fässer lagen auch hier nicht fest, namentlich die beiden hintersten großen Fässer mit Fünffrankenthalern schaukelten fortwährend hart gegeneinander, und als der Wagen die Hälfte der Anhöhe herab war, gab es einen Knack, und bald klingelten auf dem Wege die Fünffrankenthaler aus dem letzten Fasse, dessen Reife zersprungen waren. Die Dragoner, vorn und hinten, schrien dem Fuhrmanne zu, anzuhalten, allein das war unmöglich, die Pferde wurden vom Wagen getrieben, und der Versuch, dieselben

zur Seite zu lenken, machte das Stoßen des Wagens und das Klirren des fallenden Geldesnur noch schlimmer. Die beiden Dragoner waren vom Pferde gestiegen, und da der Wagen nur noch ein Drittel des Weges bis zur Ebene zurückzulegen hatte, der Abfall des Weges auch minder steil war, gelang es ihnen, vor ein Hinterrad eins der kleinen Fässer zu legen. Die Wagendeichsel war aber bei dem Versuche, die Pferde zur Seite zu drehen gebrochen, und der Stumpf verletzte das linke Pferd [illegible]hr, daß es fiel. So kam der Wagen zum Stehen. Die Dragoner banden nun ihre Pferde an den Wagen, halfen das gefallene Pferd beseitigen und die andern Pferde abspannen.

Die übrigen Wagen und Reiter hatten indeß längst die Höhe des Heerweges nach Westen überschritten, sodaß sie von dem Unfalle des letzten Wagens nichts merkten. Die hinter dem Wagen reitenden Dragoner hatten gleichfalls die Pferde verlassen und diese an einen Baum gebunden, und waren eifrig dabei, die auf einer Strecke von zweihundert Schritt zerstreuten Fünffrankenthaler aufzulesen.

Als die vordern Kameraden dies sahen, hielten sie diese Arbeit auch für besser und begannen Taschen, Stiefel und was sonst dazu dienen konnte, mit Fünffrankenthalern zu beladen. Hermann hatte im Gebüsch

weiter oben gestanden, etwa da, wo die Reifen sprangen und dann einer der Deckel wich. Er schlich sich jetzt vorsichtig weiter hinab näher dem Wagen zu. Der Heerweg lag hier um etwas höher als der Wald; man hatte einen Damm aufgefahren, um die Steile des Abfalls zu mäßigen, und so befand sich an beiden Seiten des Heerwegs ein schräg abfallender Graben, der zugleich dazu diente, dem Regenwasser einen Abzug zu geben. Da es nach Mitte September beinahe acht Tage geregnet hatte und noch am Tage vorher ein starkes Gewitter über den Hohen Hag gezogen war, so war Wasser von etwa einem Fuß Tiefe in dem Graben, der von Gras überwuchert und lange nicht gereinigt war.

Der Fuhrmann, offenbar ein in der Umgegend Göttingens gepreßter Bauer, jammerte noch immer um sein Pferd, hatte seine Augen aber beständig auf die Dragoner gerichtet, welche die Fünffrankenthaler aufsammelten. Als er diese eifrig beschäftigt sah, näherte er sich vorsichtig dem Wagen von der vordern Seite, langte eins der kleinen Geldfässer aus demselben, sah sich nach allen Seiten um, und wie er sich unbemerkt glaubte, ließ er das Fäßchen nach der Seite, wo der junge Mann in dem Busche stand, hinabrollen, sodaß das Wasser in dem Graben hoch aufzischte. Das Geräusch würde die Geldleser aufmerksam gemacht haben, wenn nicht gleich-

zeitig auf der Höhe ein Trupp von acht bis zehn Reitern erschienen wäre, offenbar die Arrièregarde des Geldtransports. Als diese ihre Kameraden aus dem Sattel und auf den Weg gebückt sahen, eilten sie im Galop herbei und betheiligten sich ohne weiteres, jeder sein Pferd am Arme führend, am Sammeln und Beseitigen der Fünffrankenthaler. Es fielen auf jeden Mann mehr, als er fassen konnte. Nachdem Mann und Pferd so reichlich, als es anging, beladen waren, einzelne hatten selbst die Pistolenholfter mit Fünffrankenthalern gefüllt und die Pistolen anderweit untergebracht, dachte man an das Weiterkommen. Ein Bauerweib mit einer Kiepe voll Birnen, die sie nach Göttingen zum Markte bringen wollte, wurde angehalten, man entriß ihr die Kiepe, schenkte ihr aber einen Thaler und jagte sie den Weg zurück, den sie gekommen war. Die Birnen wurden ausgeschüttet, der Geldvorrath, der noch im Fasse war und in dichten Haufen unter dem Wagen lag, in die Kiepe entleert, das Faß vom Wagen entfernt und am jenseitigen Ufer in den Graben geworfen, während der Bauer seine und zwei Dragonerpferde anspannen mußte. Dann untersuchte man die Taschen des Fuhrmanns, ob sie nicht etwa mit Thalern gefüllt waren, nahm das Faß unter dem Rade hinweg, die beiden Dragoner, deren Pferde an die Stelle des gefallenen vorgespannt

waren, setzten sich zu der Kiepe auf den Wagen und hielten diese fest. So fuhr man mit einiger Vorsicht weiter und langsam den Berg hinan. Der Zug hatte kaum die westliche Höhe erreicht, als auf der östlichen abermals ein Trupp Reiter erschien; diesmal waren es aber keine Franzosen, die kleinen Pferde und Leute, die langen Lanzen ließen Hermann unschwer erkennen, daß es Kosacken seien. Sie flogen im Galop heran. Als sie das gefallene Pferd und die ausgeschütteten Birnen sahen, fielen sie über letztere her und beluden sich damit auf dieselbe Weise, wie die Westfalen sich mit Fünffrankenthalern beladen hatten, während des Bepackens jedoch fleißig in die Birnen beißend, deren jede nach zwei Anbissen in den breiten Mäulern der Bärtigen verschwand.

Hermann saß wie auf Kohlen, er war hoch erfreut, Caro, seinen Lieblingshund, wie sehr das Thier auch gebettelt, nicht mitgenommen, sondern an die sichere Schnur gelegt zu haben; denn trotz allen Appells würde der Hund so räudige Kerle, wie diese Kosacken, anzubellen nicht unterlassen haben.

Endlich brachen die wilden Gesellen auf, nachdem sie noch Stricke und Lederzeug von dem gefallenen Pferde zu sich genommen hatten, und waren bald über der westlichen Höhe verschwunden. Es mochten vierzig Mann gewesen sein.

Hermann lehnte seine Flinte an einen Baumstamm und stieg zum Graben nieder. Er hob das Faß, obgleich viel kleiner als ein halber Anker, nur mit aller Kraftanstrengung aus dem Graben und trug es eine Zeit lang, dann rollte er es mit den Füßen waldeinwärts. Er kannte hier jeden Fuß breit Weges und benutzte den Fall des Berges bis zu einem dichten Tannenbestande weitab von jedem Holz- und Fußpfade.

Hier ruhte und überlegte er, recognoscirte nach allen Seiten das Terrain und öffnete dann mittels seines Hirschfängers die Tonne. Sie enthielt Gold, doppelte Jérômedor vom Jahre 1811, zum größern Theile noch nicht im Umlaufe gewesen, glänzend neu. Er erstarrte vor Freude. Nicht das Gold war es, das ihn reizte, nicht Eigennutz, nicht der Gedanke an ein bequemes Leben, das ihm der Fund bot, er dachte nur daran, daß er und seine Genossen mit diesem Gelde das langerstrebte Ziel, sich zu bewaffnen und eine Freischar gegen die Franzosen zu bilden, erreichen könnten.

Er kniete nieder und wühlte mit der Hand im Golde, er leerte die Tonne bis auf das letzte Stück und versuchte, den Haufen zu schätzen. Zu diesem Zwecke nahm er eine Hand voll Goldstücke und zählte sie. Er hatte vierzig und einige gefaßt, und nun nahm er Hand voll um Hand voll und legte sie auf eine neue von Fichten-

nadeln gereinigte Stelle. Es mußten 25—30000 Thaler Gold in dem Fäßchen sein. Der glückliche Finder versank in träumerische Ueberlegung.

Endlich theilte er das Gold in vier Theile, steckte das eine in die verschiedenen Taschen seiner Kleidungsstücke, den Rest in den Pulverbeutel, nachdem er aus diesem das Horn gefüllt hatte. Dann trat er aus dem Dickicht und sah sich die zunächststehenden Eichen an, von diesen wählte er drei, die in den ersten funfzig Jahren noch nicht haubar wurden, aber einen so guten Stamm und Wuchs zeigten, daß ein echter Grünrock lieber den kleinen Finger sich hätte abschneiden lassen, als einen solchen Baum zu hauen. An diesem Baume schnitt er unten etwa einen halben Fuß über der Erde, nach Süden, und dann oben, wohin sein Kopf reichte, nach Norden einen scharfen halben Mond. In der Mitte des Raumes nach Osten grub er sodann, gleichsam als gelte es eine Liebesspielerei, ein Herz und in dieses die Anfangsbuchstaben H A, in den zweiten Baum B und in den dritten Baum C, darauf hob er östlich von jedem Baume die Grasnarbe auf einen halben Fuß tief und einen Quadratfuß im Durchmesser sorgfältig in die Höhe und schaufelte mit seinem Hirschfänger ein Loch so tief, als er mit der Hand in die Erde langen konnte. In diese drei Löcher wurde das Gold vergraben, die

Erde sorgfältig eingestampft oder beseitigt, die Grasnarbe festgetreten und einiges Eichenlaub lose darübergestreut.

Eine alte vom Blitz zerschlagene hohle Eiche, des Abholzens nicht werth, unverkennbar, wenn man sie einmal gesehen, stand etwa hundert Schritt davon nach Norden. Hermann zählte die Schritte von ihr zu jedem der Goldbäume und trug die Notiz in sein kleines Taschenbuch.

Zwei Stunden mochte Hermann bei dieser Arbeit verbracht haben, wenigstens stand die Sonne hoch im Süden, als er aus dem Walde trat und in raschem Schritte auf Jühnde zuging, wo er dem Freunde seines Vaters die Anzeige machte, daß auf dem Heerwege nach Kassel Kosacken von ihm gesehen wären. Er verbreitete diese Nachricht auf jedem Dorfe, das er auf dem Heimwege berührte, und gab den Bundesgenossen Parole zu einer Zusammenkunft am Morgen. Er vermied die nähern Nebenwege, um die Dörfer zu passiren, und hoffte durch Verbreitung der Kunde von Ankunft der Kosacken einen Aufstand zu Wege zu bringen. Allein die Bauern waren nicht so heißblütig wie der Jüngling selbst, viele bezweifelten, daß es überhaupt Kosacken gewesen seien, andere wollten von einem Aufstande ohne Befehl von oben oder vom Gerichtsherrn, dem alten natürlich, nichts wissen.

Der Vater hielt die Nachricht, die sein Sohn überbrachte, für wichtig genug, sie nach Heedemünden und Witzenhausen weiter verbreiten zu lassen. Wußte Hermann bis dahin noch nicht, was eine schlaflose Nacht war, diese Nacht sollte er es erfahren.

Tausend Plane wirbelten ihm durch den Kopf, der eine noch phantastischer als der andere. Er hatte, wie das in seinen Jahren zu verzeihen war, die Stunden, welche vom Unterrichte frei waren, nicht sämmtlich mit Studien zugebracht, er hatte sehr fleißig Romane gelesen, alles durcheinander, Romane von Lafontaine mit ihren moralisch-staatlichen, griechisch-germanischen Erziehungszwecken, Räuberromane, Ritterromane, „Adolf den Raugrafen von Dassel" und ähnliche, die in seiner Heimat spielten. Noch nie im Leben hatte er so viel Geld gesehen, viel weniger darüber frei verfügen können, als heute sein eigen geworden war. Doch sah er den Fund nicht als sein Eigenthum an, er betrachtete ihn als ein Mittel zur Befreiung von dem Uebel der Franzosen, wie sein Vater zu sagen pflegte.

Aber wie es jungen Phantasten in nächtlicher Exaltation geht, bald waren die Plane viel zu großartig für das Geld, bald war des Geldes zu viel für die Plane, für die greifbaren und durchführbaren wenigstens. So viel stand aber fest bei ihm, er wollte mit seinen

alten Verschworenen und den Zwölfern in Göttingen jetzt ins Feld. Er hätte sich am liebsten an das Lützow'sche Freicorps angeschlossen, aber er wußte nicht, wo das jetzt zu finden sei. Ihm wollte er seinen Schatz zubringen; damit mußte sich nach seinen Ideen unendlich viel erreichen lassen.

Wie war es aber, wenn er selbst im Felde bliebe, ehe sein Schatz unter den Goldbäumen ganz gehoben war?

Er mußte genaue Notizen machen über die Verstecke, darüber war er nie im Unklaren gewesen, aber wem diese Aufzeichnungen einhändigen? Hätte er dem Vater ein Scriptum zurückgelassen mit der Aufschrift: „Erst nach meinem Tode zu öffnen", so kannte er die Neugierde der Mutter zu gut, um zu wissen, daß das Scriptum nach wenig Augenblicken geöffnet sein würde. Dann war es aus mit der Weiterverfügung über das Gold, dann stand seinem Vater das Recht zu, darüber zu gebieten. Da fiel ihm Onkel Heinrich ein, der Pastor in Grünfelde. Hermann hatte diesen Sommer in den Hundstagsferien die Großältern in Heustedt und den Onkel in Grünfelde zum ersten mal besucht, und er glaubte, der sei der rechte Mann, welcher sein Geheimniß bewahren werde, auch sei er fern genug vom Schatzorte.

Er sprang aus dem Bette, zündete Licht an und griff zur Feder. Die Beschreibung, welche er von dem Versteck machte, mußte jeden Forstmann, der das Terrain des sogenannten Groner Holzes nur einigermaßen kannte, vollkommen instruiren, namentlich den Vater.

Dann schrieb er: „Im Falle meines Todes wird mein Vater am besten wissen, was er mit dem Golde zu machen hat. Ich hielt dafür, daß es vom Himmel bestimmt sei, zur Erlösung des Vaterlandes vom Joche der Fremden zu dienen", siegelte das Papier und schrieb darauf:

„Nach meinem Tode zu öffnen.

Hermann Baumgarten."

An Heinrich Schulz schrieb er:

Lieber Onkel!

Der Himmel selbst zieht mich mit Macht in den Krieg. Ich weiß, ich bereite dadurch meiner lieben Mutter, Deiner Schwester, die mich zu einem Diener des Friedens und einem Verkünder der Herrlichkeiten einer andern Welt bestimmt hat, schweren Kummer. Aber ich kann nicht anders. Wie Hannibal habe ich schon als ein Knabe im Kreise der von mir geworbenen Brüder geschworen und sie schwören lassen, die ausländischen Tyrannen zu tödten und ihre Helfershelfer

und Creaturen zu verjagen. Gott hatte sie uns selbst in die Hände gegeben, durch die Kälte des vorigen Winters, wir haben das nicht benutzt, und nun sind sie mit neuen Horden in das Land gezogen. Ich gehe zu den Lützower Jägern, das ist beschlossen, und der Himmel ist mit mir. Gestern war ich auf dem Wege nach Göttingen, als ein von Kosacken gejagter Geldtransport durch Oeffnen eines Fasses viele blanke Goldstücke verlor. Ich habe so viel gesammelt, daß ich mich und meine Bundesbrüder bewaffnen kann, anderes für die Zukunft aufgespart. Das Wo ist in dem versiegelten Blatte enthalten. Ich betrachte das Gold aber als dem Vaterlande gehörig, und es soll für das Vaterland verwendet werden.

Tröste meine Mutter! Bete für unsern Sieg! Es lebe Deutschland! Nieder mit den Franzosen! Tod den Tyrannen!

Dein Dich liebender
Hermann Baumgarten.

Auch an die Mutter schrieb er einige Zeilen in ähnlichem Sinne. Es begann zu tagen, aber ein dichter Nebel lag über den Bäumen um das Försterhaus. Hermann packte in seine Jagdtasche einige Hemden und Socken, nahm ein tüchtiges Stück Hirschtalg, das

die Mutter selbst ausgekocht hatte, und altes Leinen zu sich. Statt der Flinte nahm er heute die eigene Büchse und reichlich Kugeln und Blei und ging mit raschen Schritten durch den Wald zu dem alten Versammlungsorte.

Es fanden sich denn auch alle Bundesgenossen zusammen bis auf einen, der aus noch unbekannten Gründen zurückgeblieben war, und Hermann haranguirte sie in folgender in der Nacht schon überdachten Rede:

„Jugendgenossen! Freunde! Brüder! Es bindet uns ein höheres Band, als die Natur es bindet!“ (Man sieht, Hermann hatte auch „Don Carlos“ gelesen.) „Wir haben hier vor Jahren den Tyrannen den Tod geschworen und der Freiheit unsers Vaterlandes unser Leben geweiht. Die Zeit ist gekommen, wo wir für unsern Schwur einstehen müssen. Gestern habe ich die Trabanten der Tyrannen fliehen und unsere Befreier uns nahen sehen. Aber es ist würdiger, daß wir uns selbst befreien, damit wir uns nicht später von unsern Befreiern befreien müssen.

„Gott ist mit uns! Seht hier das lebendige Zeichen!“ Er griff in die Tasche und warf eine Hand voll neuer glänzender doppelter Jérômedor auf die Erde und zog aus einer andern Tasche ebenso viel heraus, aus einer dritten Tasche abermals.

Die Bauerburschen sperrten nicht figürlich, sondern in der That Mund und Nasen auf. Keiner sprach ein Wort, alle starrten auf das Gold und auf Hermann.

„Wenn dat man keene Speelmarken sind?“ platzte endlich der Müllerssohn heraus, dessen Vater einmal mit einer solchen in Paris verfertigten und vergoldeten Marke mit Jérôme's Bildniß betrogen war.

„Klaus!“ sagte Hermann stolz, „bück dich einmal und hebe zwanzig von den Stücken auf und steck' sie in deine Böxe.“

Klaus nahm ein Stück, beschaute es von allen Seiten, legte es auf die Spitze seines Fingers, wie um das Gewicht zu prüfen, und schrie dann mit verzerrtem Gesichte: „So wahr mi Gott helpen sall, et üs ächt!“

Hermann war aus dem Context gekommen, wenigstens aus dem Pathos, er ermannte sich aber, gebot Stille und sagte: „Das Gold ist gut, die Schergen der Tyrannen haben es gestern auf der Flucht vor den Kosacken verloren. Jeder von euch nehme zwanzig Stück zur künftigen Bewaffnung. Und nun hört meinen Plan: Die Kosacken werden heute auf Kassel vorrücken. Wir wollen uns ihnen anschließen, wir wollen den Tyrannen vertreiben helfen, die im Castell gefangenen Brüder befreien. Wer mir folgen

will, hebe die Hand in die Höhe.“ Alle Hände erhoben sich.

„Nun so gehe jeder nach Haus, nehme einige Hemden, Strümpfe und etwas Mundvorrath, und dann macht ihr euch zu zwei oder drei Mann auf, fahrt bei der Fähre über die Werra und seid um zwölf Uhr mittags an der alten Eiche bei Lutter am Berge. Ich werde bis Landwehrhagen oder weiter vorangehen, um zu recognosciren. Das Weitere wird sich finden.“

Man beeilte sich natürlich, die Goldstücke zu nehmen, aber keiner mehr, als Hermann bestimmt hatte. „Wer bringt diesen Brief und diese Goldstücke an die Adresse nach Göttingen und ist morgen vor Kassel?“

Der Hund meldete sich, er war als Schnelläufer bekannt.

„Wer will Christoph Kautzmeier Nachricht geben? der nehme ihm das Geld mit. Aber Jungens, seid vorsichtig, renommirt nicht mit euerm Golde, zeigt es niemand, denkt an euern Schwur.“

„Unser Hauptmann lebe hoch!“ schrie Müller's Klaus, der Goldzweifler.

„Nichts von Hauptmann, bisjetzt sind wir alle gleich“, sagte Hermann.

„Da liegen noch einige zwanzig Pistolen auf der Erde. Elster, du warst in der Schule der beste Rechner,

wie der Schulmeister sagte, das soll unsere gemeinschaftliche Kasse sein und du Kassenmeister und Rechnungsführer. Aber nochmals präge ich euch ein, bevor wir in Kassel sind, wird kein Gold gezeigt, bis dahin muß sich jeder mit ein paar Dreiern selbst versorgen, um Fährgeld bezahlen zu können und in Lutter eine Stange Bier zu kaufen. Und nun auf Wiedersehen zu Mittag."

Hermann marschirte direct auf Heedemünden, um dort eine Doppelpistole gegen Silber und Kupfer umzuwechseln, auch seinen Brief an den Onkel bei dem Kaufmanne, wo er wechselte, abzugeben, damit die Botenfrau denselben mit nach Münden zur Post nehme. Dann ließ er sich auf einem Kahne über die Werra schiffen und stieg den Niederkaufungerwald auf wohlbekannten Jägerpfaden empor.

Er kam nach Lutter am Berge, er kam nach Landwehrhagen. Allein an keinem dieser Orte hatte man mehr als etwa 200 Kosacken gesehen, von denen gestern 40 Nachtquartier in Lutter gemacht hatten; der Rest war heute Morgen vorbeigezogen. Das hatte denn auch seinen triftigen Grund; der Hauptzug der Kosacken kam nicht von Göttingen und Norden her, wie Hermann vermuthete, sondern von Osten.

General Tschernitschew, bei der Nordarmee des Kron=

prinzen von Schweden stehend, dem auch das Corps der Lützower untergeordnet war, hatte mit 2000 Mann von Aken an der Elbe nur einen Streifzug über Mühlhausen und Heiligenstadt nach der Residenz Jérôme's unternommen. Als man in Heiligenstadt oder vielmehr hinter Reinhausen vernahm, daß in Göttingen eine nur sehr schwache Besatzung vorhanden sei, machte sich ein Zug von 200 Kosacken auf, um womöglich der dortigen Kassen sich zu bemächtigen. Man hatte jedoch dort zeitig von der Ankunft der Kosacken Wind bekommen und flüchtete die Kassen.

Der Hauptzug der Kosacken, bei denen sich auch etwa zwanzig reitende Lützower fanden, um mit den Deutschen vermitteln zu können, schlug dann die Straße nach Witzenhausen — die Leipziger Chaussee — ein.

Die Bundesgenossen Hermann's fanden sich am Sammelplatze vollständig ein, er führte sie nach Sangershausen, man stieß aber noch vor diesem Dorfe auf eine Kosackenpatrouille, bei der glücklicherweise zwei Deutsche — Lützower Reiter — waren, denen Hermann erklärte, daß er und seine Genossen kämen, um sich als Freiwillige unter den Lützowern annehmen zu lassen, versehen mit den Mitteln, sich vollständig zu equipiren. Sie wurden freudig angenommen; und da an diesem Tage, den 29. September, und den folgenden aus

Göttingen Studenten und Gymnasiasten und aus Kassel und der Umgegend selbst eine Menge Freiwilliger sich einfanden, so wurde aus diesen und 300 gefangenen Westfälingern, welche Tschernitschew dem General Bastineller bei Melsungen abgenommen, ein Bataillon Fußvolk gebildet und unter Commando des Majors Ferdinand von Dörnberg, des zweiten Bruders unsers jetzt als General in russischen Diensten kämpfenden alten Bekannten, gestellt. Hermann und seine Genossen schlossen sich diesem Corps vorläufig, bis sie beritten wären, an.

In Kassel war man bis zum 28. September guter Dinge gewesen. Jérôme vertraute dem Genie wie dem Glücksstern seines Bruders, von den Unfällen im Norden, von dem Gefechte an der Göhrde und der Niederlage des Generals Pecheux war die Kunde noch nicht nach Kassel gedrungen.

Plötzlich hieß es am 28. September morgens, Kosacken seien vor Kassel, und in der That sah man die Höhen vor Sangershausen bis hinab nach Wolfsanger mit Kosacken bedeckt. Die Soldaten liefen auf dem Friedrichsplatze in Unordnung zusammen, aus der untern Stadt, in der sich unter den niedern Volksständen die meisten Anhänger des Alten noch befanden, eilte man den Kosacken entgegen. Jérôme zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit als ein Mann von persönlichem

Muthe, er setzte sich zu Pferde, ritt durch die Stadt, ordnete die Soldaten, schickte zwei Bataillone und sechs Geschütze nach dem Dorfe Bettenhausen, um dieses zu halten, und beorderte Bastineller von Melsungen her, den Kosacken in die Flanke zu fallen.

Nicht so muthig wie der König war aber der Hof und das Ministerium. In einem Conseil wurde gegen die Stimme des Königs beschlossen, daß dieser sich auf Marburg zurückziehen sollte.

Es war nämlich jetzt erst die Nachricht eingetroffen, daß Pecheux nur mit 2000 Mann von seinen 5000 am 17. September flüchtend in Lüneburg angekommen sei, daß der Oberst von Marwitz am 25. September in Braunschweig eingefallen, alles in der Stadt befindliche Militär entwaffnet und gefangen genommen habe, und daß ein Theil der Westfälinger unter General von Klösterlein zu dem Feinde übergegangen sei. Da nun auch von Göttingen her die Kassen geflüchtet waren, so glaubte man, die ganze Nordarmee, oder mindestens das Wallmoden'sche Corps sei auf den Beinen und ganz Westfalen von der Elbe bis an die Fulda und Werra schon im Besitze der Verbündeten.

Genug, Jérôme mußte sich mit zwei Bataillonen Garde, acht Schwadronen Reiter und einer reitenden Batterie auf der Chaussee nach Frankfurt zurückziehen.

Die zu Tschernitschew übergelaufenen kasseler Jungen erboten sich, die Kosacken oberhalb Kassels durch die Fulda zu führen, damit man den König fangen könne. Oberst Benkendorf mit 1000 Kosacken und zwei Kanonen wurde dann auch, gleich hinter der Aue, dem gewöhnlichen Badeplatze der kasseler Jugend, durch die im September immer sehr seichte Fulda geführt, er stürzte sich auf die Nachhut Jérôme's und nahm 10 Offiziere und 250 Reiter gefangen.

Oberst Bedräga mit 800 Kosacken marschirte am 29. September auf Bettenhausen, wo man, durch Nebel begünstigt, das eine der westfälischen Bataillone nebst Geschütz zu Gefangenen machte; das andere Bataillon zog sich auf Kassel zurück und verbarrikadirte die Auffahrt zu der Fuldabrücke, die ohnehin von dem Castell mit seinen Kanonen und Kasematten geschützt war. Die Brücke selbst wurde mit Fuhrwerk unzugänglich gemacht. Dadurch ward es möglich, das nur von Invaliden bewachte Castell, welches bisher mit Gefangenen vollgepfropft war, mit Truppen gehörig zu besetzen.

Jetzt mußte das neugebildete Fußvolk, bei dem Hermann diente, seine Schuldigkeit thun. Er wie die übergetretenen Kasselaner und viele von den gefangenen Westfälingern, die sich hatten annehmen lassen, brannten vor Begierde, das Castell zu erobern.

Das Leipziger Thor und der ganze unterste Stadttheil bis zur Fuldabrücke war ohne Blutvergießen eingenommen, die Kasselaner selbst räumten die Barrikaden vor dem Thore weg und empfingen die Einziehenden als Befreier. Härter war der Kampf an der Fuldabrücke. Als es aber gelungen war, die Kanonen des Castells zum Schweigen zu bringen, als ein halbes Dutzend Invaliden, die sich auf die Wälle wagten, gefallen waren, holte man Feuerleitern herbei, legte diese über die Laufgräben des Castells, und Hermann und seine Bundesgenossen nebst einigen kasseler Straßenbuben waren die ersten, die die Wälle des Castells erstiegen, die Fallbrücke niederließen und das Thor öffneten.

Nun wurden die eingesperrten 121 politischen Gefangenen befreit, von denen die Mehrzahl sich sogleich den Angreifern zugesellte.

Bald kam auch Tschernitschew selbst von Bettenhausen her und ließ die Stadt aus 18 Geschützen beschießen; Benkendorf umschwärmte die Oberstadt mit seinen Kosacken, und man meldete am Frankfurter, am Karlsthore, am Kölnischen und Holländischen Thore das Erscheinen von Feinden.

In Kassel stieg die Gärung, der Pöbel drohte mit Feuer, wenn General Alix nicht abzöge, damit das Beschießen der Stadt aufhöre.

Alix capitulirte und zog mit seiner 2700 Mann starken Besatzung in allen kriegerischen Ehren ab, überließ den Siegern aber 22 Kanonen und eine Kriegskasse mit 79000 Thalern.

Tschernitschew zog am 1. October in Kassel ein und proclamirte: „Das Königrejch Westfalen hat von heute aufgehört.“

Der Besitzer der Tonne Goldes fand Gelegenheit, von den Kosacken für sich und seine Genossen, die sich mit denen aus Göttingen auf zwanzig beliefen, erbeutete Pferde zu kaufen, einige Schneider lieferten in zwei Tagen gegen blanke Jérômedor die Uniform der Reiterei der Lützower. Hermann kaufte auch einen in Paris angefertigten, sehr zweckmäßig eingerichteten Leibgurt, in welchem etwa 2000 Jérômedor, die er von dem ersten Viertel seiner Tonne Goldes übrigbehalten hatte, ohne wie bisher davon belästigt zu werden, verbergen konnte.

Es war aber auch die höchste Zeit, daß die Dinge also geordnet wurden, denn die Kosackenherrlichkeit in Kassel nahm ein schnelles Ende. Schon am 3. October zog Tschernitschew auf dem Wege, den er gekommen, den Harz zur Linken lassend, wieder der Elbe zu, und am 7. October zog General Alix mit 10000 Mann wieder in Kassel ein, Jérôme folgte am nächsten Tage. Der König hielt kein Strafgericht über die abgefallenen

Beamten; allein er ließ seine Effecten im geheimen nach Frankfurt schaffen. Die Kostbarkeiten des Museums und Marmorbades wurden eingepackt; es hieß zwar, dieselben sollten zur Verschönerung des neuen Thronsaals dienen und deshalb eingepackt werden, allein er mochte mit seinem Bruder denken: „Les plaisanteries du royaume de Westphalie seront bientôt finies.“

Auch die Gräfin Melusine von Wildhausen hatte schon seit dem 1. October einpacken lassen, sie hielt sich auf ihrem Schlosse in Heustedt, das ja seit dem Senatusconsult vom 13. December 1810 dem Kaiserreiche angehörte, und im Schutze des Marschalls Davoust für gesicherter als in der Hauptstadt Westfalens. Die Königin war nicht da, so konnte sie reisen, und reiste.

Nach dem Treffen an der Göhrde hatte sich Wallmoden auf das rechte Elbufer zurückgezogen, auf dem linken waren nur die Kosacken von Tettenborn, die Lützower, das Jägerbataillon Reiche und vier reitende Geschütze zurückgeblieben.

Als Hermann und die reitenden Lützower, welche den Vortrab bildeten, am 9. October bei der Nordarmee angekommen waren, erfuhren sie, daß die Lützower am linken Elbufer ständen. Man setzte dahin bei Bleckede über und kam gerade zur rechten Zeit, um an dem Zuge Tettenborn's nach der Weser theilzunehmen.

Ein Zuwachs von 20 Reitern war den Lützowern gelegen. Nachdem während des Waffenstillstandes die würtemberger Brigade Normann am Floßgraben bei Kitzen 300 Reiter der Schwarzen Schar, oder, wie Napoleon sie nannte, der „Räuber", am 18. Juli niedergehauen hatte, Lützow selbst, der an dieser Niedermetzelung nicht ohne Schuld war, da er die Waffenstillstandsbedingungen kennen mußte, sich mit nur 21 Reitern gerettet hatte, war das Vertrauen, das Deutschland auf die Lützower gesetzt, zwar stark erschüttert, die Blüte der gebildeten Jugend Deutschlands war erschlagen, allein Lützow hatte es doch wieder auf 480 Pferde gebracht und wuchs durch den neuen Zuzug aus dem Hannoverischen auf 500 Pferde.

An dem Tettenborn'schen Zuge nahmen etwa 200 Mann berittene Lützower, 600 Kosacken und 800 Mann preußische Jäger theil, die zum größten Theil durch Kriegsfuhrwerk, soweit man es beschaffen konnte, auf dem anstrengenden Marsche weiter befördert wurden.

Hermann Baumgarten, der mit seinen Genossen vor Begierde brannte, dem Feinde ins Angesicht zu schauen, hatte es durch Bitten bei dem Major Demisow erreicht, daß er an dem Zuge theilnahm. — Man machte den Marsch quer durch die öden Heidestrecken und Moore der Lüneburger Heide bis zur Aller in drei Tagen.

In Verden theilte man sich; während Tettenborn nach Norden über Achim auf Bremen marschirte, und Oberst von Pfuel mit einer starken Abtheilung Jäger und entsprechender Anzahl Kosacken auf das zur Rechten liegende Rotenburg aufbrach, welches von den Franzosen befestigt war, machte Demisow mit Kosacken und einer Anzahl Lützower einen Streifzug die Weser hinauf, um in Heustedt, Hoya oder Nienburg das linke Ufer zu erreichen und dem Feinde den Rückzug nach Osnabrück und Minden streitig zu machen.

Drittes Kapitel.

Der chinesische Pavillon.

Die Gräfin Melusine von Wildhausen war zu Anfang October wieder in Heustedt eingetroffen, das sie seit beinahe vier Jahren nicht gesehen hatte. Es hatte dort unter dem französischen Kaiserreiche manches eine andere Physiognomie bekommen, und sie selbst war eine andere geworden. Das alte Schloß war zu einem Magazin umgewandelt, in welchem Hafer, Heu, Stroh für die Cavalerie aufbewahrt wurde, vor dem Schloßthore stand eine französische Schildwache. Aus dem Amtshause, der einstigen Wohnung des Drosten von Schlump, war ein Lazareth gemacht. Zur Bewachung des Magazins lag eine Compagnie im Orte.

Die vielen Beamten waren nicht mehr da, statt ihrer verwaltete der ehemalige Wirth zum Schwarzen Bären. — Er war reich geworden im Jahre 1805, als die Kosacken längere Zeit in Heustedt hausten und

bei ihrem hohen Spiele Dukaten, zusammengerollte, im Munde zerbissen, und wenn sie Unglück oder Glück hatten, durch neue ersetzten, sodaß er versicherte, regelmäßig acht, oft mehr Dukaten gefunden zu haben, wenn die Spieler sich entfernten, und pries daher die Kosackenzeit unter der wechselnden Herrschaft als die gesegnetste. Die Wirthschaft hatte er seinem Sohne übergeben und war Maire, d. h. die angesehenste Person im Orte, die Person, die neben dem Militär allein etwas zu sagen hatte. Dann war noch ein stiller Friedensrichter da, der frühere Advocat Bardeleben; die reichen Domänen ließen die Donataire, der Herzog von Rivoli (Messina), der Prinz von Eckmühl (Davoust) und der Herzog von Dalmatien (Soult), durch frühere Schreiber administriren.

Landrath von Vogelsang nebst Frau waren gestorben, den Baron von Bardenfleth erhielt sein Haß gegen die Franzosen am Leben, er war aber immer mehr zusammengeschrumpft; seine Frau war todt.

Selbst die Dienerschaft hatte sich geändert. Außer dem Rentmeister und Haushofmeister, der Kammerfrau und Zofe, dem Kammerdiener, Jäger und Kutscher, welche sie von Kassel mitgebracht hatte, sah sie lauter fremde Gesichter. Auch das Aeußere der Schloßumgebung hatte sich geändert. Bei dem frühern Brande

waren der ganze Marstall, ein prächtiges Gebäude, das Raum für funfzig Pferde hatte, und alle Nebengebäude abgebrannt. Sie waren unversichert gewesen und der Rentmeister hatte die Neubauten, unter schriftlicher Zustimmung der Gräfin freilich, mit großer Sparsamkeit wieder ausgeführt. Jetzt, als sie zum ersten mal auf den neuen Räumen Stallungen für sechs bis acht Pferde, Remisen kaum für zwei bis drei Wagen erblickte, schämte sie sich dieser Gebäude. Sie glaubte, ganz Heustedt müsse es denselben ansehen, daß ihre Geldmittel beschränkt wären, daß sie nicht mehr die reiche Gräfin sei. Auch ein Theil des Parks war bei dem Brande verwüstet, absichtlich und muthwillig von dem Pöbel, der stehlen wollte.

Was ihr aber den Aufenthalt im Schlosse beinahe unleidlich machte, war hauptsächlich eine Zuckerfabrik, welche der bremer Kaufmann Böse gerade dem Schlosse gegenüber am linken Ufer der Weser erbaut hatte. Es war das eine von den Fabriken, welche auf kaiserlichen Befehl, wonach in jedem Departement eine Runkelrübenfabrik sein solle, angelegt war, eine der größten auf dem ganzen Continent, die sogar, was man in Paris und Frankreich damals nicht kannte, weißen Candis aus Runkelrüben zu fertigen vermochte. Wenigstens wurden Paris und der kaiserliche Hof von Heustedt

aus mit raffinirtem weißen Melis versorgt, der, mit Certificats d'origine des Präfecten von Bremen versehen, den Kaiser in dem Glauben erhielt, in seiner 32. Division und dem Departement der Weser sei man so weit vorgeschritten, Zucker herzustellen, der dem indischen an Güte gleichkomme.

In der That wurde aber in Heustedt nur Sirup fabricirt, und der Candis war aus indischem eingeschmuggelten Rohr, nicht ohne Wissen der französischen obern Behörden, raffinirt.

Bei West- und Nordwestwind trieb von dieser Fabrik nicht nur der Rauch der Schornsteine auf das gräfliche Schloß, sondern es verpesteten die Abfälle die Luft im Schlosse und Parke in hohem Maße.

Sodann aber hatte der Maire zwei französische Offiziere und zwölf Mann Gemeine in das Schloß einquartiert, und Gemeine wie Offiziere waren nicht mit den Nebengebäuden, wohin man sie hatte verweisen wollen, zufrieden gewesen; sie hatten sich selbst in dem Schlosse einquartiert und spielten dort den Herrn, mindestens machte der lange Rentmeister, der bis dahin die Herrschaft im Schlosse geführt, einen krummen Rücken und gehorchte.

Die Ankunft der Gräfin änderte daran nichts, die Herren Franzosen hatten die ganze untere Etage des

Schlosses mit Ausnahme der Wohnung des Haushofmeisters, des Wintergartens im rechten Flügel und der Küche, eingenommen und behielten sie auch nach der Ankunft der Gräfin inne. Wenn die beiden Offiziere nun noch feine junge französische Adeliche gewesen wären, so hätte sich die Gräfin die Sache nicht nur gefallen lassen, wäre vielmehr sehr zufrieden gewesen, Tisch-, vielleicht sogar Spielgesellschafter zu haben. Nun waren aber beide Offiziere Söhne von Weinbauern von der Saar, die sich von der Pike heraufgearbeitet hatten, Graubärte, die den russischen Feldzug noch in allen Gliedern fühlten, barsch, unfreundlich, ohne jegliche Ehrerbietung gegen die Allergnädigste.

Man denke auch nur den Unterschied! Sie, die gewohnt war, in Hannover selbst die abwesende Herrschaft mit zu repräsentiren, sie, die beinahe vier Jahre am lustigen Hofe zu Kassel Palastdame gewesen, sie sollte jetzt allein lunchen, allein diniren und soupiren, lediglich von ihrer Dienerschaft umgeben.

Melusine fühlte sich unendlich einsam und verlassen in ihrem schönen Schlosse und in dem Orte, wo früher nach ihrem Augenwinken regiert war und der jetzt von dem Willen eines plebejischen Gastwirths abhing.

Das herannahende Ende des Königreichs Westfalen und das Ende des Kaiserreichs selbst erschütterte sie.

Wie wollte sie, wenn die Welfen auf Hannovers Thron zurückkehrten, es rechtfertigen, Palastdame in Kassel gewesen zu sein? Würde sie je wieder am Hofe Aufnahme und Zulassung finden — würden die Minister von der Decken, Bremer und wie sie sonst hießen, sie nur noch kennen wollen? Wie würde Graf Münster, der große Feind der Fremdherrschaft, sich zu ihr stellen? Sie hatte einen faux pas gemacht, als sie an den westfälischen Hof ging; wer hätte 1809 aber auch denken sollen, daß das Ende der Herrlichkeit in Kassel so nahe sei?

Daß beide Töchter sie verlassen hatten, war ihr weniger schwer geworden, sie hatte keine Liebe zu ihren Kindern; Olga, die Todte, hätte sie bedauert, von Olga, der Lebenden, der Frau eines Journalisten, eines Bürgerlichen, hatte sie sich losgesagt. Heloise haßte sie förmlich. Sie ging damit um, beide durch Testament auf ein Pflichttheil zu setzen, und hatte ihrem Advocaten in Hannover schon den Auftrag gegeben, einen Testamentsentwurf zu machen und den Namen des Haupterben offen zu lassen. Sie schwankte noch in Beziehung auf denselben; zuerst dachte sie an Otto von Schlottheim, aber dieser war in gleicher Verdammniß wie sie, auch er hatte Jérôme persönliche Dienste geleistet und konnte unmöglich am Hofe Hannovers vorerst eine Stellung wieder einnehmen.

Dann kam ihr der Gedanke, durch Erbvertrag einen der künftigen Machtinhaber in Hannover sich zu verpflichten, denn hier in diesem Heustedt hielt sie es nicht aus.

Zu allen Unannehmlichkeiten, die sie schon betroffen, kam nun auch noch die, daß ganz Heustedt wußte, ihre Tochter Olga sei mit Graf Schlottheim nicht verheirathet gewesen, sei diesem entflohen und habe sich mit dem Sohne des Forstschreibers Haus in Amerika verheirathet. Sie hätte in frühern Tagen das Kirchenbuch mit der Registratur des alten Schloßpredigers verbrennen lassen. Jetzt waren Civilregister eingeführt und die alten Kirchenbücher in den Händen des ihr verhaßten Maire, der jedermann Abschrift der Registratur über die Trauung Olga's gab, der solche verlangte.

Wer wie Melusine ein halbes Jahrhundert hindurch nie innerlich gelebt hat, immer nur von einem Vergnügen, oder was als solches in der Gesellschaft gilt, und von einer Abwechselung zur andern geeilt ist, und sich nun plötzlich auf sich selbst angewiesen sieht, der kommt sich vor, als wäre er seiner Freiheit beraubt. Melusine wußte ihre Zeit nicht hinzubringen, nicht einmal das Quälen ihrer Kammerfrau und Zofe und ihrer sonstigen Bedienung, das ihr in andern Zeiten einen

Zeitvertreib gewährt, vermochte sie auch nur einen Morgen zu beruhigen. Sie, die sonst gut und lange schlief, nie vor elf Uhr morgens nach Chocolade schellte, hatte jetzt keinen Schlaf und konnte es schon morgens um neun Uhr nicht mehr im Bette aushalten. Es fehlte ihr aber auch der Appetit, die Chocolade schmeckte ihr nicht mehr, Kaffee und Thee wollten ihr ebenso wenig munden.

Sie ließ sich ankleiden, um, wenn sie angekleidet war, eine andere Toilette zu wählen. Sie ließ die Möbeln in der ganzen ersten Etage in andere Zimmer bringen, wechselte selbst die altgewohnten Wohnräume, fand aber keine Rast. Sie versuchte im Parke spazieren zu gehen. Der October war voll Sonnenschein und Wärme, Herbstblumen dufteten im Parke und an den Mauern, die denselben nach der Stadtseite umgaben, reiften Trauben, Aprikosen, Pfirsiche und feine deutsche Obstsorten; aber ihr fehlte das Auge für solche Dinge. Sie versuchte zu lesen und sich vorlesen zu lassen, was nie ihre Passion gewesen war, aber sie hatte nicht die Geduld, auch nur eine halbe Stunde auszuharren. Ihr französischer Koch war nachgekommen, aber die feinsten Schüsseln kamen unberührt von ihrem Tische.

Alle Dienstboten waren einverstanden, daß es mit der Allergnädigsten nicht mehr auszuhalten sei, die fran-

zösische Zofe war die erste, welche ohne Abschied nach Kassel zurückreiste und die Stellung der Kammerfrau dadurch nur verschlimmerte.

Melusine versuchte es, mit dem Rentmeister zu arbeiten, Rechnungen durchzugehen, die Einkünfte zu controliren, eine Arbeit, die sie in frühern Tagen mit Umsicht und Genauigkeit vollbracht hatte. Sie mußte diesmal viel Neues erfahren, wie viel große Verluste ihr die Einrichtungen des Kaiserreichs gebracht hatten — alte Vortheile des Feudalwesens waren verschwunden, die Eigenbehörigkeit und Meierpflichtigkeit waren aufgehoben, Weinkauf, Heimfall, Oster- und Michaelisabfälle, Rauchhühner, kleine und große Reisen und was sonst einen nicht unbedeutenden Theil ihrer Einnahme gebildet hatte, waren mit Einem Striche beseitigt. — Sie hörte zwar den Rentmeister vortragen, sah die Geld- und Kornregister der Vorzeit und Gegenwart zur Vergleichung daliegen, allein ihre Gedanken waren in Kassel oder Napoleonshöhe.

Die ersten Tage hatte Melusine noch einiges Interesse für die neuen Zeitungen aus Kassel. Indeß die Nachrichten, die sie brachten, wurden immer dürftiger, nichtssagender; von daher, wo sich das Kriegsungewitter zusammenzog, von Böhmen und Sachsen, mußten sie schweigen; Sterne und Bänder wurden in solchen Zeiten

nicht vertheilt, Rangerhöhungen nicht vorgenommen, Feste nicht gefeiert, der schöne Napoleonstag war im August zum letzten mal vielleicht begangen, was sollte ihr da der westfälische Moniteur?

In der Unruhe und Hitze, die Melusine alles versuchen ließ, ihre Langeweile und die Furcht vor sich selbst zu vertreiben, hatte sie dem Haushofmeister befohlen, das chinesische Zimmer des Pavillons öffnen und einrichten, auch einen Korb mit Champagner und einige Leckerbissen dahin schaffen zu lassen.

Melusine hatte den Pavillon seit 1792 nicht betreten, während der ganzen Zeit war er überhaupt nur den üblichen Reinigungen und Lüftungen unterzogen gewesen. Jetzt wollte sie versuchen, ob sie in der Einsamkeit in Jugenderinnerungen schwelgen könne. Sie schloß sich in das Conclave, zündete alle Wachskerzen an, trank gekühlten Champagner und suchte sich in die Vergangenheit zurückzuträumen. Aber wie war das? Hatte ihre Phantasie die ganze Schwungkraft verloren, war ihr Gedächtniß selbst abgestumpft?

Sie nahm einen französischen Lieblingsroman mit Illustrationen aus der Handbibliothek des Pavillons, doch sie konnte kein Interesse mehr an der Darstellung wie dem Inhalte des Crébillon'schen Buches finden, das sie sonst entzückt hatte. Es kam ihr das alles schal,

flach, unerquicklich vor. Sie nahm die Darstellungen Aretin's zur Hand und empfand Ekel. Sie trank ein Glas Champagner über das andere, Biscuit dazu naschend, um ihren Geist aufzufrischen, sie zog die Vorhänge von den Oelgemälden, um ihre Phantasie zu reizen. Aber das waren Rosen ohne Duft. Der ganze Pavillon schien ihr verwelkt, moderig, nach Grabesluft duftend. Ja der durch hastiges Trinken erhitzte Kopf, dem Melusine mit Gewalt jugendliche Phantasie und Rückerinnerungen hatte abzwingen wollen, verfiel auf einmal gegen ihren Willen auf Todesgedanken. Es kam ihr der Gedanke: wie, wenn du die Feder zu diesem Ausgange nicht mehr öffnen könntest, wie, wenn du hier, wo du gesündigt, verhungern müßtest?! Wie von Wahnsinn gefaßt, sprang sie auf und erblickte ihr eigenes erschreckend blasses Abbild in der Spiegelwand unter dem Bilde der Venus.

Sie versuchte in Hast die eiserne Thür zu öffnen, trat aber auf den falschen Knopf, auf den, der die Thüre schloß, und spürte natürlich keine Wirkung. Ihre Angst wurde größer, als ein zufälliger richtiger Druck das Uhrwerk in Bewegung setzte, sie aus dem Geheimgemache befreite. Sie eilte, eine der Jalousien des chinesischen Zimmers zu öffnen, es war noch Tag, die Octobersonne warf ihre letzten goldigen Strahlen auf

das grüne Hochwiehe vor ihr, soweit die Schatten der Parkbäume dies nicht hinderten.

Melusine schämte sich vor sich selbst. Wie hatte sie von einer Phantasie sich so bethören lassen, wie hatte sie so sehr alle Geistesgegenwart verlieren, sich von der Furcht vor einem Schattenbilde überwältigen lassen können? Sie schloß die Jalousie des Zimmers, nachdem sie Licht hineingesetzt, löschte die Lichter im Hinterraume aus, stellte Bücher und Kupferstiche wieder an ihren Ort, setzte den Kübel mit der halbgeleerten Champagnerflasche in das chinesische Zimmer, dann ließ sie die Thür wieder nieder und erprobte die Federkraft derselben durch wiederholtes Oeffnen und Schließen. Das Uhrwerk war meisterhaft gearbeitet, es folgte dem leisesten Drucke. Melusine schloß das chinesische Zimmer, wanderte noch eine Zeit lang im Geheimparke umher, um darüber nachzudenken, woher die plötzliche Todesfurcht gekommen sei, welche Disposition des Körpers die Schreckbilder so plötzlich hervorgerufen. Sie schrieb der Anstrengung der Reise von Kassel und den vielerlei Unannehmlichkeiten, die sie seit ihrem Hiersein erfahren, vielleicht auch der dumpfen Luft des Zimmers, das seit zwanzig Jahren von keinem menschlichen Fuße betreten war, die Schwäche zu, die den starken Geist der Schülerin Voltaire's übermannt habe. Sie war erst

dreiundsechzig Jahre alt, nie im Leben krank gewesen, sie war rüstig und es fehlte ihr in der Regel nicht an einem sehr guten Appetit. Ja, jetzt fand sie den Grund. Seit acht Tagen fehlte ihr der rechte Appetit, sie hatte auch heute ihr Diner kaum berührt. Daher die Schwäche; sie mußte mehr essen, auch ohne Hunger.

Sie befahl den Birkhahn, der vom Mittagstische unberührt heruntergekommen, kalt zum Souper, strengte sich an, während die Kammerfrau ihr heustedter Klatsch erzählen mußte, von diesen und sonstigen Gerichten, wenn auch ohne Lust, reichlich zu essen, und trank Burgunder. Die Kammerfrau war seit siebzehn Jahren im Dienste der Gnädigsten; heute zum ersten mal befahl die Herrin für sie ein Glas und ließ sie in ihrer Gegenwart trinken. Die Gräfin, welche früher die persönlichen Verhältnisse aller Einwohner gekannt hatte, fragte nach diesem und jenem, und zum ersten mal, seitdem sie in Heustedt war, schwand die Zeit bis zur Mitternacht, vor der sie sich nicht schlafen legen konnte, schnell.

Sie schlief auch recht bald ein, um nach einigen Stunden, nach einem schweren Traume zu erwachen. Jochen Dummeier, so träumte sie, stand vor ihrem Bette, eine Axt in der Hand, um sie zu ermorden.

Seitdem floh der Schlaf, und die Unruhe in

ihrem Innern, die sie schon die ganze Zeit gequält hatte, seit sie aus ihrem Hofleben in Kassel gerissen war, mehrte sich. Allen Motiven ihres bisherigen Lebens waren die Stützen entzogen; der Eitelkeit durch das Alter, der Herrschsucht, dem Intriguiren und Einmischen in alle möglichen Dinge durch den bevorstehenden Fall des Thrones, an den sie sich angelehnt, sowie durch die enormen Verluste an Vermögen, die sie in den letzten zweiundzwanzig Jahren erlitten. Die Genußsucht erlag dem hereinbrechenden Alter, erlag unter dem Erlahmen der Phantasie und unter schwindender Eßlust. Was hatte sie noch auf Erden zu erwarten? An Himmel oder Hölle glaubte sie nicht, ihr war die Erde alles, aber was war die Erde für sie bei einem körperlichen Zustande wie dieser?

Melusine überlegte ihre Zukunft — Heustedt war nicht der Ort, wo sie dem Tode entgegengehen mochte. Sie beschloß, ihre Besitzungen zu verkaufen, nach Paris zu ziehen und dort sich in das großartige Leben zu stürzen, von dem in Kassel so viel geredet war. Mochte Napoleon eine Schlacht verlieren, mochte das Königreich Westfalen zerstückelt werden, der Rheinbund in sein Nichts zurücksinken, das Kaiserreich selbst mit seinem Paris mußte bleiben. Franz II. werde seinen Schwiergersohn nicht vom Throne stoßen, ein Frankreich

bis zum Rhein war immer noch ein mächtigerer Staat als das zerrissene Deutschland, und am Hofe der Tuilerien hatte sie, die treue Anhängerin Jérôme's, gute Aufnahme zu erwarten.

Während die Gräfin so ihre Zukunft sich ausmalte und beschlossen hatte, schon in den nächsten Tagen nach Paris zu reisen, und unter diesem Gedanken von neuem einschlief, trieb auf der Weser, oberhalb Intschedes, ein Schiff, das zwischen einem Weserbock und einem großen Kahn die Mitte hielt, eins von denen, die den Namen Bulle führen, und das immerhin seine zehn bis funfzehn Last laden konnte. Es war ohne Bedachung, hoch über Bord mit Torf beladen. Es fuhr bei Nacht und wurde von vier Männern, die auf dem Leinpfade gingen, stromauf gezogen. Nur drei Menschen befanden sich auf dem Bullen, einer am Steuer, ein Schiffsknecht vorn am Schnabel des Schiffs mit einer Stange, um es von den Schlagten abzustoßen, wenn es denselben zu nahe käme, und der Schiffsherr, welcher, in eine wollene Decke gehüllt, mit dem Rücken gegen die längliche Torfpyramide lehnte und die Füße gegen den Ort stemmte, den man Kajüte zu nennen beliebte, eine Art von Schlaf- und Polterkammer, Küche, Vorrathskammer von Speisen und Getränken. Dieser Schiffsherr war aber niemand anders als unser alter Bekannter

Jochen Dummeier. Das Schiff kam unterhalb Bremens her, hatte die Ursprungscertificate des Torfes von der Wümme, war in Bremen visitirt und für richtig befunden, obwol unter dem Torfe ein Schatz verborgen war. Unten im Schiff lagerten Kaffeesäcke und Theekisten, wie Kisten mit englischen Manufacten und kurzen Waaren; Millionen von Nadeln, viele große und kleine Scheren wie Feder- und Rasirmesser waren unter dem Torfe verborgen. Das ging für Gefahr eines Hauses in Hannover und mußte demnächst hinter Nienburg aus dem Kaiserreiche in das Königreich Westfalen eingeschmuggelt werden. Darüber lag eine Ladung Zuckerrohr, die bis hoch in die Torfpyramide aufgestapelt war.

Jochen hatte eine geladene Büchse neben sich liegen, war außerdem auch noch mit ein paar Pistolen bewaffnet. Er sann darüber nach, wo er am sichersten halt mache und bis spät nachmittags ausruhe; es durfte nicht in der Nähe eines Dorfes oder gangbaren Weges sein, damit ein Douanier nicht etwa hier noch einmal, und mit größerer Umsicht als in Bremen geschehen, das Torfschiff visitire. Vor dem späten Abend durfte er in Heustedt nicht anlangen, nur dann konnte sogleich vor der Böse'schen Zuckerfabrik abgeladen und Kaffee und die andern Schmuggelwaaren auf das jenseitige

Ufer geschafft werden. Es wurde nach und nach Morgen, der Schiffsherr warf die Augen fleißig am Ufer herum, denn hier zog sich am rechten Weserufer die Heerstraße, welche von Verden kam, eine kleine Strecke auf dem Weserdeiche hin.

Halt! Was war das? Tauchten da auf dem Deiche nicht Pferde und Reiter auf? Zwei, vier, zehn — bald hundert und mehr. Was waren das für Reiter? Französische Cavalerie lag jetzt in der ganzen Gegend nicht. Er rief die ziehenden Leute an, zu ruhen, und ließ den Steuermann an den Deich anlegen. Als die Reiter näher kamen, erkannte er, daß der größere Theil aus Kosacken, der kleinere aus Lützow'schen reitenden Jägern bestand. Jochen haßte die Franzosen, mit denen er als Schmuggler schon seit 1807 einen kleinen Krieg führte, und die er schädigte, wo es ihm nur möglich war. Würden die Franzosen aus Heustedt verjagt, so konnte er mit seiner Ladung am hellen Tage dort ankommen und ausladen. Daneben galt es aber, seiner Privatrache an der Gräfin von Wildhausen Genüge zu thun, sie als Franzosenfreundin zu verdächtigen, vielleicht die Kosacken zu veranlassen, sie als Gefangene fortzuschleppen.

Er sprang mit Hülfe der Stange vom vordern Theile des Schiffs, das sich dem Ufer am meisten ge-

nähert hatte, auf den Fuß des Deiches und stand bald vor dem Führer der Schar, Demisow, der einen deutsch-redenden Offizier der Lützower in seiner Begleitung hatte. Jochen berichtete, daß in Heustedt etwa 100 Mann Franzosen seien, von denen indeß 20—30 im Lazareth lägen. In der Oststadt lägen etwa 50. Dort sei das Lazareth, dort im alten Schlosse das Magazin mit reichen Vorräthen von Hafer, Stroh und Heu. In der Weststadt lägen, zerstreut die ganze Deich- und Langenstraße hinab, höchstens 30 Mann.

Wenn man Heustedt überfallen wolle, so dürfe dies nicht allein durch einen Ueberfall vom rechten Ufer her geschehen, denn die auf der Ostseite könnten dann leicht über die Brücke auf das linke Ufer flüchten, sie brauchten dort nur die Zugbrücke aufzuziehen und wären gesichert. Einen Angriff von der linken Seite würde man am wenigsten erwarten, dort lägen auch die wenigsten Franzosen und vor allem müsse man die Brücke besetzen und den Rückzug auf Minden und Osnabrück abschneiden.

In der Oststadt sei dann noch das Schloß der Gräfin von Wildhausen zu nehmen, worin außer den Offizieren 12 Mann lägen, und das leicht zu vertheidigen sei. Aber da werde die Einwohnerschaft helfen, welche die Franzosenfreundin, die Palastdame des Königs Jérôme, hasse. Dafür wolle er schon sorgen. Er

erbiete sich, die Kosacken auf einer Stelle, die nicht sehr fern sei, durch die Weser zu führen. Dort sei der Strom ganz flach und das zu durchschwimmende Fahrwasser kaum zehn Schritte breit. Die Hälfte des Trupps, welche auf dem rechten Ufer der Weser bleibe, müsse schon hier Dorf für Dorf Kriegsfuhren requiriren, um die Magazinvorräthe sofort mitnehmen zu können.

Der Lützower hatte eine Karte bei sich, auf welcher er den Lauf der Weser studirte. Er verständigte sich, so gut es gehen wollte, mit Demisow in französischer Sprache, man fand den Plan Jochen's ausführbar, und eine Kosackenabtheilung von 50 Mann setzte unter seiner Anleitung über die Weser; dort befahl Jochen den Schiffsziehern, so schnell als möglich mit dem Schiffe weiter zu fahren und es vor der Zuckerfabrik anlegen zu lassen, dann führte er die Kosacken durch die Marsch auf dem nächsten Wege nach Heustedt. Demisow selbst befehligte diese Abtheilung. Als man die Thürme von Heustedt sehen konnte, nahm Jochen Abschied, um das Volk in Heustedt aufzuwiegeln. Er eilte auf kürzern Nebenwegen den Kosacken voraus, durchschritt die Gartenstraße und hatte Klein-Paris in Aufregung und auf die Beine gebracht, ehe die Kosacken nur auf der andern Seite am nördlichen Ende der Stadt angekommen waren.

Es war am 14. October, die Klein-Pariser zogen, mit alten Flinten, Säbeln, Dreschflegeln bewaffnet, in die Langestraße ein, unter dem Rufe: „Die Kosacken sind da, 'raus mit den Franzosen!“ Wo ein Franzose einquartiert war, hielt man vor dem Hause still, nahm ihn gefangen, rüstete sich mit seinen Waffen und zog dann lärmend, die Gefangenen stoßend und schiebend, weiter. Viele Franzosen flohen durch die Gärten nach der Weser zu, die von einigen durchschwommen wurde, andere, durch den immer lautern Lärm gewarnt, entkamen noch über die Brücke nach der Oststadt, ehe die Kosacken von Norden bis zur Brücke herangesprengt waren. Alles, was die Weststadt von Straßenjugend hatte, war auf den Beinen, von der Nordseite mit den einrückenden Kosacken anziehend, von der Langenstraße her mit den Klein-Parisern.

Diese Art des Vorgehens weckte aber die Aufmerksamkeit der Franzosen der Ostseite zu zeitig; noch ehe die Kosacken die Brücke erreicht hatten, wurde Alarm geschlagen, und die 50 Mann, die man zusammen hatte, zogen sich in das neue Schloß zurück, schlossen das eiserne Thor, verbarrikadirten dasselbe mit Wagen und allen Dingen, die sonst zur Hand waren.

Während dieser Beschäftigung sprengte aber schon ein Dutzend Kosacken die Schloßstraße zum Schlosse

hinunter. Sie wurden von einer Salve empfangen, die einen Mann unfähig machte und mehrere Pferde verwundete. Die Kosacken donnerwetterten und fluchten, aber über die hohe Mauer konnten sie nicht setzen, und der Thorweg war tüchtige englische Schmiedearbeit und nicht durch einige Axtschläge aufzuthun. Inzwischen kam auch der Rest der Kosacken und mit ihm der ganze Mob der Westvorstadt, Jochen Dummeier an der Spitze. Dieser hatte nicht sobald gesehen, daß das Hauptschloßthor geschlossen sei, als er den Kosacken winkte und sie durch das Heuthor in den Park führte. Da Kosacken und Volk nun durch den Park hinter den Nebengebäuden und Stallungen her auf das Schloß drangen, mußten die Franzosen ihre Barrikaden verlassen; sie zogen sich in das Schloß selbst zurück und schlossen die Thüren, die gleichfalls fest genug waren, um einem Angriffe zu widerstehen. Die Kosacken waren abgesessen und hielten sich in der Gegend der Stallungen und Nebengebäude außer der Schußweite, während die Führer zu einer Berathung zusammentraten. Auf die Fenster, an denen sich Franzosen zeigten, ward geschossen, aber mit wenig Erfolg. Als die ungeduldige plünderungssüchtige Menge, die sich immer dichter auf dem Rasenplatze vor dem Schlosse angesammelt hatte, weiter vordrängte, gaben die Franzosen aus den Frontfenstern

eine Salve auf sie, die zwei Frauen, mehrere Kinder und drei oder vier Männer todt oder schwer verwundet niederstreckte. Das Wuthgeschrei der Menge, die zurückstieb, war gewaltig; man trug die Verwundeten und Todten unter Begleitung vieler Kinder in die Stadt. Die Barrikaden vor dem Schloßthore hatte man hinweggeräumt und das Thor geöffnet.

Die Menschenmasse vor dem Schlosse schwoll immer mehr an, denn es kamen nach und nach die meisten der angesehenen Bürger selbst, während sich der Pöbel darüber hermachte, das Staket um den Obstgarten, der zwischen den Burgmannshöfen der Kirche und dem Parke lag, zu zertrümmern, und das feine Obst an den Geländen, die Weintrauben und Aprikosen zu plündern. Demisow hatte indeß mit einem seiner Offiziere das Schloß umgangen.

Die beiden Seitenflügel boten von außen keinerlei Angriffspunkt, denn sie waren ohne Thüren, mit Ausnahme der durch die Veranda verdeckten Pforte zum Gartensalon, alle Eingänge in das Schloß außer dem Haupteingange befanden sich auf der Hofseite. Der Hof bildete aber ein längliches Viereck an der Nordseite, und daher war auf jeden, der in den Hofraum trat, ein Feuer von drei Seiten, und von jeder Seite aus dem Erdgeschosse und aus zwei Stockwerken zu eröffnen.

Auf die Ankunft der Lützower mochten Demisow und seine Kosacken nicht warten. Letztere hatten aus den Stallungen schon ein halbes Dutzend Pferde und alles, was an Decken und Gegenständen ihnen sonst geeignet schien, sich als gute Beute angeeignet. Waren sie auch in Freundesland, die Gräfin war eine Franzosenfreundin und mußte gezüchtigt werden.

Demisow beschloß einen Angriff auf das Hauptportal. Drangen seine Kosacken nur bis unter den Säulengang, der sich vor der Front bis zu den beiden Flügeln hinzog, so waren sie ziemlich geschützt. Denn da die Flügel anderthalb bis zwei Fuß vorstanden, so war aus den südlichen Fenstern dieser Flügel nur dann unter den Balkon zu schießen, wenn man sich weit aus dem Fenster lehnte und also sich selbst preisgab.

Der Menge hatten sich nach und nach auch die Bürger zugesellt, welche nach deutscher Sitte alljährlich ihren Schützenhof feierten, von Ostern bis zu Johanni sonntäglich nach der Scheibe schossen und ihre eigenen Büchsen besaßen. Es mochten immerhin ein paar Dutzend mit Büchsen und Munition bewaffneter Bürger, darunter alte Soldaten und Jäger, zusammen sein, die gegen die Thüren und Fenster über dem Balkon schossen, sobald sich ein Franzose blicken ließ. Demisow, dessen Adjutant der deutschen Sprache mächtig war, sammelte

diese Schützen jetzt und stellte sie, möglichst aus der Schußlinie des Balkons, den beiden Flügeln gegenüber mit dem Befehle auf, sobald sich Franzosen an den Fenstern zeigten, auf diese zu schießen, namentlich aber unausgesetzt zu schießen, sobald die Fenster geöffnet würden. Dann, nachdem Brechstangen, Aexte und sonstiges Geschirr herbeigeschafft war, mußten 24 Kosacken, einer nach dem andern, in vollem Laufe unter die Säulenhalle eilen, wo man an den großen eichenen, eisenbeschlagenen Flügelthüren zu wirthschaften begann. Aber die Thür war nicht nur verschlossen und verriegelt, es waren auch inwendig eiserne Stangen kreuzweise darüber befestigt, und so setzte sie den Kosacken mehr Widerstand entgegen, als diese vermuthet hatten.

Die Belagerten hatten inzwischen im Innern den etwa durch die Thür Einbrechenden einen Empfang zubereitet, der viele Opfer gefordert hätte. Ihre Hauptmacht war in dem massiven Treppenhause, das von zwei Seiten zum ersten Stockwerke führte, concentrirt, nach dem Hofe hinaus hatte man die Flügel wie in die Hinterseite der Front nur einzelne Leute gestellt, um bei einem Vordringen über den Hofraum Alarm zu machen. Die Axtschläge krachten gegen die Eichenthür, die Stürmenden suchten das Pflaster unter derselben wegzuwühlen, um Fuß fassen zu können, der

Pöbel, der sich wieder näher gewagt hatte, begleitete jeden Axthieb mit einem Wuthgeschrei.

Wo war indeß die Gräfin?

Melusine hatte nach der schlafwachen Nacht, als schon die Octobersonne in das Cabinet oder mindestens gegen die Fenster desselben schien, die Augen zu jenem Halbschlummer geschlossen, in welchem der Geist seine Thätigkeit bewahrt, der Mensch aber ein halbes Bewußtsein von sich hat und, was ringsum vorgeht, halb wahrnimmt. So hatte auch sie, als die Kosacken in das Nordthor der gegenüberliegenden Deichstraße einritten und das Volk zu lärmen anfing, ein Geräusch über die Weser her zu hören geglaubt, allein sie konnte aus körperlicher Mattigkeit ihre Sinne nicht darauf heften. Als die ersten Kosacken, vom Geschrei des Volks begleitet, über die Brücke sprengten, und die Massen sich die Schloßstraße herabwälzten, da lag es noch wie ein Alp auf ihrer Brust, es war ihr, als tose alles Geräusch, das sie hörte, nur in ihrem Kopfe.

Als aber die erste Salve, welche die Franzosen vom Schloßthor aus auf die Kosacken gaben, in ihr Ohr drang, da fuhr sie auf, ihr Geist war wieder wach und lebendig. Gleichzeitig stürzte die Kammerfrau in das Zimmer, mit dem Jammerruf: „Die Kosacken! die Kosacken!“

Die Gräfin warf sich in Eile in ein Halbnéglige und eilte zum Fenster. Da dieses nach Osten lag, sah sie eben den Pöbel, Jochen Dummeier an der Spitze, hinter den Stallungen und Nebengebäuden hervor auf den Platz vor das Schloß dringen. Sie erkannte den Führer und wußte, daß die Rotte schlimmer sei als die Kosacken. Ihn mußte sie fliehen. Auch begannen nun schon die Franzosen, welche sich in das Schloß zurückgezogen hatten, in die erste Etage heraufzudrängen und ungescheut die Gemächer der Gräfin, selbst das Schlafcabinet zu betreten und das Geschoß zur Vertheidigung vorzubereiten.

Hier war nicht länger zu bleiben. Die Gräfin wählte den Weg zum linken Flügel, wo Eß- und Tanzsalon aneinanderstießen, und der von dem Thurme im Norden begrenzt war. Dieser Thurm hatte nach Norden einen kleinen Ausgang, von außen, da die Steinbekleidung imitirt war, kaum sichtbar, und auch nur von innen zu öffnen. Durch diesen Ausgang schlüpfte die Gräfin, ihm gegenüber führte die eiserne Brücke über das große Schlut, und neben dieser der uns schon bekannte Geheimeingang in den reservirten Park.

Melusine durcheilte diesen mit schnellem Schritt und flüchtete sich in den chinesischen Pavillon, wo sie durch die eiserne Wand sich von der Außenwelt absperrte,

Ihr Treiben war aber nicht unbemerkt geblieben. Einer von den Straßenjungen von Klein-Paris umschlich das Schloß; er wollte sehen, ob für ihn nichts Besseres abfalle als das Obst, das seine Kameraden plünderten, und er bemerkte, daß das, was er für Steinwand hielt, sich öffnete und die Gräfin heraustrat, um dem Anschein nach über die Schlutbrücke zu gehen, und wie sie in der Hast vergaß, die Thür zu schließen. Er rief Jochen Dummeier herbei, der den Knaben als Wache beim Eingange ließ und selbst die Treppe vorsichtig emporstieg. Sie führte ihn in den ersten Stock zu einem verborgenen Eingange, dann aber gelangte er zu den Mansardenräumen, zu jenen Zimmern, wo Karl Haus und die Schulze'schen Söhne vor Jahren die „Insel Felsenburg" und sonstige Bücherschätze gefunden hatten, dann auch zu den Bodenräumen. Hier wurde der Tanzboden, die Dielen zum großen Tanzzelte im Park, das seit der Hochzeit Olga's nicht gebraucht war, aufbewahrt, hier lag das schöne türkische Zelt der Gräfin, die Farben waren verblaßt und von der Sonnenhitze unter dem Dache war das rothe Zeug wie Zunder verbrannt. Das war Wasser auf die Mühle eines Klein-Parisers, der sich ihm nachgeschlichen. Während Jochen vorsichtig eine Treppe hinabstieg, den großen und kleinen Speisesaal durch-

schritt und die Stellung der Franzosen im Treppenhause recognoscirte, dann auf dem Wege, den die Gräfin genommen, das Freie fand, um die Kosacken herbeizurufen, ersah jener die Gelegenheit, den rothen Hahn auf das Schloß zu stecken, um bei dieser Gelegenheit stehlen zu können. Er zog Stahl und Stein, das damals nebst Schwamm jedermann bei sich führte, aus der Tasche, zündete einen Schwefelfaden an, und legte ihn unter das türkische Zelt, das bald zu brennen anfing. Währenddessen stürzten die Kosacken mit Piken und Pistolen bewaffnet die Treppen hinauf, die Gänge zur ersten Etage herab, gefolgt von einer so großen Anzahl Volks, als die engen Treppen zum Thurme hinauf konnten.

Während von vorn an dem Portal die Axtschläge noch immer gegen das Thor dröhnten, und es schon gelungen war, einen großen Stein unter dem Thore zu beseitigen, sodaß nun Brecheisen mitarbeiten konnten, stürzten die Kosacken aus der Mansardenetage in die erste herunter und gelangten aus dieser zu dem Treppenhause, den überraschten Franzosen in den Rücken fallend. Zugleich meldeten die Posten, welche im östlichen Flügel gegen den Hof hin Wache hielten, daß das Dach des westlichen Flügels brenne, und die Menge, welche draußen das Schloß umstand, schrie wie aus Einem Halse:

„Feuer! Feuer! Mordjo!“ Man achtete der Gefahr nicht mehr und drängte von allen Seiten auf das Schloß los, aus dem kein Schuß mehr unter das Volk gethan wurde, während man im Innern schießen hörte.

Zimmergesellen schleppten Leitern aus den Stallungen herbei, setzten sie an den Balkon und erstiegen denselben. Man ließ nach mit den Versuchen, die Thür zu sprengen, da man jetzt auf den Balkon gelangen konnte. Die Kosacken kletterten mit katzenartiger Gelenkigkeit die Leitern hinauf, und bald war das Schloß in ihrem Besitze, die Franzosen streckten die Waffen und wurden als Gefangene, nachdem das Portal geöffnet war, in die Zehntscheune gebracht, wo die heustedter Büchsenschützen sie bewachen mußten.

Die Sturmglocken in Heustedt und den nächsten Dörfern läuteten: die Stadtspritzen kamen heran und man wurde sich bewußt, daß dem Feuer womöglich Einhalt gethan werden müsse.

Ein Theil des Volks und der Kosacken benutzte freilich den günstigen Moment, um den östlichen Flügel des Schlosses auszuplündern, Spiegel, Kronleuchter, Porzellanöfen zu zertrümmern, Betten und Möbeln aus dem Fenster zu werfen.

Die Lützower, die am rechten Ufer der Weser geritten, kamen aus gedoppeltem Grunde später nach Heu-

stedt, einmal weil sie den weitern Weg zu machen, sodann aber weil sie in Stedorf, Dörverden, Barme, Jübber, Drübber, Hassel überall Kriegsfuhren requirirt hatten. Als man aber aus dem Sande in die Marsch kam und das neue Schloß in Heustedt brennen sah, setzte man sich in Galop.

Die Verwirrung in Heustedt hatte einen hohen Grad erreicht. Pöbel und Kosacken plünderten das Schloß, es dauerte lange, bevor überall Spritzen herbeigeschafft wurden, und auch als dies geschehen war, fehlte es der Menge an Lust zu helfen. Der alte Schlagtmeister Georg Schulz brachte indeß durch vernünftige Vorstellungen die Bessern aus der Bürgerschaft an die Spritze, deren Rohrführer er vor beinahe vierzig Jahren gewesen war, und er selbst, der alte Mann, wagte sich in den Wasserthurm des brennenden linken Flügels, um von hier aus zu löschen.

Mit den Lützowern kamen auch von benachbarten Ortschaften Spritzen und Mannschaften, und die Ordnung wurde einigermaßen hergestellt. Aber der Brand hatte schon seine Opfer gefordert; Georg Schulz war von einem Balken erschlagen, als er sich aus dem Thurme in das Gebäude selbst gewagt hatte.

Hermann Baumgarten sah die Leiche seines Groß-

vaters aus dem Schlosse tragen, als er mit den Seinen in den Hof eintrat, aber er ahnte nicht, wer es sei.

Jochen Dummeier hatte das ganze Schloß nach der Gräfin durchsucht, ohne sie zu finden. Der Straßenbube aus Klein-Paris, der ihm die Thür zum Thurme entdeckt hatte, stand aber noch immer auf seinem Posten, und auf Befragen erfuhr Jochen, daß die Gräfin gleich anfangs in den Geheimpark geflüchtet sei. Jochen fiel sofort der chinesische Pavillon ein, er riß einem der Zimmergesellen, die beim Löschen halfen, die Axt aus der Hand, winkte einem andern, mit dem er bekannt war, und ging zum Geheimparke. Die eiserne Thür, die den Eingang sperrte, ward zerschlagen, und mehr laufend als gehend eilten die beiden Genossen zu dem Pavillon.

Die Gräfin hatte in der Angst vergessen, die äußere eiserne Thür zum chinesischen Zimmer zu verschließen, zu diesem stand der Eingang offen.

Jochen riß die Thür weit auf, um Licht zu haben. Aber nun geschah ihm, wie dem Forsteleven Oskar vor langen Jahren, er war in das Heiligthum eingedrungen, fand aber weder Gräfin noch Thür. Eine rohe Wuth überfiel ihn. Er zertrümmerte alle Bilder und Schnitzereien, womit das Zimmer geschmückt war. Die Eisenwand, die das Geheimcabinet von dem chinesischen

Zimmer trennte und nach außen mit einer starken Filzschicht bekleidet war, spottete aber aller Axtschläge. Der Zimmergesell und Jochen mühten sich vergeblich, hier durchzubrechen, und standen von der Arbeit endlich ab, nur Trümmerhaufen hinter sich lassend. Sie hatten auch das Bild mit dem Hühnerhofe zerschlagen, und durch einen gewaltigen Hieb war der Dorn, den Anna vor einundzwanzig Jahren entdeckte, zerschmettert.

Ob die Gräfin da drinnen auf den Knien lag? Ob sie zum ersten male im Leben betete?

Nach acht Tagen gab es von den Kosacken und den Lützowern keine Spur mehr an der Weser zu sehen, aber Vandamme rückte in Bremen ein und bereitete sich vor, ein Strafgericht zu halten.

Nach Heustedt hatte er ein starkes Commando abgeschickt, um auf die Schuldigen zu fahnden. Aber Jochen Dummeier und alles, was sich nur irgend schuldig fühlte, entfloh.

Hermann Baumgarten hatte an der Seite seines Oheims Heinrich den Großvater zu Grabe getragen, der Mutter und dem Vater flehentliche Briefe geschrieben, ihm seine Flucht zu vergeben. Das wirkliche Leben war ihm in Heustedt zum ersten mal entgegen-

getreten, ohne daß er selbst das Gräßlichste erfahren. Dies kam erst später zu Tage, als schon das französische Strafcommando in Heustedt eingerückt war.

Die Verwirrung im neuen Schlosse war maßlos. Zwar hatte das Feuer nur den obern Stock des linken Flügels verzehrt, der, von Fachwerk erbaut, die Säle enthielt, aus deren Fenstern einst Olga, Anna und Heloise Joujou gespielt hatten; allein der rechte Flügel war ganz ausgeplündert und mit roher Absichtlichkeit ruinirt. Die Kosacken und Klein-Pariser wußten alles irgend Werthvolle zu annectiren, die Dienstboten hatten an der Plünderung theilgenommen oder sich geflüchtet. Der lange graue Rentmeister mußte die Karbatsche der Kosacken fühlen, sodaß er jetzt noch krank im Bette lag. Auch die Kammerfrau der Gräfin, nicht mehr jung und hübsch, lag im Bette, sie war ebenfalls von einem Kosacken gemishandelt worden.

Alle Pferde, alles Vieh war mit den Kosacken über Verden nach der Elbe zurückgegangen. In den Nebengebäuden sah es noch am erträglichsten aus. Jedermann war in Heustedt aber in diesen Tagen so sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen, daß man an die Gräfin von Wildhausen nicht gedacht hatte.

Erst als ein französischer Offizier wieder im Schlosse einquartiert war und ein Auditeur die Untersuchung

leitete, wurde auch die Frage aufgeworfen, wo die Gräfin geblieben sei. Nun war ein Theil der Dienerschaft, der französische Koch, der Jäger und andere während des Wirrwarrs und Feuers nach Westen, nach Osnabrück zu entflohen, die Staatskutsche der Gräfin war fort, ihre Rappen und ihre Schimmel waren fort, aber die hatten die Kosacken als gute Beute mit sich genommen.

Der Maire wurde als Sündenbock für alles angesehen, saß im neuen Schlosse hinter Schloß und Riegel, und er lenkte dann die Aufmerksamkeit des französischen Offiziers zuerst auf den Pavillon.

Man fand dort die Verwüstungen, welche Jochen Dummeier angerichtet hatte, aber keinen Eingang, auch der herbeigerufene Haushofmeister, eingeweiht in die Geheimnisse des Mechanismus, konnte das Uhrwerk desselben nicht in den Gang bringen, der Dorn war zerschlagen, wahrscheinlich das ganze Uhrwerk vernichtet. Nun befahl der französische Offizier, die Rückwand des Pavillons einschlagen zu lassen.

Hier fand man die Leiche Melusinens. War sie verhungert, war sie verdurstet, war sie aus Angst gestorben, wer konnte es wissen?

Der Inhalt des Geheimgemaches, die Oelgemälde und Statuetten waren dem französischen Offizier eine

gefundene Beute, und der Champagnerkorb wurde geleert, mochte er auch acht Tage bei einer Leiche gestanden haben.

Die Leiche Melusinens wurde ohne allen Pomp im Erbbegräbnisse beigesetzt.

Viertes Kapitel.

Hassan's Rückkehr.

Es mag kaum bestritten werden, daß auf die Lebensschicksale vieler Menschen außer Geburt und Geburtsland äußere Ereignisse einen so entschiedenen Einfluß üben, daß sich von einer Bethätigung der menschlichen Willensfreiheit wenig wahrnehmen läßt, daß das Walten des Schicksals, oder wie wir es nennen wollen, vorwiegend das Bestimmende ist. So machte nun auch die Gefangennehmung des Malers Hellung durch die Korsaren, sein Verkauf als Gartensklave nach Zuwan einen gewaltigen, von seiner Willensfreiheit unabhängigen Eingriff in das Leben desselben. Seine Lebensweise wurde fortan abhängig von den äußern Verhältnissen und Bedingnissen, die in Afrika ihn umgaben, von dem Leben unter Mohammedanern, von dem Leben unter den glühenden Sonnenstrahlen Nordafrikas, von dem Zufalle, daß er mit einem Landsmanne zusammentraf, von der Liebe Fatime's und Mirza's. Allein der-

selbe war sich trotz aller Einwirkungen des Schicksals und Zufalls bei allen seinem Thun noch eines Willens und seines Wollens bewußt. Sein Uebertritt zu der Religion Mohammed's, sein Anschmiegen an orientalische Sitten und Gewohnheiten geschah keineswegs ohne Antheil seiner Selbstentscheidung. Denn wie sehr auch sein Wille durch Klima, Nahrung, Umgang mit Hinrik, Trägheit, Sinnengenuß und andere auf den menschlichen Körper und durch diesen auf den Geist selbst einwirkende Ursachen, ohne daß er sich dieser Einwirkungen bewußt geworden wäre oder davon Rechenschaft sich gegeben hätte, gereizt, geleitet, beschränkt war, sein Wollen war dadurch nicht erloschen; hätte er nur recht gewollt, das Rechte und Richtige gewollt, so würde er den Lockungen widerstanden haben. Aber daran lag es gerade: er wollte und mochte nicht widerstreben dem, was schmeichelnd ihn anzog und seine Sinne umgarnte, er war auf dem Wege, ganz zu einem orientalischen Weichlinge sich zu erniedrigen.

Dem Menschen das freie Willensvermögen überhaupt bestreiten zu wollen, heißt, ihm den Geist selbst abstreiten, und wenn Heinrich Simon nach dem Berichte seines Biographen Jacobi dem Glauben angehangen hat: „Es ist von vorherein unwahrscheinlich, daß derjenige einen freien Willen haben solle, dessen

Existenz selbst ohne freien Willen ist. Die Natur läßt sich solche Inconsequenzen nicht zu Schulden kommen", so zeigt diese Annahme eben den Spinozisten, der von der Annahme ausgeht, daß der Mensch eben nur Naturwesen und ganz allein von Naturgesetzen abhängig sei, daß der Geist etwa eine Blüte der Natur sei, während doch Millionen Menschen sich als Vereinswesen aus Geist und Natur fühlen und schauen. Die Lehre Spinoza's selbst löst die Frage nach der Willensfreiheit des Menschen nicht, er vermeint: „Die menschliche Freiheit, deren sich alle rühmen, besteht darin, daß die Menschen sich ihres Willens bewußt, der Ursachen aber, von denen dieser bestimmt wird, unbewußt sind."

Demnach käme unser Bewußtsein von Willensfreiheit auf eine grobe Selbsttäuschung hinaus, wir glauben uns frei, weil wir wissen, daß wir etwas wollen, daß wir uns bestimmen können, merken aber nicht, durch welche Bestimmungsgründe dieses Wollen bestimmt wird.

Und doch ist diese Behauptung unwahr, denn ein Wollen ohne Bestimmungsgründe wäre etwas Leeres und Unentschiedenes, wäre gar kein Wollen. Das rechte Wollen muß einen Inhalt, einen Gegenstand haben.

Sofern nur die Bestimmungsgründe unsers Wollens, die Ziele, wonach wir streben, die Güter, die wir zu

erlangen trachten, innerhalb unsers Wesens und Vermögens liegen, — sei es in den Trieben und Bedürfnissen unserer leiblichen Natur, oder in den Forderungen an die menschliche Gesellschaft, an den Staat, und sofern wir beides in Eintracht und in ein gerechtes Verhältniß bringen, wird kein Vernünftiger sagen, daß unser Wollen durch fremde, unsere Selbstbestimmung schädigende oder gar aufhebende, heterogene Antriebe gereizt und geleitet werde, wir folglich unfrei seien.

Im Wollen bestimmen wir unser Thun und Lassen durch eigene Kraft nach dem, was uns zukommt und frommt; unser Wollen ist dann Eins mit unserm Sollen, und erst in dieser Harmonie ist der Mensch wahrhaft frei. Zwiespalt und Widerspruch stürzt ihn in Unfreiheit. Jedoch auch aus den Abgründen vermag er sich wieder aufzurichten und vermöge der unvertilgbaren Selbstmacht des Guten sich zur Freiheit im Rechten und Guten emporzuarbeiten. Wir dürfen nur nicht vergessen, daß der Mensch nicht Gott ist, daß er nicht alle und jede, nicht die ganze Freiheit hat, daß das Gebiet seines freien Könnens und Thuns ein durch seine Endlichkeit, seine Verbindung mit der Natur beschränktes ist.

Auf das Bewußtsein bei unserm Wollen kommt es in erster Reihe nicht an, denn die Reflexion des Be-

wußtseins tritt erst im vorgeschrittenen Zustande hinzu. Eine große Menge der Menschen verbringt das Leben, ohne auf dieser Stufe des Bewußtseins der Willensfreiheit anzulangen. Die, welche die Sonnenglut des Aequators brennt und schmilzt, die, welche über die Eisfelder der Pole streichen, werden sich mit Reflexionen über das, was in ihrer Seele vorgeht, nicht allzu sehr incommodiren. Aber nicht nur diese, auch Europa hat noch immer in jener Hinsicht mehr Buschmänner und Eskimos aufzuweisen als Philosophen, und zwar in allen Ständen, mögen sie den Knotenstock und den Besenstiel handhaben, oder das Porteépée und den Fächer führen.

Die Ideenverbindungen, die uns zu diesen Reflexionen führten, ergibt ein Blick auf das Leben unsers Freundes Hellung. Er stand von jeher und nicht erst in den Dattelhainen seines afrikanischen Schlaraffenlebens mehr unter der Herrschaft seiner Gefühle und Sinne als unter der Herrschaft seines vernünftigen Selbstbewußtseins. Die äußern Umstände begünstigten in Zuwan nur die Gelegenheit, den Trieben, die am mächtigsten in ihm waren, die Zügel schießen zu lassen.

Wäre er ein Stoiker gewesen, oder ein Büßer, der sein Fleisch mit höchster Wollust peinigt, so würde er überall, in Zuwan wie unter den Palmen von Theben,

an den schwülen Ufern des Ganges wie in der berauschenden Bucht Neapels, das bewiesen haben.

Er fühlte indeß bald nach jener heiligen Nacht, in der wir ihn verließen, daß er sich durch seine Verheirathung mit Mirza in Zuwan auf eine Art und Weise festgekettet habe, die täglich drückender wurde. Kaum war ein Jahr vergangen seit jener Hochzeitsnacht, so überfiel ihn trotz der Liebreize seiner Mirza — und der demüthigen Liebe, welche die Abyssinierin ihm weihte, trotz des Paradieses, in dem er lebte, und des Ueberflusses, der ihn umgab, das Heimweh nach Europa, die Sehnsucht nach civilisirter Gesellschaft.

Das Leben in Zuwan hatte ihn in einen genußsüchtigen Sinnesmenschen umgeschaffen, dem das Ziel Mirza alles war. Als er dieses Ziel aber erreicht hatte und eine Zeit lang in wollüstiger Behaglichkeit sich gewiegt hatte, fühlte er, daß dieses Ziel seiner Wünsche nicht werth sei, wie daß er sich getäuscht habe, wenn er in dem Islamthume einen Ersatz für das aufgegebene Christenthum und die europäische Bildung zu finden geglaubt hatte.

Ein Jahr als Muselman zugebracht genügte ihm, die Stumpfheit, das mechanische Außenwerk der neuen Religion zu zeigen.

Der Mangel alles höhern Culturstrebens im Islam

offenbarte sich ihm erst im Zusammenleben mit seiner jungen Frau. Mirza war allerdings eine Huri aus dem Paradiese Mohammed's, sie war das schönste Weib, was er je geschaut. Aber Geist? Bildung? Sie wußte nichts, konnte nichts als sich putzen, um dem zärtlich Geliebten zu gefallen. Aber was schlimmer war, sie wollte auch nichts lernen, nichts wissen, wollte sich um nichts anderes als um ihren Körper bekümmern. Der junge Ehemann erzählte ihr von Europa, von der Herrlichkeit Roms, von der Lieblichkeit Neapels, der schönsten Stadt der Welt, von den Eichen- und Buchen-, Tannen- und Fichtenwäldern Deutschlands, von seiner Heimat und seinem Dresden. Sie hörte kaum, was er sagte, zeigte nicht das geringste Interesse an seinen Erzählungen, spielte mit ihrem Schmuck, besah sich im Spiegel, änderte etwas an ihrer Kopfbedeckung, zankte mit Fatime oder ließ sich von ihr mit dem Pfauenwedel Kühlung zuwehen. Hassan erzählte von der Gründung und dem Wachsthume Roms, von seinem Zusammenstoße mit dem mächtigen Karthago, das aus den Quellen, die hier sprudelten, auf riesenhaften Wasserleitungen für Hunderttausende sein Wasser bezog, und von dem schrecklichen Untergange dieser mächtigsten Stadt. Der Schönen war das alles gleichgültig. „Was geht es mich an, was vor zweitausend Jahren geschehen ist? was soll ich mich

um die Kriege der Karthager und Römer bekümmern", sagte sie, „wenn beide Völker nicht mehr existiren? Willst du mir etwas erzählen, so erzähle mir Zaubermärchen, wie Fatime es kann!" Und sie lächelte Hassan freundlich an, sodaß er nicht böse werden konnte. Mirza war noch halb Kind und verzogenes Kind, so betrachtete sie auch Hassan, sein Irrthum war nur der, daß sie je diesen Standpunkt verlassen würde. Er wollte sie erziehen, er wollte versuchen, ihr von europäischem Leben und Weben, Sitten und Strebungen auch nur die oberflächlichsten Begriffe beizubringen, er hoffte, in ihr eine Sehnsucht, das Abendland einmal zu sehen, entfachen zu können. Aber von welcher Seite er auch versuchte, ihrem Geiste beizukommen, er vermochte nicht, Geist bei ihr zu entdecken. Das Feuer, das aus ihren schönen Augen loderte und das er für Seele gehalten hatte, es war nur Sinnlichkeit; ihrer Zärtlichkeit, ihrem Kosen, ihrer Hingebung fehlte der geistige Reiz; die Selbstvergötterung, welche ihr von früher Jugend anerzogen war, machte sie für alles gleichgültig, was sie nicht unmittelbar auf sich selbst beziehen konnte. Gewohnt, sich nur mit sich selbst zu beschäftigen, das heißt mit ihrem Körper und ihrer Kleidung, schenkte sie nicht einmal der hingebenden Liebe und Unterordung der Milchschwester Beachtung und Anerkennung.

War es da zu verwundern, daß sie gleichgültig blieb für alles in der Welt außer für sich selbst? Sie kannte ja nichts, gar nichts von der Welt, als den Harem ihres Vaters und den Harem ihres Gatten und die Zaubermärchen von Saladin's Lampe, die Fatime ihr hundertmal erzählt hatte und mit einigen Aenderungen hundertmal wiederholen mußte. Was ging sie die übrige Welt an? Sie wollte von dieser Welt nichts wissen, Hassan war ihre Welt, soweit diese nicht das eigene Ich war.

Anders zeigte sich die Abyssinierin; sie horchte begierig den Erzählungen und Erläuterungen ihres Herrn, sie stellte Fragen an ihn und suchte dann Mirza's Interesse für das Abendland dadurch zu erregen, daß sie allerlei phantastifche Märchen ersann, orientalische Helden und Heldinnen, die durch Zauber nach Deutschland, Italien, in die Schweiz versetzt wurden, welche Länder dann mit orientalischer Farbenpracht ausgeschmückt wurden. Auch diese Hülfe erwies sich vergeblich.

Der Maler versuchte, seinen Schmerz, das reizende Weib so geistlos und unempfänglich für seine geistigen Regungen zu finden, durch Arbeit zu bewältigen, aber es fehlte ihm dazu die alte Lebenskraft. Er konnte nicht mehr stundenlang vor der Leinwand sitzen, ihm gefielen seine eigenen Arbeiten nicht. Er hatte Mirza,

angethan mit ihrem schönsten Schmucke, wie sie gewöhnlich ruhend lag, eine Schwarze mit dem Pfauenwedel hinter sich, Fatime und sein Sohn Ibrahim vor der dritten Terrasse mit den schönsten aller Springbrunnen spielend, dargestellt. Die Aehnlichkeit der Personen war groß, Vordergrund und Hintergrund reizend, aber er hatte keine Lust an seiner Arbeit, denn er sah in Mirza die Stumpfheit des Orientalismus verkörpert, die er zu hassen anfing.

Die Oberaufsicht über die Gärten und Terrassen beschäftigte ihn nur wenige Stunden, Fatime nahm ihm eine Menge Arbeiten ab, das Paradies eines Afrikaners aber, das träge Haremsleben, verlor von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr mehr seinen Reiz, wenngleich Fatime, welche ahnte, was ihm das Herz schwer mache, sich ihm förmlich als gelehrige Schülerin aufdrang, sich von ihm in französischer und deutscher Sprache unterrichten ließ, ohne Grammatik freilich und ohne Hülfsbücher.

So waren viele Jahre seit Hassan's Vermählung langsam dahingeschlichen, als die Hauptkaravane, die in den Süden zog, ein Packet Blätter des französischen „Moniteur" von 1806 und 1807 mitbrachte. Es waren das die ersten Zeitungen aus dem neunzehnten Jahrhundert, die Hassan zu Gesicht bekam. Wie hatte

sich die Welt umgestaltet, seitdem er Sorrent verlassen? Was waren das für neue, ungeahnte, wunderbar verwandelte Zustände! Die französische Republik hatte einem Kaiserreiche Platz gemacht, die große Nation hatte die vor zwei Jahrzehnten so blutig erkämpfte Freiheit verloren, von den großen Principien der Jahre 1789—92 war kaum die Rede, dagegen war der Kaiser der Franzosen zugleich Imperator Europas, und außer den Herrschern von England, Rußland und Oesterreich waren alle Könige und Fürsten Europas Vasallen Napoleon's.

Bei Jena, der geliebten Stadt, die seine erste Liebe, das stille Veilchen mit den blauen Augen, barg, war eine große Schlacht geschlagen, die das Reich Friedrich's des Großen so gut wie zertrümmert hatte. Brüder Napoleon's überall Könige. Das alles in acht Jahren, während er in afrikanischer Einsamkeit schmachtete?!

Die Ideenverbindung zauberte ihm das Bild seiner Karoline vor, wie sie an den grünen Ufern der Saale, unter Eichen und Buchen an seiner Seite vor Jahren dahinwandelte, wie das Paar ein kühles Plätzchen suchte und er der blonden, sinnigen Schwärmerin Goethe'sche oder Schiller'sche Gedichte vorlas. War das Paradies in Jena bei aller Einfachheit nicht schöner als das

Paradies bei Zuwan, war die geistvolle Karoline nicht vorzuziehen der körperlichen Schönheit Mirza's ohne Geist?

In Paris, das ihm bis dahin nur mit blutdürstigen Jakobinern überfüllt in Gedanken geschwebt hatte — blühten laut des „Moniteur" Wissenschaften und Künste mehr als jemals, ein alles überblendender Luxus hatte sich dort unter dem neuen Kaiserthume entfaltet. Eine neue Aera in Staat und Cultur sollte dort angebrochen sein und die Civilisation von Paris aus schützend ihre Flügel über Europa ausstrecken. Hassan interessirte sich insbesondere für die Weltberühmtheit David's, obwol er Talma und den Faltenwurf seines Mantels nicht geringschätzte.

Der Vereinsamte verschlang die Hauptnotizen des „Moniteur" in wenigen Stunden, um dann immer von neuem die großen Begebenheiten eines Jahrzehnts, die er nur durch Combinationen und Andeutungen aus den einzelnen Artikeln sich zusammenlegen mußte, begreifen zu lernen. Bei diesem Studium aus dem „Moniteur" von 1806 und 1807, noch dazu aus einem nicht vollständigen Exemplar, zu erforschen, was seit 1800 in Europa geschehen sei, wuchs seine Sehnsucht nach Europa und europäischer Gesellschaft, Sitte, Kunst, Wissenschaft, Thätigkeit von Tag zu Tag und sein

ganzes Dichten und Trachten concentrirte sich darauf, wie er wieder nach Europa komme.

Es schien ihm das auch aus dem Grunde wünschenswerth, weil er in einem solchen Wechsel das einzige Mittel erblickte, die in dem schönen Körper Mirza's nothwendig schlummernde Seele zu wecken. Wenn er Mirza aus dem trägen Einerlei des Haremslebens erlöste, wenn er sie nach Paris brächte, ihr dort die Wunder der europäischen Civilisation vor Augen führte, so hoffte er den Götterfunken geistigen Verständnisses aus diesem Wunder der Natur herauszulocken. Auch hielt er es für Pflicht, seinen Sohn Ibrahim aus der orientalischen Versumpfung und Ertödtung des Geistes zeitig zu retten. Fatime, die ihm ansah, daß er Kummer habe, daß sein Geist von irgendeinem großen Gedanken und Plane bewegt sei, umschmeichelte ihn und wußte sein volles Vertrauen zu gewinnen. Sie versprach, ihm als Sklavin bis an das Ende der Welt zu folgen, und war von dem Gedanken, Europa zu sehen, entzückt. Beide boten nun alles auf, den Gedanken mindestens einer Reise nach Europa in Mirza zu erwecken. Diese wollte von Europa nichts wissen, und sie bedurfte besonderer Schonung, denn sie war zum ersten mal schwanger.

Die Regenzeit nahte ihrem Ende, schon keimte über-

all das junge Grün, als die schwere Stunde der jungen Frau nahte. Eine alte Sklavin, die den Hebammendienst seit langen Jahren in Ibrahim's Harem versehen hatte, war schon länger als einen Monat beschäftigt, den zarten Körper der jungen Frau durch körperliche wie geistige Mittel zu dem großen Werke zu stärken. Namentlich wurden Amulete in die Kleider Mirza's genäht, um böse Geister und den bösen Blick abzuhalten, ingleichen dreihundertdreiunddreißig Ayals aus dem Koran. Der Imam kam täglich, um Gebete zu verrichten. Der böse Geist aber, der sich nicht vertreiben ließ, war der außerordentlich empfindliche Körper und zarte Knochenbau der schönen Rose von Damaskus, die schon ihrer Mutter das Leben gekostet hatten. Mirza gebar ein todtes Kind und überlebte die Geburt nur um wenig Minuten.

Ihr Tod machte auf den alten Vater einen ungemein schmerzlichen Eindruck, Ibrahim weigerte sich, Speise und Trank zu nehmen, wie irgendeine Frau seines Harems zu sehen. Er sagte aber unzählige Ayals, dreimal dreihundertdreiunddreißig, an diesem Tage her.

Hassan, obgleich er eines drückenden Bandes, jenes, das ihn von Europa zurückhielt, entledigt war, fühlte doch, daß er das schönste Weib, das Afrika je erzeugt,

verloren habe. Er entschuldigte ihre Geistlosigkeit und ihr kindisch tändelndes Wesen mit ihrer Erziehung und Lage und gedachte nur der Reize, ihrer Hingabe, ihrer Liebe zu ihm. Auch Fatime war durch den Tod der Milchschwester stark erschüttert, aber sie tröstete sich: Allah hat es gegeben, Allah hat es genommen, was Allah thut, ist wohlgethan, und fing in aller Stille an Vorbereitungen zur Abreise zu treffen, denn sie kannte Hassan's Sehnsucht nach Europa zu gut.

Untröstlich war Ibrahim; als man die irdischen Reste seiner Tochter in schnellem Schritte zum Kirchhofe brachte, schloß auch er seine Augen für immer. Die reichen Vermächtnisse, welche er dem Lieblingskinde Mirza in seinem Testament hinterlassen, fielen hinweg, da sie früher als er gestorben. Dem Maler hatte er aber das Bild des Paradieses vermacht, was dieser zu sich nahm, für ein prachtvolles Begräbniß sorgte und, soweit es nach arabischer Gewohnheit möglich war, eine Art Inventarium über den Nachlaß aufnehmen ließ, da er in den Augen des unbekannten Schwagers und Haupterben nicht als ein Mann erscheinen wollte, der auch nur das Geringste von diesem Nachlasse sich angeeignet. Fatime gab den Rath, die Ankunft dieses auf See befindlichen Schwagers nicht abzuwarten, da dieser ein roher, mistrauischer Mann sei.

Hassan sorgte daher für den Unterhalt des Harems und der Sklaven durch den Kadi und rüstete sich mit seinem Harem zur Abreise. Die Kamelstuten wurden mit allen Dingen und Schätzen beladen, die man nach Europa hinüberzunehmen gedachte, und mit Fatime, seinem Sohne und einem ganzen Troß von Sklavinnen, Dienern, Kameltreibern zog er dem Meere zu nach Hammamet. Hier stellte er es in das Belieben der Sklavinnen und Sklaven, ob sie in Afrika bleiben und hier ihre Freiheit empfangen wollten, oder mit nach Sicilien gehen, um dort frei zu werden und Mittel zur Rückreise in ihre Heimat zu erlangen, oder ob sie ihm als Diener nach Europa folgen wollten. Nur die Wärterin des kleinen Ibrahim und ein anderer treuer Schwarzer, der seit längern Jahren die persönlichen Dienstleistungen bei dem Obergärtner that, zogen das letztere vor. Die Griechensklavinnen wurden in Catania, wohin man ohne Unfall übersegelte, entlassen, reich beschenkt, eigentlich gegen ihren Willen, denn sie wußten nicht, was sie daheim beginnen sollten.

Die Afrikamüden schifften sich von Sicilien nach Marseille ein und erreichten von da in mühevollen Tagereisen Paris.

Nachdem hier eine Privatwohnung gefunden war und Hellung, wie sich unser Freund nun wieder nannte,

sich einigermaßen in die neuen Umstände gefunden und sich mit den Institutionen des Kaiserreichs bekannt gemacht hatte, war es der erste Schritt, den er that, sich mit Fatime durch Civilehe zu verbinden und seinen Sohn, den er Franz Ibrahim nannte, anzuerkennen.

Der Versuch der Madame Taillard oder einer Nachfolgerin, die Abyssinierin zu einer gräcisirten Pariserin umzustutzen, scheiterte an dem Widerstande derselben wie an der Einsicht unsers Freundes, daß die vaterländische Tracht zu dem ganzen Wesen, der Gesichtsfarbe und den Bewegungen Fatime's am besten passe und deshalb beibehalten werden müsse. Paris war Weltstadt, in der man alle Trachten sah, Griechen und Türken, Perser, Mamluken, Spanier und Südamerikaner. Franz Ibrahim aber erhielt französische Kleidung und Unterricht nicht nur in der französischen Sprache, sondern in allem, was für sein Alter paßte. Er hatte schon in Zuwan ein hervorragendes Talent zum Zeichnen entwickelt, das hier unter Leitung eines tüchtigen Lehrers (dem Vater fehlte jedes Talent zum Lehren) sich rasch ausbildete.

Daß die Abyssinierin wie ihr Sohn die Wunder von Paris, Versailles und die sonstige Umgebung der Weltstadt anstaunten, daß sie täglich etwas Neues sahen und lernten, da oft die kleinsten und unbedeutendsten

Dinge, die uns von Kindheit an bekannt sind, ihnen fremd und neu waren, daß dabei die Zeit ebenso schnell verlief, als sie in Zuwan langsam dahinschlich, das konnte Fatime freilich nicht begreifen, aber sie fühlte es. Hellung, der viel in den Galerien und den Ateliers der Künstler des Kaiserreichs studirte, namentlich dem lebhaften Colorit emsig nachstrebte, durch welches die Franzosen Italiener wie Deutsche übertrafen, bemerkte mit Verwunderung, wie rasch und leicht Fatime sich in die neuen Verhältnisse einlebte und europäische Cultur in sich aufnahm. Sie begriff die Menschen, die Verhältnisse und Dinge, zeigte sogar Sinn für Politik, denn sie las täglich Zeitungen und Journale. Sie konnte über gröbere Späße wie über feinere Scherze der Posse, der Komödie und des Intriguenspiels im Theater lachen und war in der Tragödie zu Thränen gerührt. Nur Eins wurde ihr unendlich schwer, das Selbstgefühl des europäischen Weibes zu erlangen, die Liebe zu ihrem Manne als eine für alle Lebenszwecke gleichstufige aufzufassen. Sie betrachtete diesen vielmehr immer noch als Herrn, sich als seine Sklavin. Der Maler arbeitete aber unermüdlich daran, das Gefühl der Demuth und des Untergeordnetseins zu bannen, sie stolz und selbständig zu machen. Es währte längere Zeit, ehe sich Fatime gewöhnte, wenigstens in Gesell-

schaft und im öffentlichen Leben die demüthige Unterwürfigkeit abzulegen, in Gegenwart dritter zu sein wie französische Frauen. Der Zwang, den sie sich anthun mußte, und die Gewöhnung, die er mit sich führte, verfehlten aber nicht, so etwas von dem Bewußtsein der Gleichberechtigung in ihrer Seele zu wecken.

Was Bitten und Ermahnungen nicht vermocht hatten, das thaten die deutschen Dichter. Erst aus ihnen lernte die Abyssinierin die Würde der Frauen kennen und achten; erst sie lehrten die Orientalin, sich gleichberechtigt zu fühlen und gleichstufig dem Manne, an den sie bis dahin als ihren Herrn und Meister hinaufgeschaut.

Hellung hatte sich in Paris kaum häuslich niedergelassen, als er das Bedürfniß fühlte, sich eine Bibliothek anzuschaffen; waren ihm doch die Erzeugnisse der deutschen wie der französischen Literatur seit länger als einem Jahrzehnt völlig fremd geblieben.

Welche Menge von Meisterwerken gerade deutscher Dichterheroen umfaßten gerade diese ersten zehn Jahre des Jahrhunderts? Wollte er nicht ungebildet und unwissend erscheinen vor seinen Landsleuten sowol wie vor Franzosen, so mußte er sich mit diesem Schatze bekannt machen. Es dauerte freilich längere Zeit, als es heute dauern würde, ehe alle diese ihm unbekannten

und ältere bekannte, aber abhanden gekommene deutsche Werke herbeigeschafft waren. Franz Ibrahim sprach wie seine Mutter deutsch, hatte aber die deutschen Schriftzeichen erst in Paris erlernt und war, ohne daß der Vater etwas davon ahnte, Lehrer der Mutter geworden, welche, wenn auch nicht deutsch schreiben, doch Gedrucktes lesen konnte. Als nun die Bibliothek angekommen, ausgepackt und aufgestellt war, nahm Hellung zuerst Schiller's Gedichte daraus hervor, um Fatime vorzulesen:

Ehret die Frauen,
Sie flechten und weben u. s. w.

Wie erstaunte er, als Fatime ihm das Buch aus der Hand nahm und das Gedicht untadelhaft nachlas! Am andern Tage wußte sie es auswendig. Auch Franz, der bei seinem französischen Lehrer eine Menge Lafontaine'scher Gedichte hatte auswendig lernen müssen, wollte, nachdem er Bürger's und Schiller's Balladen und Romanzen kennen gelernt, von französischen Versen nichts mehr wissen.

Die Herbst- und Winterabende des zweiten Jahres in Paris wurden Mutter und Sohn zu wahren Genußabenden, wenn der Vater Schiller'sche oder Goethe'sche Dramen vorlas, und beide zogen diese Vorlesungen der Oper wie der Tragödie mit Talma vor. Fatime

wurde dadurch erst wahrhaft in deutsches Leben, Gesinnung und Gesittung eingeführt, empfänglich für menschliche und sociale, begeistert für freiheitliche und politische Ideale.

Damit kam ihr aber von selbst das Bedürfniß europäischer Tracht und sie vollzog die Wandlung, ehe Hellung eine Ahnung davon hatte. In diesen europäischen Kleidern fühlte sie sich dann zum ersten mal europäischen Frauen gleichgestellt, es schien sie mit Aenderung der Tracht erst das volle Gefühl der Freiheit, des Nichtsklavenseins, dem Manne gleichstufig zu sein, zu durchdringen.

Sie verlor dabei in ihrer Erscheinung keineswegs, ihre schlanke, schöne, mäßig volle Gestalt hob sich in den enganschmiegenden Gewanden und die griechische Frisur gab ihrem Gesicht noch höhern Reiz. Fatime entbehrte bei der Wandlung am meisten die langen, bis auf die Knöchel reichenden Beinkleider, die sie seit ihrer Kindheit getragen hatte. Ihr gazellenartiger Gang wurde durch die neuen engen Roben gehemmt, aber er konnte es noch immer mit dem schönen Gange der Pariserinnen aufnehmen.

Es war in der That durch diesen äußern Wandel der volle Uebergang zu europäischer Bildung vollzogen, und das führte dann wiederum zu einem gemeinsamen

Leben in der Familie. Die Abyssinierin sah bisher ihre Frauengemächer noch immer als eine Art Harem an, in die selbst der Sohn den Fuß nicht setzen durfte. Von jetzt wurde in diesen Zimmern abends der Thee eingenommen, Besuche empfangen, geplaudert, kritisirt, gelesen und politisirt. Mit Messer und Gabel zu essen hatte Hassan seiner Frau und Fatime schon in Zuwan beigebracht, es war aber das Einzige gewesen, was Mirza von europäischer Bildung annahm. Fatime lernte in Paris europäische Speisen auf europäische Weise zubereiten. Bisher hatte man nur den Morgenkaffee im Hause genommen und nach pariser Sitte bei einem Restaurant zu Mittag und Abend gegessen; der gesunde Appetit des Knaben, dem namentlich das pariser Weißbrot besser schmeckte als Kuskus, brachte es zuerst dahin, daß aus dem Morgenkaffee eine Art deutsches Frühstück wurde und der Maler sein Frühstücken bei dem Restaurant aufgab; dann bat er die Mutter, eine Köchin zu nehmen und die Speisen im Hause zubereiten zu lassen. Was hätte die Mutter ihrem Franz Ibrahim abschlagen können? Das Familienleben gewann dadurch.

Unser Freund setzte sich, sobald er in Paris angekommen, auch wieder mit seinem Geburtslande in Verbindung, es war für ihn ein Abwesenheitscurator be-

stellt, ein weitläufiger Verwandter, der sein Vermögen während eines Jahrzehnts Abwesenheit vermehrt, die Zinsen zum Kapital geschlagen hatte.

Hellung bevollmächtigte denselben, ihm in der Umgegend von Dresden ein Landhaus zu kaufen. Die Gelegenheit fand sich rascher, als er gehofft, im Frühjahr 1811 war er Eigenthümer einer reizenden Villa an der Elbe oberhalb Dresdens. Er hatte außerdem sein Bild des Paradieses, das in öffentlicher Ausstellung zu Paris großen Beifall fand, zu gutem Preise verkauft, um so lieber, da er ungern an die Zeit zurückdachte, wo er nur Sinn für dieses Paradies gehabt hatte. Er malte jetzt eine afrikanische Landschaft, zu der er an Ort und Stelle die Zeichnung gemacht — im Vordergrunde eine mächtige Ruine eines Aquäducts, im Hintergrunde der mächtige Berg Zuwan selbst, die Landschaft belebt durch einen Karavanenzug, der an einem Brunnen tränkt.

Briefe aus Jena, wohin er sich gewendet, um über Karoline im Paradiese Erkundigungen einzuziehen, meldeten, daß diese endlich, ihn des langen Schweigens wegen für todt haltend, den Bewerbungen eines Gehülfen des Vaters nachgegeben, diesen geheirathet und demselben schon eine ganze Kinderreihe geboren habe. Hellung schrieb an sie, theilte ihr seine Schicksale in

der afrikanischen Gefangenschaft mit, entschuldigte seine Treulosigkeit so gut es ging und sendete der einst Geliebten reiche Geschenke, unter andern das Bild seiner Mirza und Fatime und des spielenden Knaben, versprach auch, auf der Rückreise nach Dresden im Paradiese vorzusprechen.

Das geschah, als er Anfang Sommers deutschen Boden wieder betrat. Die Jugendgeliebte war älter als Fatime, Gram um den unerklärlichen Verlust des Geliebten, schwere Arbeit und vielfache Wochenbetten gaben ihr ein noch älteres Ansehen und ließen sie hinter die in einen kostbaren indischen Shawl gehüllte Fatime weit zurücktreten.

Aber die jüngere siebzehnjährige Schwester Mathilde war ganz Ebenbild der Jugendgeliebten, wie sie gewesen, als Hellung noch zu Fichte's Füßen saß, und der Maler konnte sich nicht enthalten, ihr Porträt und damit die lebendigste Erinnerung an seine Jugend mit in die neue Heimat zu nehmen. Das blendendweiße Gesicht, die rothen Wangen und das goldige Haar der Deutschen gefiel der Abyssinierin so sehr, daß sie, die glaubte, ihr Hassan hege ein besonderes Interesse für das schöne Kind, diesen anging, er möge sich mit dieser christlich trauen lassen, sie wollte ihm so treue Dienerin sein, als sie es Mirza gewesen, und daß es schwer

war, ihr die Bedeutung der Civilehe klar zu machen und ihr begreiflich zu machen, daß das nach europäischen Begriffen ein Verbrechen sein würde.

Das Landhaus an der Elbe mit seinem schönen Garten wie Dresden selbst gefielen Fatime sehr gut und sie gewöhnte sich an das deutsche Leben schnell. Franz Ibrahim erhielt Religionsunterricht, er sollte an einem und demselben Tage getauft und confirmirt werden.

Hellung fand noch alte Freunde und Kunstgenossen, auch machten neue Bekanntschaften sich bei dem Malervolke leicht.

Fatime wurde zum ersten male in Familienkreise eingeführt und lernte die Art und das Wesen deutscher Frauen und Familien kennen, das sie mit hoher Achtung vor deutscher Sitte und christlicher Cultur erfüllte. Neugier zog sie in die katholische Kirche, die herrliche Musik bestrickte ihr Gefühl, aber der ganze Ritus blieb ihr unverständlich. Mehr schon zogen sie die Predigten des Hofpredigers Ammon an, des Lehrers ihres Sohnes, und sie nahm bei näherer Bekanntschaft mit demselben an dem Religionsunterrichte des Sohnes theil und ward mit ihm zugleich in das Christenthum aufgenommen.

Der Maler selbst fühlte sich weder als Mohamme-

dauer noch als Christ; er hatte sich aus dem Christenthume die allgemeinen Grundsätze, die mit seiner Vernunft übereinstimmten, herausgesucht und huldigte jenem Theismus, der in seiner Jugend Gemeingut aller Gebildeten war.

Wie jeder deutsche Student hatte er für die Französische Revolution geschwärmt; die Begriffe Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit waren für ihn keine leeren Phrasen gewesen, mit seinem Freunde Haus hatte er sich in Neapel häufig über menschheitliche und freiheitliche Probleme gestritten, und schon die Theilnahme an der Verbindung der Pythagoräer bewies, daß auch während dieses sorglos-üppigen Lebens der Sinn für diese Dinge nicht in ihm untergegangen war. Jetzt riefen Fichte's „Reden an die deutsche Nation", die Dramen Schiller's, die Knechtung, die auf Deutschland ruhte, die Ideale seiner Jugend wieder wach. Er fühlte das Bedürfniß, im Vereine mit andern über Religion und Staat, Kunst und Wissenschaft zu philosophiren und zu discutiren. Einer seiner Collegen lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Freimaurerei, der er selbst angehörte, und rühmte besonders den Bruder Redner der beiden vereinigten Logen Zu den drei Schwertern und den Wahren Freunden, den Philosophen Karl Christian Friedrich Krause, der sich schon einen weitverbreiteten

Namen durch den Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Sittenlehre wie durch das Urbild der Menschheit und das wöchentlich erscheinende „Tageblatt des Menschheitslebens" gemacht habe.

Krause, so behauptete der Freund, sei der Gründer der tiefgreifendsten aller menschlichen Wissenschaften, der Gesellschaftswissenschaft, und er verkünde in der Loge ein wahrhaft neues Evangelium.

Hellung suchte nun um seine Aufnahme in die Logen nach und machte die Bekanntschaft des Philosophen.

Krause glaubte allerdings an die Möglichkeit eines allgemeinen Menschheitsbundes, hoffte, die Keime dazu in der Freimaurerei zu finden, und war bestrebt, diese in seinem Geiste weiter zu bilden. Hierzu bot ihm seine Stellung als Bruder Redner Gelegenheit, aber er wollte zugleich über die dresdener Logen hinaus für sämmtliche Logen der Welt wirken und hatte zu diesem Zwecke gerade um diese Zeit die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft herausgegeben.

„Geliebte neuaufgenommene Brüder!" sagte der Redner bei der Aufnahme Hellung's und einiger andern Brüder, „Sie gehören nun einem Bunde an, welcher Männer jedes Volks, jeder Religionsgesellschaft, jedes Staates, Standes und Alters gleich willkommen heißt,

wenn sie nur reinen Herzens sind. Geselligkeit ist dem Menschen wesentlich, ja es ist nicht blos besser, in Gesellschaft, denn allein zu beten, sondern nothwendig, selbst um allein als einzelner zu bestehen. Jede Gesellschaft hat ein Gebiet, auf welchem sie irgendetwas Menschliches beabsichtigt, das nicht von einzelnen Menschen, sondern nur im vereinten Fleiße gebildet und erreicht werden kann. Dieses in der ganzen menschlichen Bestimmung enthaltene Menschliche macht das Wesen jeder Gesellschaft aus, bestimmt ihre Zwecke, bedingt die Mittel ihrer Verbindung sowie die Verfassung der Gesellschaft selbst.

„Darum sind der menschlichen Gesellschaften so viele und so unterschiedene, als die menschliche Natur und ihr Leben einzelne Vermögen und Werke umfaßt. Jede einzelne dieser Gesellschaften hat ihr eigenthümliches Leben, aber sie alle, welche die Menschen zur Familie, zu Freunden, zu Stämmen und Völkern, zu Wissenschafts- und Kunstgenossen, zu Mitbürgern desselben Staats, zu Gliedern einer religiösen Gemeinde vereinigen — sie alle aber sollen Eins und harmonisch sein, wie es die menschliche Natur selbst ist, worauf sie sich gründen. Sie sollen, sie können, sie werden einst als ein Reich der Menschheit auf Erden leben.

„Geliebte Brüder! Die Freimaurerbrüderschaft ist

in dem Reiche der Menschheit ein gewichtiger und ihrem Wesentlichen nach bleibender Theil, denn sie ist ein Keim des Menschheitsbrunnens, welcher dem Leben der Menschheit so wesentlich ist als das Herz dem Leibe. Der Menschheitsbund hat die Aufgabe, das Gebiet der ganzen Menschennatur zu umfassen, nicht nur ein einzelnes Vermögen oder ein einzelnes Werk. Ueber diesen Bund des geselligen Lebens im Geiste der Menschheit und für Vollendung der ganzen menschlichen Natur in jedem einzelnen Menschen, in den Sie heute aufgenommen sind, haben sie in der Hülle der Symbolik, durch die Erklärung, die Ihnen unser ehrwürdigster Meister vom Stuhle von den drei großen und drei kleinen Lichtern der Freimaurerei gab, vom rohen und behauenen Steine, Zirkel und Winkelmaß ein Bild bekommen, das zugleich an die geschichtliche Entstehung dieses Bundes erinnert.

„Es wird, wie ich hoffe, die Zeit nicht fern sein, wo an die Stelle des alten Gelöbnisses, das Sie heute in die Hand des hammerführenden Meisters abgegeben, ein neues Gelöbniß tritt, etwa des Inhalts:

„«Ich erkenne jeden Menschen als ein vollwesentliches Vernunftwesen an, welches seiner Bestimmung nach gottähnlich und ewig, ein unvergängliches Mitglied ist des ewigen Lebens Gottes.

„«Ich anerkenne alle Menschen als der Wesenheit nach

und dem Leben nach völlig gleiche Wesen bei aller Verschiedenheit der Hautfarbe, der Ausbildung, bei allen Unterschieden durch Glücksumstände.

„«Und ich gelobe, daß ich jeden Menschen als ein an sich jedes Guten würdiges und jedes Guten empfängliches Wesen, als eine ewige, gottähnliche, unverletzliche, ehrwürdige Vernunftperson betrachten und behandeln will, niemals aber und in keiner Hinsicht als eine seelenlose Sache, noch blos und erstwesentlich als ein Mittel zum Guten, oder als eine blos nützliche Sache, noch weniger aber als ein nach seiner ganzen Wesenheit böses und verderbtes Vernunftwesen.

„«Nicht will ich mich an jemandes Leibe körperlich vergreifen, noch will ich irgendeines Menschen äußere Freiheit weiter, als das Recht gebietet, beschränken; ich will keinem ohne sein Wissen und Wollen das Geringste nehmen, nicht das Geringste seiner Sachen abändern noch ihn in der Ordnung seiner Sachen stören.

„«Ich will die Wahrheit mit eigener Kraft selbst erforschen und das Wahre als wahr annehmen nur wenn und so weit ich selbst es einsehe; ohne eigene Einsicht will ich weder etwas als wahr annehmen noch als falsch verwerfen.

„«Und ich will stets meiner Erkenntniß gemäß leben.

„«Nie will ich die Wahrheit verletzen, weder mit Gedanken, noch Worten, noch Geberden, nie lügen, nie mich trüglich stellen und verstellen.

„«Ich will allein das Gute, rein deshalb, weil es gut ist, denken, wollen und thun, und dem Uebel, dem Bösen und Schändlichen will ich nur Gutes entgegnen; zum Diener, Gehülfen oder Beförderer des Uebels und Bösen will ich mich niemals gebrauchen lassen, sondern ich will dem Guten und der sittlichen Güte nachstreben, dem gottähnlichen Wesenleben, der Tugend, der Gerechtigkeit, der Schönheit, der Weseninnigkeit und Liebinnigkeit, — mit Geist und Leib, mit Gedanken und Worten, Geberden und Werken.

„«Alle Menschen will ich lieben wie mich selbst und ihr Wohl wie mein eigenes zu fördern suchen.

„«Alle guten Menschen und alle guten Gesellschaften von Menschen, die jetzt leben und bestehen, will ich mit sittlichem Eifer und durch sittlich gute Mittel fördern und mich ihnen in keiner Sache ungerechterweise, noch mit böser List, leiblicher oder geistiger Gewalt widersetzen.

„«Aeußere Güter will ich nicht für mich suchen, noch mir anmaßen, außer sofern sie Bedingnisse meines Wesenlebens sind und soweit es nach guten, gerechten und sachgemäßen Gesetzen aller jetzt bestehenden menschlichen Gesellschaften erlaubt ist.

„«Allen diesen Grundsätzen, die ich hiermit als die meinigen bekenne, will ich sowol selbst gemäß leben, als auch alle mit mir auf dieser Erde verbundenen Menschen so anleben, daß auch sie denselben geneigt und ihnen nachzuleben fähig werden, auf daß wir mit Gottes Hülfe nach solchen Gesetzen vereint leben mögen, wir alle so viele wir selbige als gültig anerkennen.»

„Geliebte Brüder! Glauben Sie nicht, daß ein solches Gelöbniß Ihnen etwas Uebermenschliches ansinnen heiße. Ich bin überzeugt, ist einst die Freimaurerei vollendet, lebt sie in allen Menschen, durchdringt erst ihre Kraft alle menschlichen Dinge, dann wird das Reich der Menschheit wirklich, dann wird der Himmel auf Erden sein.“

Der Redner schloß. Die Versammlung brachte ihm auf Auffordern des Meisters vom Stuhle für seine schöne maurische Arbeit ein Dreimaldrei als maurischen Dank. Als auf die Anfrage: ob noch jemand zum Besten dieser Loge und der Freimaurerei überhaupt etwas vorzutragen habe, sich niemand meldete, wurde die Loge geschlossen und die Brüderschaft zu einer Tafelloge berufen.

Unserm Freunde schien in dieser Vereinigung endlich das geboten zu werden, was er so lange anderwärts gesucht hatte: eine Gesellschaft von Männern nicht blos

zu freier Geselligkeit, Spiel und Tafelfreuden, sondern geistige Anregung zu höhern Ideen und höherm Streben, auch bei der Tafel gewürzt durch humoristische Reden, Musik, Gesang. Die großen Gedanken, welche der Bruder Redner über den Menschheitsbund und das Leben des einzelnen Menschen in und zum Guten in ihm angeregt hatten, schufen ein neues Lebensziel in ihm, er sah, wie viel er nachzuholen, wie viel er gut zu machen habe. Ein näherer Anschluß an Krause zeigte ihm, daß dieser über Malerei viel nachgedacht habe und daß er die Pflege der Schönheit als einen nothwendigen Werkbund im Leben der Menschheit betrachte und die Hebung aller Künste sein eifriges Bestreben war. Er studirte nun fleißig im Urbilde der Menschheit, war erfreut von jeder neuen Nummer des „Tageblatt des Menschheitslebens", discourirte auf einsamen Spazierwegen mit dem Philosophen maurische und menschliche Probleme.

Dieser war es, der unsern Freund, nachdem ihn dieser von seinem abenteuerlichen Leben in Zuwan erzählt hatte, zuerst auf die wahre Bedeutung des Familienlebens hinführte, ihm bewies, daß das Princip der Familie die gleichstufige, allharmonische Liebe des Gatten für alle Lebenszwecke sei, daß die Ehe monogamistisch, wie die Religion monotheistisch sein müsse.

Krause ging aber noch weiter, er, der von vielen Pfaffen als Antichrist angefeindet wurde, drang in ihn, mit Fatime sich auch durch christliche Ehe verbinden zu lassen. „Sie wohnen jetzt wieder in einem christlichen Staate, sind Bürger einer Stadt, die sich zum Christenthume bekennt, Fatime ist Christin geworden, da dürfen Sie den Ortsgenossen, da dürfen Sie befreundeten Familien nicht Anstoß geben durch eine Ausnahmsstellung. Nicht das Sakrament gibt der Ehe ihre Heiligkeit, sondern die Liebe; aber das Sakrament gilt bei uns einmal als das einzige Band der Ehe, die Civilehe ist unsern Sitten und Gewohnheiten fremd, und Sitten und Gewohnheiten darf man nicht ungestraft verletzen.“

So wurde denn Hellung mit Fatime auch christlich getraut. Die großen Erwartungen aber, die er von seinem Eintritte in die Freimaurerei gehegt hatte, erfüllten sich nicht, ja er mußte bald Zeuge von Misverhältnissen werden, die ihn veranlaßten, zu decken.

Die große Provinzialloge von Niedersachsen zu Hamburg, die Logen Zur goldenen Mauer in Bautzen und Zur gekrönten Schlange in Görlitz stimmten darin überein, daß Bruder Krause durch Herausgabe und Vergeistigung der ältesten Kunsturkunden der Frei-

maurerei die Pflicht der Verschwiegenheit verletzt und etwas dem ganzen Bunde Nachtheiliges verübt hatte.

Die hamburger Großloge fürchtete namentlich, daß das Geheimniß der Freimaurerei der gesammten unmaurerischen Welt entschleiert werde, und da sie als Grundsatz aufstellte: keine Gesellschaft könne bestehen, worin jedes Mitglied das Recht habe, seine besondere Ueberzeugung gegen den Willen der Mehrheit geltend zu machen, so glaubte sie sich berechtigt, gegen Krause und die Kunsturkunden alle unter ihr arbeitenden Logen wach zu rufen. Sieben Eiferer in den vereinigten Logen Zu den drei Schwertern und Der wahren Freunde stellten den Antrag, der Bruder Krause und Mosdorf, der Archivar der Loge, möchten aus dem Bunde scheiden. Bei der großen Anzahl Freunde, die sich der Bruder Redner in Dresden verschafft hatte, war wenig Aussicht vorhanden, daß der Antrag die nöthige Unterstützung erhielt. Nun aber fingen die drei berliner Großlogen gleichfalls an, im Sinne der hamburger auf die dresdener einzuwirken. Zwei Principien standen sich hier gegenüber, der philosophische Reformator ging von der richtigern Ansicht aus, daß die Freimaurerei eine eigene der übrigen Menschheit unbekannte, insgeheim überlieferte Lebenswissenschaft und Lebenskunst habe, und daß das, was die Baukünstler noch geheimhielten,

nicht mehr auf die Brüderschaft des neunzehnten Jahrhunderts passe, daß das allgemein Menschliche aber, was man heute noch verheimliche, Gemeingut aller Menschen geworden sei.

Er hielt das Geheimsein und Geheimhalten für rechtswidrig, die Großlogen hielten es für ein Bedingniß der Existenz ihrer Brüderschaft. Jener glaubte, die Freimaurerei von diesem unberechtigten und schädlichen Geheimthun befreien zu müssen, weil die Gesellschaft trotz der guten Keime, die ihr zu Grunde lagen, und trotz des langen Bestehens und ihrer großen Verbreitung über die Erde, in unserm Jahrhundert keinen Fortschritt, sondern unter Herrschaft der Hehlsucht nur Rückschritte gemacht habe. Krause wollte eine völlige Wiedergeburt der Brüderschaft im Geiste der höher aufgelebten Menschheit, mit der Grundlage eines alloffenen Menschheitsbundes, der auch die Frauen von der Mitgliedschaft nicht ausschließe.

Die Großlogen hielten eine solche Reform in solcher Zeit unmöglich, den Reiz des Geheimnisses für unentbehrlich, die Idee eines Menschheitsbundes für noch verfrüht.

Und in der That, trotz aller die Welt bewegenden und aufrüttelnden Umgestaltungen konnte es kaum eine unglücklichere Zeit geben für die humanistischen Plane

des Philosophen, als die Zeit, wo Napoleon damit umging, durch Niederwerfung Rußlands sich die Weltherrschaft zu sichern, da er mit einem Heere, wie es die Welt noch nicht gesehen, vom Westen nach dem Osten zog, im Gefolge deutscher Vasallenheere.

Fünftes Kapitel.

Die bremer Firma.

Johann Karl Junker war sehr alt geworden. Er hätte des Puders auf seinem spärlichen Haare kaum bedurft, aber seine Seitenlocken wären ohne Puder, Fett und andere künstliche Hülfe zusammengesunken, und sollten doch so accurat sitzen wie einst vor zwanzig Jahren. Der Friseur war auch beinahe die einzige Luxusausgabe, die sich der alte Herr gestattete. Aber welche schlimme Zeiten hatte er auch durchmachen müssen! Kaum war der harte Verlust der Bollmann'schen Tabacksspeculation überwunden, als die Franzosen Bremen besetzten und der Handel mit England und Amerika ganz aufhörte, alles lahmte und stockte.

Junker's Schwiegervater war gestorben und hatte seinem stillen Compagnon ein beträchtliches Vermögen hinterlassen. Der stille Compagnon hatte aber nicht für gut befunden, diesen Nachlaß des Vaters in die

Gütergemeinschaft der Ehe einzubringen, er behielt es als Sondergut unter eigener Verwaltung, denn Johann Karl hatte seit dem Frieden von Amiens tausendmal von seiner Ehehälfte hören müssen, er sei ein alter unsinniger Speculant, der sich und seine Familie noch an den Bettelstab bringen würde, wenn sie nicht wäre. Die gute Frau war von Jahr zu Jahr geiziger geworden und sparte und knappte im Hause, als hoffe sie durch Ersparung jedes Groten die Dollars, die durch die Bollmann'sche Tabacksspeculation verloren gegangen, wieder in den Kasten zu schaffen. Zu dem Dünnbier, das sie ihrem Manne und den Leuten auf dem Comptoir vorsetzte, wurde noch mehr Wasser hinzugesetzt als früher. Sie hatte noch in später Ehe eine Tochter geboren, die jetzt etwa zehn Jahre alt war und nie ein Kleid von der Elle erhalten hatte, sondern die Kleidungsstücke der Großmutter, die sie bei dem Tode des Vaters ererbt, abtragen mußte. Die eigene Kleidung der Mutter würde dazu nicht tauglich gewesen sein, denn sie trug diese, solange etwas zu tragen war, und ließ Seide und Sammt nur bei dem Kirchgange an sich sehen.

Diese mehr als übertriebene Sparsamkeit hatte ihren wahren Grund aber nur in dem Wunsche, ihre Nachkommenschaft in Ehren zu sehen. Johann Karl junior

mußte Senator werden, ihre Tochter Meta mindestens einen Senator heirathen, wenn nicht den Bürgermeister. Das waren die einzigen Gedanken, mit denen sie sich Tag und Nacht trug. Ihr Sohn hatte jetzt in Göttingen promovirt und machte eine Reise durch Deutschland, seine Rückkehr wurde bis zum Frühwinter erwartet. In frühern bremischen Zeiten hatte sie oft an diesen Zeitpunkt als einen solchen gedacht, wo Johann Karl vermöge seines Doctortitels bei Unter- und Obergericht als Advocat prakticiren könne, wo er die Leiter betreten, auf der man zum Senator und Bürgermeister stieg. Für eine reiche Partie aus dem Patricierstande würde die Mutter schon sorgen. Daß dazu Geld gehörte, wußte sie, aber sie hatte ja Geld, konnte sparen und noch mehr Geld zusammenbringen. Jetzt gab es keinen Senat und Bürgermeister mehr, kein Untergericht und kein Obergericht, wohl aber einen Maire, denn Bremen war zu einer kaiserlich französischen Stadt geworden.

Johann Karl Junker senior hatte gegen die Sparsamkeit seiner Frau angekämpft länger als dreißig Jahre, dennoch hatte er sie nicht besiegen können, er vielmehr war besiegt worden, widerwillig hatte er sich ergeben müssen. Seit dem Tode seines Schwiegervaters hatte er die Pröhlte im Rathskeller nicht besuchen dürfen,

Wein kam nur Sonntags und an Festtagen auf seinen Tisch, das Leben im Hause ward ihm so unbehaglich gemacht, wie es unter einer geizigen Frau nur werden kann, er war menschenscheu geworden und selbst das alte Wort: „Alles für die Firma, nichts über die Firma", kam nicht mehr so oft über seine Lippen wie sonst, denn er fürchtete und haßte seinen stillen Compagnon. Doch sollte es dem geknechteten Eheherrn nicht an einer gemüthlichen Abwechselung fehlen.

Als Martha mit ihrer Tochter auf seine Veranlassung sich in der Neustadt Bremens niedergelassen, verschaffte er sich oft Gelegenheit, sie zu besuchen. Die Aenderungen in dem Geschäftsbetriebe brachten das mit sich. Aller Export hatte aufgehört, es brauchten keine Essigflaschen nach Südamerika mehr umsponnen zu werden, denn nichts wurde dahin ausgeführt. Zum Schmuggel über Helgoland und England lohnte der Artikel nicht.

Martha und Anna mußten sich zu neuen Arbeiten nach französischen Mustern bequemen und diese zu überbieten suchen, da Junker erklärte, es gäbe auf dem Continent keinen Weltmarkt mehr außer in Paris. Da griechische Muster sich noch immer in der Mode behaupteten, so brachte Junker aus der Bibliothek seines Schwiegervaters mehrere Bände mit Kupferstichen griechischer, etrurischer, römischer, ägyptischer und chinesischer

Kunstwerke und Hausgeräthe. Anna, die viel natürlichen Geschmack, eine lebhafte Phantasie und Erfindungsgabe hatte, wurde durch diese Zeichnungen angeregt, weit über das Gebiet der bisher üblichen Korbflechtereien hinauszugehen und eine Menge von Nippes und Haushaltssachen, die man bisher nur in Gold, Silber, Bronze, Eisen oder Thon auszuführen pflegte, in Flechtwerk herzustellen. Sie fertigte allerliebste Blumen-, Putz- und andere Tische, ja sie vermaß sich gegen Junker, jede Art von Hausgeräth, das nicht bestimmt sei, Flüssigkeiten zu halten, in Korbflechterei herstellen zu können.

Die Waaren der kunstreichen Flechterin fanden bald in der Ferne, sogar in Paris Beifall, das Geschäft erweiterte sich, und außer einer Magd wurden noch zwei junge Mädchen aus der Nachbarschaft als Gehülfinnen angenommen und unterrichtet.

Martha wohnte eigentlich nicht in der Vorstadt selbst, sondern in der südlichen Vorstadt derselben, die sich länger als eine halbe Stunde an dem Heerwege nach Dreie hinaufzieht, an der Blumenthorsteinstraße.

Die Straße hat hier nur an Einer Seite Häuser, auf der andern nach Südwesten zu lag und liegt noch heute meist freies Feld. Die Häuser stehen hier auch nicht mehr dicht zusammen wie in der Neustadt selbst oder zunächst vor dem Buntenthore, sondern jedes

Häuschen ist durch einen Garten von dem andern geschieden. Der Hintergrund des Gartens wurde durch den Weserdeich gebildet, der jede weitere Aussicht auf Weser und Altstadt abschnitt, von der Höhe des Deiches hatte man jedoch einen schönen Anblick auf das Kuhwerder und die am jenseitigen Ufer nordöstlich liegende Altstadt mit ihren hohen Thürmen, Basteien und den Windmühlen auf den Wällen.

Der Handelsherr fand es so heimisch bei Martha und ihrer Tochter, daß er öfter und öfter kam und auf den klugen Einfall gerieth, sich von seinem Hausarzt einen anderthalbstündigen Spaziergang im Freien jeden Morgen vor der Börse vorschreiben zu lassen.

Er richtete es nun so ein, daß er jeden Morgen sein Frühstück — zu Hause erhielt er nur Cichorienkaffee mit Wecken — bei Martha einnahm. Diese, von Kindheit an gewöhnt, mit Vieh umzugehen, und der ein Leben ohne eigene Kuh beinahe undenkbar war, schaffte sich gleich nach ihrer Uebersiedelung nach Bremen wieder eine recht stattliche Milchkuh ostfriesischer Rasse, schwarz- und weißgefleckt, an. Der Unterhalt machte wenig Mühe; für den Sommer hatte sie den Weideraum gleich hinter ihrem Garten auf dem sogenannten Kuhwerder, und an Heu für den Winter fehlte es nie in jener fruchtbaren Grasgegend. Sie bereitete fast täglich

frische Butter, und daß der alte Herr ein geröstetes Weizenbrot mit frischer Butter und von ihr selbst bereitetem Käse gern aß, hatte sie bald gemerkt. Junker selbst schickte in sein liebes Frühstückslocal eine Pinte Madeira und was sonst ein materielles Frühmahl würzen kann, je nach der Jahreszeit, Austern, Caviar, geräuchertes Rindfleisch oder Wurst, holländischen Käse und pommersche Gänsebrüste.

Da Martha die Zeit seiner Ankunft, welche auf die Minute geregelt war, kannte, so wurde im Winter die sogenannte Visitenstube geheizt, und Anna mußte dem Onkel — so ihn zu nennen hatte er sich ausgebeten — das eine Glas Madeira credenzen, aber durch eigenes Annippen.

Kein Wind und Wetter, kein Gebrumm des stillen Compagnons hielt den Chef der Firma Johann Karl Junker und Compagnie von seinen morgendlichen Spaziergängen, wie er sie nannte, ab. In der Stadt bekümmerte man sich wenig darum, weshalb der alte Kauz jeden Morgen um dieselbe Zeit, es mochte schneien oder regnen, die Sonne mochte brennen oder der Nordwest stürmen, über die Weserbrücke marschirte. Die Leute in der Neu- und Vorstadt, selbst die nächsten Nachbarn Martha's hatten zu viel zu thun, um auf Klatsch einzugehen, und Martha wie ihre Tochter galten

in der ganzen Nachbarschaft als respectable, fleißige, fromme Personen.

So allein erklärt es sich, daß beinahe zwei Jahre vergangen waren, ohne daß der stille Compagnon, trotz seines Scharfsinns, auch nur eine Ahnung hatte, wo der Chef der Firma den Vormittag zubringe. Die Börse existirte kaum noch dem Namen nach, die Kaufherren gingen aus alter Gewohnheit dahin, weniger um Geschäfte zu machen, als gegenseitig über die Noth der Geschäftslosigkeit zu klagen. Die meisten versuchten zwar etwas im Schmuggel von Helgoland, allein darüber ward geschwiegen, selbst wenn man die glänzendsten Geschäfte gemacht hatte.

Da die Bücher, welche Junker für Anna mitgebracht hatte, in französischer Sprache geschrieben waren, und die Einquartierung fortwährend Veranlassung gab, französisch zu sprechen, hatte diese den Wunsch geäußert, französisch zu lernen, und Onkel Junker darüber nachgesonnen, wie das wol zu bewerkstelligen sei. Der Zufall half; Junker bekam einen auf dem Marsche nach Rußland erkrankten französischen Musiker als Einquartierung, der schon am zweiten Tage mit der Frau vom Hause im Streit lebte, weil er größere Anforderungen an Essen und Trinken machte, als diese zu bewilligen geneigt war. Dubois, so hieß der Mann, schien dem

alten Herrn mehr als gewöhnliche Bildung zu haben, und nach Rücksprache mit Martha quartierte er denselben in deren Wohnung aus.

Da Dubois viel in frischer Luft sein sollte, und Martha's Garten vor Nord- und Ostwind durch den Deich geschützt war, so ordnete sich die Sache zur Befriedigung beider Theile, und die freundliche Aufnahme bei Martha wie die liebliche Erscheinung Anna's hatten den galanten Franzosen bald gänzlich umgestimmt. Er war artig und geschmeidig, er bat, wo er in Junker's Hause befohlen hatte, und bald empfing Anna von dem Hausgenossen nicht nur französischen, sondern auch Singunterricht. Die Guitarre war damals das Modeinstrument, und der Franzose, ein Künstler auf diesem Tonwerkzeuge, fühlte sich kaum etwas heimisch im Hause, als er den halben Tag den Korbflechterinnen etwas vorsang. Es war im Sommer und Herbst 1812, und Mutter, Tochter und die Gehülfinnen saßen, wenn es nicht regnete, vom frühen Morgen bis zum Abend im Garten, um hier zu arbeiten, Dubois immer unter ihnen, stets bereit zu Hülfsleistungen, immer artig und lustig, trotz der Schmerzen im Knie. Anna lernte auf beinahe spielende Weise französisch, und Dubois wurde ein geschickter Korbflechter.

Junker, wenn er kam, sein Frühstück einzunehmen,

fühlte eine Art Eifersucht, denn trotz seiner sechsundsechzig Jahre war die Zuneigung, die er zu Anna fühlte, weit mehr zärtlicher als rein väterlicher Natur, wie er sie nannte. Er konnte ihre kleinen feinen Hände lange in seiner dürren Hand halten, ihr die Wangen streicheln, die langen schwarzen Haarflechten aufnisteln, und drückte ihr gar gern in Gegenwart der Mutter einen väterlichen Kuß auf die schöne Stirn.

Das junge Mädchen war noch kindlich und unbefangen, auch die Schmeicheleien des Franzosen verwirrten ihren Sinn nicht, und da Dubois sah, daß er Anna's Eroberung nie machen würde, wendete er sich zu einer der Gehülfinnen, bei der er mehr Glück und Erfolg hatte.

So war der Sommer rasch unter Arbeit und Lernen dahingegangen; ein Umstand hatte den Bewohnern des Hauses indeß viel Kopfzerbrechens gemacht. Seit Johannis hatte sich in dem Nebenhause ein alter Mann einquartiert, der eben nicht zu den angenehmen Erscheinungen gehörte und abenteuerlich genug aussah. Er trug einen langen grauen Schnurr- und Kinnbart, und sein rechtes Auge war durch eine schwarze Klappe verdeckt. Er hatte ein wildes Ansehen, denn sein Gesicht sah immer böse aus. Sein beständiger Begleiter war ein ebenso bös aussehender graugelber Wolfshund.

Herr und Hund saßen ganze Tage lang auf dem Weserdeiche und schienen keine weitere Beschäftigung zu haben, als das Leben und Treiben in Martha's Garten zu beobachten.

Der Mann that niemand etwas zu Leide, der Hund war auch nicht so bös, wie er aussah, wenigstens konnte Martha's schwarzgraues Mieschen ganz ruhig über den Deich passiren, wenn sie sich einmal ansehen wollte, was Kühe und Rinder in den Außendeichsweiden machten; aber der Nachbar war eine unangenehme Erscheinung, und schon der Gedanke, von einem Fremden immer so scharf überwacht zu werden, war störend. Man hatte sich, wie gesagt, den Kopf darüber zerbrochen, wer der Mann sei, was er wolle, man hatte bei der Nachbarin geforscht, aber diese kannte nur den Namen und war zufrieden, prompt bezahlt zu werden. So gewöhnte man sich nach und nach an die Erscheinung und betrachtete sie als Landschaftsstaffage. Als Regentage, Wind und Kälte nöthigten, in das Haus zu ziehen, war Dubois in der Kunst des Flechtens weit vorgeschritten und wetteiferte mit Anna im Erfinden. Abends sang man, Anna hatte vom Onkel Junker eine Guitarre geschenkt bekommen und begleitete ihren Gesang mit großer Fertigkeit, oder Dubois declamirte, denn Lesen konnte man es nicht nennen, wenn er, nur Anna verständlich, eine

Molière'sche Komödie mit dem hergebrachten Feuer und Pathos des Franzosen vortrug.

Anna, nachdem ihr durch Dubois' Unterricht das Verständniß französischer Dramen geworden war, fühlte ein lebhaftes Bedürfniß, auch die eigenen vaterländischen Dichter kennen zu lernen, und hatte bei einem Trödler allerlei zusammengekauft, darunter Gutes, wie „Götz von Berlichingen", „Nathan der Weise" und die „Minna von Barnhelm" von Lessing, Gedichte von Bürger und Schiller, aber auch mancherlei Schund. Wenn einmal der Bildungstrieb in einer jungen Mädchenseele erwacht ist, so dringt und treibt das unaufhörlich weiter.

Anna lernte Schiller'sche Romanzen und Balladen auswendig, sie freute sich, abends der Mutter und den Gehülfinnen, welche auch bei Licht arbeiteten, den „Götz" oder ein anderes Buch vorlesen zu können, und selbst Dubois verstand so viel deutsch, um daran seine Freude zu haben. Bei rührenden Stellen saß dann die ganze Familie und weinte. Der Selbstbildungstrieb fand aber erst recht seine Nahrung, nachdem Dubois die Aufmerksamkeit seiner artigen Schülerin auf das Institut der Leihbibliotheken gelenkt hatte, das ihr bis dahin unbekannt geblieben war. Nun wurden abends Romane vorgelesen, die wunderbarsten Sachen, alles durcheinander, sodaß es in Anna's Kopfe zu wirbeln

begann, daß sie auch am Tage bei der Arbeit an ihre Romanhelden und Heldinnen dachte und im Bette sich selbst an die Stelle dieser oder jener Erhabenen setzte.

Indeß war der November mit seinen Stürmen gekommen und hatte den Dr. juris utriusque Johann Karl Junker junior in das älterliche Haus zurückgeführt.

Es war das aber keine günstige Zeit für einen angehenden Juristen. Handel und Wandel stockten ärger als je, damit auch die Processe, jene ausgenommen, bei denen es sich darum handelte, einen Zahlungsunfähigen seiner letzten Habe zu berauben. Auch Bürgermeister und Rath im alten Sinne existirten nicht mehr, an der Spitze der Verwaltung stand ein Maire und an die Stelle des alten deutschen Processes war der Code de procédure getreten. Die Studien des jungen Mannes in Heidelberg und Göttingen hatten sich aber nur auf das Gemeine Recht erstreckt. Als Bremer hatte er von den Machtverhältnissen der bremischen Republik eine so große Vorstellung, daß er immer geglaubt hatte, Bürgermeister und Rath würden eine Einverleibung in Frankreich zu hindern wissen; hatte ihm doch Onkel Breuer oft genug erzählt, wie geschickt Bürgermeister und Rath im Congreß zu Rastadt und später in Paris diplomatisirt hätten und wie man glücklich das hannoverische Mitregiment in Bremen 1803 los geworden sei.

Jetzt war Bremen ein Theil des kaiserlich französischen Weserdepartements, ein Präfect befehligte es und zwang die Frauen der frühern bremer Rathsherren und Aelterleute, bei seiner Maitresse Thee zu trinken und sie zu Gesellschaften einzuladen. Das war noch lange nicht das Gehässigste an dem von den fremden Gewaltherrschern auferlegten Joch.

In dieser Lage zeigte sich auch kein glückversprechender Anfang für den jungen Mann, und die ehrgeizigen Plane seiner Mutter, die ihn schon im Gedanken auf dem Bürgermeisterstuhle gesehen hatte, schienen in eitel Rauch aufgegangen zu sein. Aber er blieb ihr Liebling und Bevorzugter, für den allein sie die Schranken ihres Sparsystems fallen ließ, und das knappe Leben im Hause nahm nach seiner Rückkehr ein Ende. Vater und Sohn fanden mittags wieder ihr Glas Wein auf dem Tische, und neben dem Sonntagsbraten erschien auch zur Verwunderung der Commis in der Woche frisches Fleisch oder gar Braten. Der stille Compagnon drängte den Inhaber der Firma, abends den Sohn in die Pröhlte zu führen, damit er Bekanntschaften mache, denn dort fand sich der alte Stamm der bremer Kauf- und Rathsherren noch regelmäßig zusammen, unbelästigt von den Franzosen, welche entweder in Gesellschaft des schönen Geschlechts die kleinen Gemächer des Rathskellers vor-

zogen, oder in den großen gewölbten Räumen bei dem Klange von Siegeshymnen den Ruhm des Vaterlandes bejubelten.

Um diese Zeit kam ein Trupp französischer Schauspieler von Hamburg nach Bremen, auf Wunsch der Maitresse des Präfecten, und es wurde nun Mode, daß jedermann ins Schauspielhaus lief, mochte er französisch verstehen oder nicht. Sogar der stille Compagnon gewann es über sich, mit Gemahl und Sohn das Theater zu besuchen. Vater und Sohn verstanden wenigstens französisch, nicht so Frau Junker, sie musterte dafür die Leute im Parterre und Logen, bewunderte die stattliche Figur ihres Sohnes und sah sich um unter den Töchtern des Landes, bei jeder denkend: „Die gäbe Johann Karl auch keinen Korb." Auch Junker senior guckte auffallend viel durch sein Glas, aber nach oben, nach der Galerie, sodaß der stille Compagnon ihn zuletzt am Rocke zupfte und ihm zuflüsterte, es schicke sich nicht, so lange das Paradies zu mustern.

Dadurch war denn Johann Karl junior neugierig geworden, er hatte den Kopf erhoben und musterte die Galerie ohne Glas, denn seine Augen waren noch scharf. Bald sah er einen reizenden Mädchenkopf an der Seite eines französischen Soldaten. Kopf und Gesicht kamen ihm bekannt vor, doch konnte er sich nicht mehr besinnen,

wo er das schöne Gesicht gesehen. Seit der Zeit, da er mit den Körbchen einen Kuß hatte einhandeln wollen, waren drei Jahre verstrichen, und Anna hatte sich seitdem aus einem schönen Kinde zu einer reizenden Jungfrau mit stattlicher Büste verwandelt. Johann Karl hatte in Heidelberg wie in Göttingen noch manchmal an die hübsche Korbflechterin gedacht, aber sein Phantasiebild war hinter der Wirklichkeit zurückgeblieben, er sah nur das schmächtige blasse Kind mit dem schwarzen Haar und den blauen Augen, die vollendet schöne Jungfrau da oben kannte er nicht wieder. Hätte die Mutter nicht auch ihm bald darauf zugeflüstert, er möge es doch sein lassen, nach dem Korbmachermädchen hinauf zu sehen, das passe sich nicht, das errege Aufmerksamkeit, so würde er vielleicht noch lange hin- und hergesonnen haben, wo er das schöne Mädchen gesehen.

Die Ermahnungen der Mutter halfen freilich nicht, sie hatten nur die einzige Wirkung, daß Johann Karl sich bei dem nächsten Aufzuge in den Hintergrund der Loge setzte, um unbeobachtet von der Mutter nach der Galerie hinaufstarren zu können. Er wurde eifersüchtig auf Dubois, der sich mit französischer Lebhaftigkeit mit Anna unterhielt.

Als man nach dem Theater im Hause beisammensaß, suchte Johann Karl das Gespräch auf die schöne

Korbmacherin zu bringen, allein der Vater schwieg und die Mutter fing an zu zanken, es sei unpassend sich um solches herumtreiberisches Zigeunerpack zu kümmern, schlimm genug, daß der Chef des Hauses noch immer mit solchem Pöbelvolke verkehre.

Johann Karl junior ging früh zu Bett, um ungestört über die süße Erscheinung zu phantasiren.

Die Beschäftigung des jungen Mannes bestand darin, jetzt nachzuholen, was er in Göttingen und Heidelberg versäumt hatte, sich mit dem in halb Europa geltenden französischen Rechte zu beschäftigen, um das Tribunal regelmäßig zu besuchen, um den Geschäftsgang und das Procedere aus der Praxis kennen zu lernen.

Am Morgen nach diesem Abend wollte aber der Code Napoléon nicht schmecken, Johann Karl junior hatte keine Ruhe in seinem Studirzimmer; unter dem Vorwande, ins Tribunal zu gehen, ging er gleich nach dem Frühstück von Hause und zog von Straße zu Straße, in der Hoffnung, die Wohnung der schönen Korbflechterin zu entdecken.

Johann Karl streifte vor den Läden der Wachtstraße, als er seinen Vater auf der andern Seite der Straße eilig einherschreiten sah. Er trat in eine Hausflur, ließ den Vater vorübergehen und folgte ihm vorsichtig von weitem. Der alte Herr lief mehr als er ging, über

die Weserbrücke in die Neustadt, dann zum Buntenthor hinaus. Der Sohn sah den Vater hier in ein Haus verschwinden und trat behutsam näher, um durch die Fenster einen Einblick in die Stuben zu gewinnen. In der ersten sah er den Vater am Ofen sitzen, im Gespräche mit einer ältern Frau, mit schwarzem Haar und gelbem Teint und großen schwarzen Augen. Im andern Zimmer saß der Franzose, den er gestern im Theater gesehen, und flocht in Gesellschaft von zwei jungen Frauenzimmern Körbe oder dergleichen. Kein Zweifel: er hatte die Wohnung seiner Schönen gefunden, und überlegte nun, weiter gehend, nur noch, ob er sich dem Vater zeigen, jetzt schon unter irgendeinem Vorwande in das Haus treten, oder ob er sein Glück erst versuchen solle, wenn der Vater das Haus verlassen habe.

Ungeduldig, wie die Jugend ist, zog Johann Karl das erstere vor. Er war etwa tausend Schritt über die Wohnung Martha's hinaus, als er seinen Entschluß faßte und, sich keck umdrehend, das Lied zu singen begann:

Ein Bursch wie ich nimmt solche Freiheit sich heraus
Und führet, ohne viel zu fragen, die schönste Dirne mit nach Haus!

Als er Martha's Hause näher kam, fing ihm doch das Herz etwas zu schlagen an, er sang aber um so

lauter in sich hinein, gleichsam um sich burschikosen Muth einzusingen. An der Nachbarthür von Martha's Hause sah er den unheimlichen Alten mit dem einen Auge und seinem Wolfshund stehen, der ihn anstarrte.

„Wohnt hier nebenan ein Korbmacher?" frug der Jüngling keck.

„Nein, aber eine Korbmacherin", erwiderte der Mann und musterte ihn mistrauisch vom Kopf bis zu den Füßen.

Johann Karl trat in das Haus, das rechts und links eine Stube hatte, und klopfte an die Thür der Stube, in der er den Vater gesehen.

„Herein!"

„Entschuldigen Sie, Madame! Ah, cher papa! Demoiselle! Ich wollte nur fragen, wer der sonderbare Mann sei, der hierneben an der Thür steht, und nun finde ich meinen lieben Vater und noch dazu bei vortrefflicher Arbeit und in schöner Gesellschaft! — Lieber Papa, willst du mich nicht den Damen vorstellen? Hier die jüngste sollte mich freilich noch kennen, denn ich war der erste, der ihr hier in Bremen etwas abkaufte!"

Die Gesellschaft in der Stube war stumm und starr. Sie bestand aus Martha, die Butter, Brot und Wurst auf den Tisch vor den Chef der Firma gesetzt, und

Anna, die aus einer weißen Caraffe ein Glas Madeira eingeschenkt hatte. Anna erröthete tief und sah zur Erde, Martha schaute den Jüngling erstaunt an, und dem alten Herrn war, wie wenn ihn der Schlag gerührt hätte. Da alles schwieg, fuhr Johann Karl junior fort: „Wie wird sich Mama freuen, die über deine Appetitlosigkeit so sehr klagt und sich ängstigt wegen der vom Doctor angeordneten Morgenspaziergänge, wenn ich ihr erzähle, bei welch schönem Frühstück ich dich hier getroffen. Aber da spüre ich, daß mir der Morgenspaziergang den eigenen Appetit angeregt hat. Madame, erlauben Sie, daß ich mich an der Seite meines lieben Papa niederlasse und mit zugreife, und Sie, Schönste der Schönen, haben Sie für einen verdursteten Doctor wol noch ein Glas?"

Der Chef des Hauses hatte das Glas Madeira, an dem er sonst nur zu nippen pflegte, in Einem Zuge geleert, gleichsam um sich Muth zu trinken, und sagte nun: „Hier min Jung', gah sitten, und Anna kann drei Gläser bringen, wie willt anstöten!" Junker senior pflegte immer platt zu sprechen, wenn er verlegen war.

Martha hatte indeß einen Teller, Messer und Gabel, Anna Weingläser gebracht und eingeschenkt. Der junge Doctor erhob das Glas: „Es lebe die Firma und alles, was daran hängt und bummelt, nichts über die Firma,

alles für die Firma von Johann Karl Junker und Compagnie!"

Man aß und trank, als wären lauter alte Bekannte versammelt, der Doctor ruhte in seinem burschikosen Humor nicht, bis auch die Frauen jede drei Gläser geleert hatten, weil aller guten Dinge drei seien — Weib, Wein und Gesang, während er selbst mindestens das Doppelte trank. Der alte Herr fühlte sich nach und nach leichter, und selbst Martha fing an gesprächig zu werden und lobte den Chef der Firma für alles, was er an ihr und dem Kinde, der Anna, gethan habe.

Anna selbst saß neben Karl dem Jüngern, schweigend, mit niedergeschlagenen Augen, denn die Augen des jungen Doctors waren allzu kühn, wie er in seinen ganzen Manieren eine liebenswürdige Zudringlichkeit an den Tag legte, die den jungen Mädchen, wenn sie auch spröde thun, im ganzen besser gefällt als Duckmäuserei. Der Papa hatte viel Rühmens gemacht von Anna's Geschicklichkeit und wie ihre Arbeiten sämmtlich nach Paris gingen und dort sehr gesucht wären. Der Sohn ergriff die Gelegenheit und belohnte die beiden wirklich schönen kunstfertigen Hände mit einem Kuß. Dann zog er Anna mit ihrem Begleiter in der gestrigen Vorstellung in seiner Weise auf und wurde von der sich vertheidigenden Jungfrau über die Stellung, die Dubois

im Hause einnahm, belehrt, vor allem aber davon unterrichtet, daß Dubois mit einer Gehülfin verlobt sei, und, sobald er als Invalide verabschiedet wäre, was er täglich erwarte, mit derselben nach Paris ziehen und sich dort etabliren werde.

Anna hatte den Doctor dann selbst in die gegenüberliegende Stube, die eigentliche Werkstatt, geführt und ihn dem Freunde Dubois als Sohn der Firma Junker und Compagnie vorgestellt. Als man von dort zurückkehrte, versuchte der Doctor, die schöne Korbmacherin um die Taille zu fassen und ihr den Kuß zu rauben, den er von dem Korbkaufe noch zugute habe; allein Anna entwand sich ihm nicht nur, sondern hielt ihm auch eine Strafrede. Sie war ernstlich erzürnt, denn sie fühlte, daß dieses burschikose Benehmen stark nach der Studentenkneipe schmecke und daß der Herr Doctor sie wie eine Kellnerin in der Hirschgasse behandle. Daß sie es ernst meine, bewies die flammende Röthe ihres Gesichts und ihr zorniges Auge.

Der Doctor bat um Verzeihung und wurde still. Der Papa Junker hatte sich indeß schon zum Aufbruch gerüstet, die Chenille mit den vielen Kragen umgethan, die Seitenlocken und Backen durch ein Tuch geschützt; der Sohn faßte den Vater unter, und so ging man zur Stadt.

Auf diesem Rückwege schüttete der Senior gegen den Sohn sein Herz aus über den zunehmenden Geiz der Mutter und erklärte, wie er dazu gekommen sei, sich ein Asyl bei Martha und ihrer Tochter zu suchen. Der Sohn behielt den alten burschikosen Ton gegen den Vater bei und sagte: „Wir schließen einen gemeinsamen Pact gegen den Hausdrachen, unter der Bedingung, daß ich zweimal die Woche an deinem Frühstücke theilnehmen darf."

So kam man überein und so geschah es.

Die Besuche des jungen Mannes blieben aber auf diese Frühstückszeit nicht beschränkt. Da er überall in den Stuben herumsuchte, alles und jedes in die Hand nahm und untersuchte, hatte er auch die schmuzigen Leihbibliotheksbücher entdeckt und erfahren, zu welchem Zwecke sie dienten. Er stellte sich daher eines Abends zur Lesestunde ein, brachte von seinen eigenen Büchern einige Stücke von Schiller's Theater mit und las selbst vor.

Von dieser Zeit an kam mindestens etwas Methode in das Selbstudium Anna's.

Es war indeß der Winter gekommen und hatte nicht nur die Verabschiedung Dubois' aus Paris gebracht, sondern auch das 29. Bulletin der großen Armee, der gewesenen. Dubois machte Hochzeit und reiste in

seine Heimat, der Doctor hielt es für Pflicht, seine Abwesenheit zu ersetzen, er war beinahe jeden Abend in Martha's Wohnung.

Der Junior des Hauses Junker war verliebt, stark verliebt in Anna, aber — und das war das Eigenthümliche — an das Romanziel des Verliebtseins, an das Heirathen wagte er nicht zu denken, so oft auch Anna's Bild vor seiner Seele schwebte. Immer nämlich, wenn er über eine Zukunft an der Geliebten Seite zu grübeln begann, drängte sich das Gesicht seiner Mutter dazwischen, wie an jenem Tage, wo er das Mädchen zum ersten mal sah. Er wußte, daß seine Mutter eine Verbindung mit der Korbmacherin, der unehelich geborenen Fillers-Enkelin, nie zugeben und daß ein Conflict mit ihr unvermeidlich sein würde, sowie daß dieser Conflict nicht so tragisch wie der in Schiller's „Cabale und Liebe" enden würde, sondern sehr stark prosaisch und bürgerlich. Aber er war leichtlebig, ja leichtsinnig. Wozu an die Zukunft denken, wenn eine schöne Gegenwart lächelte? Da es mit der burschikosen Eroberung nicht hatte gehen wollen, so wurde der junge Jurist ein deutscher sentimentaler Liebhaber, der die Korbmacherin in zarten Sonetten besang, ihr „Werther's Leiden" und sentimentale Romane von Lafontaine vorlas, der seufzte und das junge Mädchen stundenlang verliebt ansah.

Das war nun nicht der rechte Weg, um Anna's Herz zu erobern; sie fühlte sich, wie jedes Mädchen, von dem ersten Courmacher geschmeichelt, allein sie liebte Johann Karl nicht, sie war zu prosaisch für seine Sentimentalität, zu bürgerlich einfach für ein Liebesverhältniß ohne den festen Hintergrund der Ehe. Wäre er vor sie hingetreten und hätte um ihre Hand gebeten, sie würde ihn, hätte auch die Hochzeit noch so lange verschoben werden müssen, lieben gelernt haben; aber dieses Seufzen, dieses von Liebe Sprechen, diese liebeglühenden Sonette ohne ein Wort von Heirath dazu, behagten ihr gar nicht.

Es war indeß Frühling geworden, die Tage länger, die Abendarbeiten und das Lesen hörten auf. Martha, Anna und die Gehülfinnen arbeiteten an warmen Tagen schon wieder im Grünen des Gartens, unter blühenden Apfel- und Birnbäumen. Der junge Bremer aber hatte sich ein schmales Boot zum Selbstrudern angeschafft, mit dem er ein paarmal wöchentlich die Weser hinauffuhr, unter dem Weidengebüsche des Kuhwerders vor Martha's Hause landete und dann bei der Korbmacherfamilie eine Stunde im Garten verbrachte. Das war aber längst nicht so traulich und schön wie die Abende im Zimmer, die Sonne ist keine Freundin sentimentaler Liebe, und die Gegenwart von Martha und

den Gehülfinnen genirte ihn, noch mehr aber der graubärtige Alte, der wieder auf seinem Deiche saß und alles, was in Martha's Garten vorfiel, zu beobachten schien.

Johann Karl wußte Anna eines Nachmittags zu bereden, daß sie sich ein Viertelstündchen die Weser hinaufrudern lasse. Als beide über den Kuhwerder kamen, um zum Schiffe zu gelangen, verließ der Graubart seinen Wächterposten auf dem Deiche und ging, von seinem Wolfshunde gefolgt, am Fuße desselben stromauf. Er wußte, daß weiterhin der Strom eine Krümmung machte, wo alles Außendeichsland aufhörte und die Weser eine Zeit lang unmittelbar unter dem Fuße des Deichs vorbeiströmte, wogegen im Strome sich eine Insel gebildet hatte. Hier war der Deich, was heute nicht mehr erlaubt sein würde, an der ganzen Außenseite dicht mit Weidengebüsch bestanden, hinter welchem man sich verbergen konnte, und da der rasche Fußgänger schneller an diesen Punkt gelangte als der gegen den Strom rudernde junge Mann, so hatte sich der Graubart mit seinem Wolfshunde hier in dem Weidenbusch bereits verborgen, als der Kahn an ihm vorüberkam. Er wollte offenbar erlauschen, was das Pärchen treibe. Das Liebesfieber des Jünglings war auf die höchste Spitze getrieben, dadurch, daß er nun schon wochenlang

mit Anna keinen Augenblick allein gewesen war. Er hatte sich entschlossen, ihr auf dem Wasser eine Erklärung zu machen. Einsam genug war es dort, denn noch weniger als auf der Unterweser existirte auf der Oberweser irgendeine Schiffahrt. Ob der junge Mann während der bisherigen Fahrt schon von seiner Liebe gesprochen hatte, konnte der Alte nicht wissen; daß er hier, wo er jetzt dicht unter dem Weidengebüsch hinfuhr, nicht von Liebe sprechen konnte, sah er. Der Kahn trieb hier in das Fahrwasser, das sich eine ganze Strecke dicht am Deiche hielt. Um es nach der Stadt hinüberzuwerfen, waren eine Reihe sogenannter Haken in die Weser gebaut, die jedoch, da es oben stark geregnet hatte und der Strom angeschwollen war, nicht sichtbar waren. Der Ruderer strebte mit allen Kräften gegen die mächtige Strömung an, allein er war nicht im Stande, den Kahn stromaufwärts zu bringen, er gab den Versuch auf, legte die Ruder nieder und ließ sich stromabwärts treiben. Der Graubart hinter dem Busche hatte das längst vorausgesehen, denn er schlich schon mit seinem Hunde hinter dem Gebüsch stromabwärts.

Jetzt glaubte der künftige Senator die günstige Gelegenheit gekommen, Anna seine Liebe zu erklären. Er zog die Ruder in den Kahn und warf sich vor ihr auf die Knie, hatte aber noch kein Wort gesprochen, als eine

kräftige Baßstimme aus dem Busche rief: „Herr Junker, lassen Sie das Kind in Ruhe!“ und gleichzeitig der Hund ein wüthendes Geheul anstimmte.

Der feurige Liebhaber, der niemand sah, fuhr in die Höhe, in demselben Augenblicke stieß der Kahn aber auf einen in die Weser gebauten Haken und kenterte, beide Insassen in das Wasser absetzend. Der Alte drängte sich durch den Busch und rief: „Wolf!“ Der Hund war aber schon von selbst in die Weser gesprungen und hatte Anna im Rücken der Taille gefaßt, sie dem Ufer und seinem Herrn zubringend. Während schwimmend Junker rang, den Kahn zu erfassen, aber von der Strömung immer mehr in die Mitte des Flusses, ja dem entgegengesetzten Stadtufer zugetrieben wurde, zog der Alte die bewußtlose Anna nicht ohne eigene Gefahr, mit der linken Hand sich an dem Busche haltend, mit der rechten zum Ufer. Die Arme hatte eine tüchtige Portion Weserwasser geschluckt und erholte sich erst, als sie dasselbe wieder von sich gegeben, nach kräftigen Manipulationen des Alten, die dieser kunstgewandt und mit Sorgfalt anwendete.

Der Einäugige trug die Gerettete, als sie wieder zu sich gekommen war, auf den Deich und dann ohne Anstrengung nach Haus, der Wolfshund umsprang beide mit freudigem Bellen.

Anna wurde ins Bett gebracht und war am andern Morgen frisch und munter.

Von diesem Tage an entspannen sich nähere Beziehungen der Nachbarn und zärtliche Freundschaft zwischen dem Wolfshund und Anna. Martha, die sich Geld erspart hatte, versuchte, dem Retter ihrer Tochter, den sie für bedürftig hielt, ein reiches Geschenk zu machen, das dieser mit Stolz und Entrüstung zurückwies, wogegen er, als Martha darüber zu weinen anfing, sich von ihr, solange er ihr Nachbar sei, jeden Morgen ein Quartier frische Milch ausbat. Dieser Milchtrank unterhielt dann den Verkehr der beiden Nachbarn, indem Martha selbst oder ihre Tochter dem Einäugigen die frischgemelkte Milch hinüberbrachte und für den Hund Wolf einen Knochen oder sonst Reste ihrer Mahlzeit. Es erging auch die Einladung an den alten Mann, daß er sich, statt auf dem Deiche zu rasten, des Nachmittags in ihren Garten setzen möge, wo es doch wenigstens an schattigen Plätzen nicht fehle.

Das nahm der Alte an und fehlte seitdem keinen Nachmittag, wo im Freien gearbeitet wurde, im Garten Martha's, allein zu den Kosten der Unterhaltung trug er nichts bei, er sprach nie ein anderes Wort als zu seinem Hunde.

Am Tage nach der verunglückten Wasserfahrt er=

hielt der stille Compagnon der Firma einen anonymen Brief folgenden Inhalts:

„Madame!

„Ihr Sohn liebelt mit der Tochter der Korbmacherin am Buntenthorsteinwege, der unehelichen Enkelin des frühern Scharfrichters und Fillers Ubbel in Heustedt. Machen Sie dem Dinge ein Ende, sonst passirt ein größeres Unglück, als die gestrige Wassertaufe bei dem Versuche einer Liebeserklärung."

Und der stille Compagnon war dazu im Stande, dem Dinge ein Ende zu machen. Doch ehe wir darüber Bericht geben, müssen wir uns nach dem Sohne umsehen, den wir in den Fluten der Weser verließen. Er konnte glücklicherweise schwimmen; sobald er Anna gerettet sah, überließ er sich dem Strome, welcher ihn von selbst nach dem rechten Ufer der Weser trieb. Hier kannte er das Terrain genau genug, um an passender Stelle aus dem Fahrwasser sich an das Ufer und an den Deich zu retten. Die Vorstadt vor dem Osterthore war damals noch spärlich bebaut, und es gab kaum ein anderes Haus, in das er, der Doctor juris, einzutreten wagte, als die Windmühle vor dem Thore.

Ein Müllerknecht wurde von hier mit einem Briefe nach dem väterlichen Hause geschickt, um trockene Klei-

dung und Wäsche zu holen. Alles schien sich gut anzulassen. Mama hatte am Abend den Liebling gehätschelt und gepflegt, ihn mit dem Senior nach dem Rathskeller geschickt, damit er sich an einem guten Glase Rheinwein erquicke; der Kahn war durch Schiffer aufgefangen und geborgen. Der Junior hatte vortrefflich geschlafen, nicht eine Secunde von der Geliebten geträumt, war frisch und froh aufgestanden, von der Mama zum Kaffee neben dem Butter- und Weißbrote extra mit Scheibenhonig tractirt, vom Vater, den bisher eine gewisse Scheu von ihm zurückgehalten, einmal wieder väterlich, beinahe wie ein verlorener Sohn behandelt und selbst von der kleinen Schwester, die das sonst nicht kannte, geliebkost.

Nach genossenem Frühstück hatte er sich an seinen Code gesetzt und die Lehre von der Opposition studirt, die dem Gemeinen Rechte, das nur die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand kannte, sowie ihm selbst völlig neu war. Dann war er, da weder Sitzung des Civiltribunals noch des Handelsgerichts stattfand, nach dem Friedensgerichte in Ost-Kantope gegangen, wo der vormalige Rathsherr Droste jetzt den Friedensrichter spielte, er aber sicher war, einige Collegen, sei es Dr. Ahasverus, oder Gildemeister, oder Schumacher, oder von Ramdohr, zu treffen.

Mit einigen von diesen war er dann zuerst zu der Restauration von Calinardi in der Osterthorstraße, und da man dort die gewohnten Genossen nicht fand, nach Caminada in der Katharinenstraße gegangen, denn diese Ausländer hatten die altbremischen Restaurationen von Bartels, Buschmann, Clausen, Mester, Wilkens und andern überflügelt. Man hatte gut gefrühstückt, sattsam getrunken und Junior kam in der heitersten Stimmung nach Hause. Aber welches Ungewitter brach da über ihn los!

Der stille Compagnon war zur Furie geworden, die den Doctor juris utriusque im Eßzimmer in Gegenwart des Vaters und zweier Comptoiristen mit der Drohung von Ohrfeigen und einer Flut der schmählichsten Redensarten empfing, die ihn um so mehr kränkten, als sie weniger gegen ihn denn gegen die Scharfrichters-Enkelin, das Zigeunermädchen, das Lumpenpack, das Pöbelzeug am Buntenthorsteinweg und wie die Ehrentitel sonst lauteten, gerichtet waren. Der Doctor konnte sich das alles nicht erklären, der Vater saß da wie eine Schlafmütze, und der einmal laut gewordene stille Compagnon redete sich immer mehr in den Zorn.

Der Hausdrache, wie der Junior seine Mutter im burschikosen Uebermuthe vor kurzem genannt hatte, offen-

barte sich hier in der ordinärsten Niedrigkeit der Gesinnung und Rede, sodaß der Sohn endlich emporfuhr zu der Aeußerung: die Korbmacherin sei die Tochter eines Grafen, wenn auch eine uneheliche, und wenn auch ihr Großvater Scharfrichter sei, so stecke in ihr doch tausendmal mehr noble Gesinnung und hundertmal mehr Bildung als in mancher Patriciertochter und in mancher hochmüthigen Kaufmannsfrau.

Das hieß denn Oel ins Feuer gießen, jetzt kamen erst wirklich gemeine Benennungen für die Familie Martha's, und Junior schwang sich zu der Erklärung auf, er werde gerade trotzdem Anna heirathen. Damit stand er vom Tische auf und ging in seine Studirstube. Es schien, als habe er den besten Trumpf ausgespielt, als sei er Sieger geblieben, denn das Wort „und von uns wirst du enterbt", welches die Mutter ihm nachrief, als er die Thür in der Hand hatte, hörte er kaum. Allein der Kampf zwischen einer Frau wie der stille Compagnon, die länger als dreißig Jahre gewohnt war zu herrschen, und einem Sohne, der, solange er lebte, beherrscht war und noch immer hatte nachgeben müssen, war zu ungleich.

Nach drei Tagen hatte der Sohn der Mutter in die Hand versprochen, die Korbmacherfamilie nicht mehr zu besuchen.

Es würde ihm das auch nicht viel geholfen haben, denn Anna hatte jetzt zwei Tugendwächter, die unbestechbar waren, den Wolfshund und seinen einäugigen Herrn.

Der Sommer ging vorüber, ein schwerer Sommer für Bremen, das mit Ablauf des Waffenstillstandes am 17. August von dem Platzcommandanten Pheillier in Belagerungszustand erklärt wurde. Eine der härtesten unter den vielen Plagen war die Conscription. Das Departement der Wesermündungen hatte 1027 Mann zu stellen, die dem 128. Regiment einverleibt werden sollten; allein die Hälfte entzog sich der Einstellung durch die Flucht, und der Präfect klagte: „Welche Maßregeln bleiben mir noch übrig? Ich habe den Ungehorsam schwer bezahlen, die Aeltern vieler Widerspenstigen einsperren, viele Häuser, die den Ungehorsamen als Zufluchtsort dienten, niederreißen lassen. Ich habe große Belohnungen für die Zurückführung jedes Flüchtigen ausgesetzt, ich habe 400 Mann Militär drei Monate lang zum Aufsuchen der Ausgetretenen im ganzen Departement umhermarschiren lassen, ich habe eine gleiche Zahl zu demselben Zwecke in entferntere Gegenden gesendet!"

Aber doch Ein Mittel erdachte er noch: einen Mann vom Ende des Depots und aus der Familie der Wider-

spenstigen zu nehmen, der den Flüchtling stellen oder selbst marschiren sollte, und den Communen, aus denen ein Conscribirter fehlte, so lange täglich eine bestimmte Summe Geldstrafe aufzuerlegen, bis der Ausreißer sich stellte.

Unter diesen Maßnahmen litt denn auch Johann Karl junior. Er war, obgleich älter als aus dem Geburtsjahre 1793, das durch die Conscription herangezogen wurde, zu jener Ehrengarde von 100 Cavaleristen gepreßt, welche der Municipalrath dem Kaiser freiwillig angeboten hatte, oder hatte anbieten müssen, um die schlimmern Maßnahmen, womit er bedroht war, abzuwenden. Ob dabei der stille Compagnon die Hände im Spiele gehabt, wissen wir nicht, indeß unwahrscheinlich ist das nicht, indem Frau Junker mit dem Maire Wichelhausen zu jener Zeit viel zu besprechen hatte. Mindestens hatte sie nicht zugeben wollen, daß die Kosten seiner Equipirung aus den „freiwilligen Beiträgen" bestritten würden, welche von reichen Leuten auf besondere schriftliche Aufforderung und mit der Drohung des Präfecten von Arnberg zusammengebracht waren, daß, wenn sie die Summen, zu denen man sie abtaxirt, binnen drei Tagen nicht bezahlt hätten, der General Receveur mittels Einlegung von je vier Garnisairs sie dazu anhalten werde.

Am 4. September hielt das Detachement von 78 Ehrengarden — mehr hatte man nicht erpressen können — Abschiedsrevue; der provisorische Commandant und frühere Kapitän Bürgel vom 9. Chevauxlegers führte dasselbe. Der Präfect richtete eine Anrede an die Gardisten, die den klarsten Beweis liefert, zu welchem Grade der Knechtschaft das arme Deutschland erniedrigt war. Diesen Gardisten, die man erpreßt hatte, um sie gegen die deutschen Völker als Kanonenfutter zu führen oder sie in Frankreich als Geiseln zurückzuhalten, sagte der Präfect:

„Meine Herren! Die Ehre ruft, der Ruhm erwartet Sie. Streben Sie, einen der durchschauenden Blicke des großen Napoleon auf sich zu ziehen. Werden Sie der Stolz Ihres Departements, so wie Sie schon die Auswahl desselben sind. Zollen Sie dem Vaterlande, welches Sie an Kindesstatt angenommen hat, einen gerechten Tribut, indem Sie demselben seine zahlreichen Feinde besiegen helfen. Nur darum sind sie unsere Feinde, weil sie unsern Ruhm beneiden und auf die Glückseligkeit eifersüchtig sind, welche zwanzig siegreiche Jahre unserm schönen Frankreich bereiten. Indem Sie so Ihr Streben mit denen vereinen, welche den Frieden erkämpfen wollen, begründen Sie auf das ehrenvollste den Bruderverein, welcher auf immer die

neuern und ältern Franzosen verbindet! Ehre, Vaterland, Napoleon! Unauslöschlich müssen diese heiligen Namen in Ihren Herzen und fortan Ihr Losungswort für das Leben sein. Es lebe der Kaiser!"

Den Gardisten wurde nun am Ende des Steinwegs, da, wo sich dieser in zwei Arme theilt, ein „glänzendes Mahl" gegeben, viele bremische Bürger mit Frauen und Töchtern und Leute von Vegesack und Lehe hatten der Abschiedsrevue beigewohnt und den Ihrigen Lebewohl gesagt. Der stille Compagnon war unter ihnen, und reichliche Thränen flossen aus den Augen der liebevollen Mutter, die schon seit mehrern Tagen Reue darüber empfand, ihren Sohn, dessen Heilung sie nicht traute, an den Feind verrathen zu haben. Johann Karl's Auge war thränenleer, er winkte, als zum Aufbruche geblasen war, der Mutter einen kühlen Gruß zu, und unter Musik, Trompetenschall und Kanonendonner ging es auf dem Wege nach Brinkum weiter.

Das Detachement sollte über Syke, Asendorf, Nienburg nach Minden reiten, wo es weitere Marschordre erhalten würde. Karl war nicht ungern Soldat geworden, er hatte, seit ihm die Mutter das Versprechen abgerungen, Anna nie wiederzusehen, sich im väterlichen Hause unheimlich gefühlt, er haßte die Mutter, und der Vater dauerte ihn. Das Leben war ihm

gleichgültig geworden, und hatte er schon vor seiner Einkleidung den festen Entschluß gefaßt, die erste Gelegenheit zu ergreifen, um zu entfliehen und zu den Lützow'schen Reitern, die zwischen Weser und Elbe streiften, überzugehen.

Die Gelegenheit traf sich günstig. Einer der Ehrengardisten, der Sohn eines wohlhabenden Landmannes aus dem alten Amte Syke, wurde Johann Karl's Nebenmann und mußte schon am ersten Tage, als das Hauptdetachement bis Syke weiter zog, in Brinkum liegen bleiben. Hier im Nachtquartier tauschten beide die Gesinnungen aus, zu den Lützowern überzugehen, und als beide, zum Nachtrabe gehörend, am andern Tage, da der Commandirende befürchtet hatte, in Asendorf nicht Stallung genug zu finden, auf einer einsamen Wassermühle zum Heiligenberge einquartiert wurden, zogen sie von da in der Nacht, Hoya zur Rechten lassend, nach Dörverden, wo sich eine Fähre über die Weser befand. In diesem Dorfe hatte Junker's Kamerad eine Schwester verheirathet; der Schwager versah beide Flüchtlinge mit Bauerntracht und auch den Pferden wurde alles militärische Geschirr abgenommen; dafür wurden sie nach hoyaischer Bauernart aufgeschirrt, um im Hofe zu bleiben, während die beiden Deserteure zu Fuß weiter wandelten. So kamen diese glücklich an die Elbe zu

der Armee Tettenborn's, während die übrigen bremischen Ehrengardisten nach Frankreich beordert wurden, wo man ihnen die Pferde abnahm und bis zum ersten Pariser Frieden sie selbst als Kriegsgefangene behandelte.

In Bremen selbst hatten sich indeß immer mehr unheimliche Gerüchte über die misliche Lage der Franzosen in Sachsen verbreitet; der Belagerungszustand wurde mit scharfer Strenge aufrecht erhalten, das Zusammenstehen auf den Straßen galt schon als Ruhestörung, Reden zu halten war mit dem Tode bedroht, alle öffentlichen Locale mußten abends neun Uhr geschlossen sein, und nach dieser Zeit durfte niemand ohne Laterne auf den Straßen sich blicken lassen. Wer auf den Ruf „Qui vive!“ nicht mit „Ami!“ antwortete, wurde verhaftet.

Die unter dem 14. August der Stadt auferlegten Naturallieferungen zur Verproviantirung der Festungen Magdeburg und Wittenberg wurden mit Strenge beigetrieben, eine Ergänzungssteuer folgte der andern.

Wer von diesen Dingen am wenigsten fühlte, waren die Bewohner des Steinwegs außerhalb des Buntenthors; wenn sie ihre Ergänzungs- und andern Steuern richtig bezahlten, spürten sie weder vom Druck der Einquartierung noch von andern Belästigungen das Geringste; selbst als zu Anfang October 1200 Schweizer

in Bremen einzogen, war Martha und ihre Nachbarschaft zu weit entfernt von der Stadt und daher von jeder Einquartierung ausgeschlossen. Sie erfuhren auch von den Weltereignissen sehr wenig, denn seit den ersten Septembertagen war der alte Junker als Frühstücksgast ausgeblieben, während Junker junior schon seit der Weserfahrt nicht in Sicht gekommen war.

Da wurden eines Morgens früh, es war am 13. October, auch die Bewohner des Steinwegs durch einen Kanonenschuß aufgeschreckt, dem eine Kleingewehrsalve und wiederholte Schüsse folgten. Alles eilte auf den Deich, von wo man sah, daß von Hastede aus auf das Osterthor in Bremen ein Angriff gemacht wurde. Man erblickte überall auf dem jenseitigen Ufer Kosackenschwärme und sah auch, wie zwei Kosacken die Tollkühnheit hatten, sich mit ihren Pferden vom unbedeichten Ufer in die Weser zu stürzen und diese zu durchschwimmen. Als dieselben auf dem Kuhwerder landeten, flohen die Zuschauer vom Deiche. Das Unglück wollte es, daß die Kosacken, die den nächsten Weg zum Deiche einschlugen und die weidenden Kühe in wilder Flucht auseinandertrieben, gerade vor Martha's Garten auf der Höhe des Deichs erschienen, abstiegen, ihre Pferde herunterführten, an den ersten Baum banden und dann in Martha's Haus drangen.

Die Gehülfinnen Martha's flüchteten der Neustadt zu, diese selbst trat den in Schafspelze gehüllten bestialisch aussehenden Kosacken entgegen und versuchte sich mit ihnen verständlich zu machen. Allein sie verstand kein Wort von allem, was jene welschten. Die Pantomime, daß sie zu trinken begehrten, war aber ganz deutlich, und da Martha sehr wohl wußte, daß die Kosacken weder Wasser noch Milch verlangten, ging sie in die sogenannte Visitenstube, wo die vollgefüllte weiße Caraffe mit Madeira im Wandschranke schon seit länger als vier Wochen auf den Senior der Firma wartete. Die brachte sie dem draußen wartenden Kosacken und fühlte sich beruhigt, als sie in der Hofthür den alten Einäugigen stehen sah, der den Wolfshund am Halsbande hielt, da das Thier nicht übel Lust zu haben schien, auf die ungebetenen Gäste einzuspringen.

Der Kosack, dem sie die Caraffe gereicht, that einen mächtigen Zug, schnalzte mit der Zunge, hielt das Gefäß gegen die Octobersonne, um die Farbe zu betrachten, setzte wieder an und ab, und hatte im dritten Tempo die Flasche geleert.

Er gab sie zurück, mit der Pantomime, daß sie von neuem zu füllen sei. Martha eilte in den Keller. Während des Trinkens war der zweite Kosack, der weniger Durst, aber mehr Raublust zu haben schien, in

das Visitenzimmer eingedrungen und hatte sich, da er den Wandschrank offen fand, der silbernen Löffel, eines silbernen Bechers mit dem Namen J. K. Junker und anderer leicht greifbaren Dinge im Zimmer bemächtigt. Wie er damit zur Hofthür hinaus wollte, suchte ihm der Einäugige den Ausgang zu versperren. Aber der Trinker trat hinzu und hieb mit der Karbatsche den Einäugigen über den Kopf. Wolf fing ein wüthendes Geheul an und wollte sich von seinem Herrn losreißen. Dieser aber hielt ihn fest und zog ihn mit sich in den Nachbargarten, an dem des leichtern Verkehrs wegen eine Pforte angebracht war.

Anna, die sich in die Arbeitsstube zurückgezogen hatte, kam auf das Geheul Wolf's heraus und ging, da sie weder Mutter, noch Wolf, noch den einäugigen Nachbar sah, in das Visitenzimmer. Dahin folgte ihr der erste Kosack und schien von Madeira und Liebesglühen entflammt, denn er bedeutete ihr sofort, sein schmuziges, häßliches, bebartetes Gesicht zu küssen.

Indeß hatte der zweite Kosack seinen Raub in einem Sacke am Sattel seines Pferdes geborgen, und in demselben Augenblicke kam Martha mit einer frischen Caraffe Madeira aus dem Keller. Im Umsehen hatte sie der Plünderer ihr aus der Hand gerissen und leerte sie noch rascher als der erste.

Da gellte Anna's Schrei aus der Visitenstube, die Mutter eilte der mit dem Kosacken ringenden Tochter zu Hülfe, aber der zweite Kosack folgte und befreite seinen Kameraden von der Alten, indem er sie zu Boden riß.

Thierische Gewaltthat wäre hier geschehen, wenn nicht in demselben Augenblicke der Einäugige und sein Wolf im Zimmer erschienen wären. Wolf warf sich sofort mit unbändiger Wuth auf den Kosacken, der mit seinem Liebling Anna rang; der Einäugige aber trug ein breites kurzes Schwert, das er jetzt mit beiden Händen faßte, und schlug dem auf Martha knienden Kosacken kunstgerecht mit Einem Hiebe den Kopf vom Rumpfe, daß die entsetzte Frau am ganzen Körper mit Blut überspritzt wurde.

Wolf hatte inzwischen auch den andern Kosacken erst in den Nacken, dann, als er zur Erde gefallen war, in die Kehle gebissen und kalt gemacht.

Anna wie Martha waren in Ohnmacht gesunken, der Einäugige trug beide nacheinander ins Wohnzimmer und ließ den Hund als Wache bei den Leichen.

Dann holte er Wasser, reinigte die Martha vom Blute, riß sich selbst die schwarze Binde von dem Auge und rief: „Martha! Martha! Erwache, kennst du deinen Vater nicht mehr?“

Sechstes Kapitel.

Wiener Congreß.

Wien hat seine steifen steinernen Reifröcke von sich geworfen, und der Raum, der sonst leer und öde war, hat sich mit Palästen, Theatern, Kirchen, Häusern, Straßen, Menschen gefüllt. Das Glacis zwischen Stadt und Vorstädten ist im Verschwinden, ein elegantes Wien mit herrlichen Straßen baut sich um das alte Wien herum, die Zahl seiner Einwohner hat sich verdoppelt, aber Tage wie die des Congresses wird man in der Donaustadt nicht wiedersehen, und Tage wie die des Bundesschießens verhalten sich zu jenen Tagen von 1814 wie ein Proletarierbanket zu einem Banket im Olymp. Die mächtigsten Fürsten Europas, hohe Herren aus allen Ländern, die schönsten Weiber der Welt, Reineke's Genossenschaft aus ganz Europa in Gestalt von Diplomaten und Ministern, Bittsteller und Wünschende ohne Zahl, sie alle waren zusammengedrängt

in dem viel kleinern Wien, sie alle verfolgten dasselbe Ziel, sie alle wollten sich amusiren, sich des wiedergewonnenen Lebens freuen und daneben das alte Europa restauriren, die große Weltbeute vertheilen und zwischen groß und klein ein Gleichgewicht herstellen, damit nicht wieder einer die Weltherrschaft an sich reißen könne. Sie wollten einen Bau gründen, der Sicherheit gewähren sollte gegen die Wiederkehr einer Sündflut, wie die Französische Revolution es gewesen. Die Möglichkeit, so zu bauen, war geschaffen durch die Leichen und das Blut des Volks, das man gegen den Tyrannen, der Europa in Ketten geschmiedet, wach gerufen hatte mit dem Versprechen der Freiheit. Aber das Volk war hier unvertreten, wo selbst Könige, Fürsten und Herren noch klein waren vor den Mächtigsten der Erde, vor Kaisern und Königen erster Größe. Das Volk war nur vertreten durch Mimen und Künstler, Sängerinnen und Tänzerinnen, Seiltänzer und Gaukler aller Art, welche die Kaiser und Könige, Fürsten und Herren und die glänzenden Frauen ergötzen sollten, vielleicht vertreten in irgendeiner Dachkammer, in der man die Kanzleien untergebracht, in dem Busen eines der Kanzlisten, eines Jakob Grimm etwa. Es war das ein Chaos von sich widerstreitenden Ansprüchen, Wünschen, Hoffnungen, daß selbst der Herrgott es nicht der Hälfte

hätte recht machen können. Wie sollten das nun die Diplomaten vollbringen? Ihre Kunst bestand zunächst darin, die heimlichen und stillen Wünsche der einzelnen zu erforschen, dann diese zu benutzen, um Verbindungen und Allianzen zu trennen, neue zu knüpfen, die Strebungen des einen geschickt gegen die des andern zu verwenden.

In dieses Chaos war einer unserer Bekannten hineingezogen, den man vor zwanzig Jahren hier im Kerker festgehalten und dann aus den österreichischen Landen für immer verwiesen, jetzt aber zur Rückkehr nach Wien mit Pässen versehen hatte. Justus Erich Bollmann erschien in Wien als Agent des Hauses Baring in London, um über Geldangelegenheiten mit dem österreichischen Ministerium zu verhandeln; für Robert Fulton sollte er unterhandeln wegen Vertheidigung der von Oesterreich neu erworbenen Häfen des Adriatischen Meeres durch Torpedos, Taucherboote und andere von Fulton neu erfundene und im Kriege mit England zur Anwendung gebrachte Vertheidigungskünste; nicht minder galt es, ein Patent für die Dampfschifffahrt auf der Donau zu erwerben; in Idria lag Quecksilber angehäuft, das wegen des amerikanisch-englischen Krieges nicht hatte nach Amerika ausgeführt werden können, das nun Bollmann zu kaufen beabsichtigte, um

nach dem Frieden von Gent die erste Einfuhr zu machen. Es gelang unserm Freunde, was vielen Tausenden in jenen Tagen nicht gelang, von sich reden zu machen, es gelang ihm, von Lord Castlereagh, von seinem alten Bekannten, jetzt Fürsten Talleyrand, vom Fürsten Metternich und dem Grafen Stadion empfangen zu werden, und was mehr war, letzterer nahm seine praktischen Kenntnisse in Anspruch zur Abhülfe des auf Oesterreich drückenden Alps einer ungeheuern Masse beständig schwankenden Papiergeldes. Bollmann setzte sich mit dem preußischen Finanzminister von Bülow in Verbindung, um ihm die Möglichkeit, die Elbe mit Dampfschiffen zu befahren, zu erläutern, mit dem russischen Grafen Guriew verhandelte er über ein Geheimniß, aus Platina Geld zu münzen. Namentlich waren Fürst Metternich und Stadion mit Bollmann's Einsichten, die finanziellen Schwierigkeiten des Kaiserstaats zu heben, so sehr zufrieden, daß jener ihm eröffnete, er werde gegen den Präsidenten der Union den Wunsch ausdrücken, daß man ihm eine dauernde diplomatische Stellung in Wien gebe.

Gleicher Anerkennung erfreute sich der Republikaner aber auch in den Kreisen der tonangebenden Damen. Er war bei Geymüller einquartiert, und Frau von Geymüller, die Semiramis oder die Tochter der Luft

Wiens zur Congreßzeit, hatte mit ihrem feinen Takt bald erkannt, daß Bollmann, in seinen jungen Tagen von der Damenwelt begünstigt, auch in seinen ältern Tagen einem geistreichen Salon noch zur Zierde gereichen würde. Und das that er dann in vollem Maße, denn er war es, wie Varnhagen von Ense bestätigt, der in jenen Salons zuerst mit lebhaftem Rühmen von Walter Scott und mit hoher Begeisterung von Lord Byron sprach, die man damals beide in Wien noch nicht kannte. Als nun am ersten Salonabend Justus Erich in der Fürstin T. seine Bekanntschaft von der Gloriette wiederfand und ihm später eine neunzehnjährige Schönheit ersten Ranges vorgestellt wurde, in welcher er seine eigene Tochter zu erkennen glaubte, schwoll sein Herz in der weichen wiener Luft hoch auf. Er, der sich beständig durch das Leben hatte hindurchschlagen müssen, hatte schon früh aristokratische Neigungen, und wenn ihn auch nicht, wie Olga, „die gloriose, freieste, unabhängigste Nation der Nordamerikaner" mit ihrer Nationalsouveränetät geradezu abstieß, sondern ihm die Vorzüge des freien Staats wohl bekannt waren und er von Amerikas Zukunft das Größte erwartete, so fühlte er sich doch wohl in den Kreisen der Geymüller, der Baronin Fanny von Arnstein, der lebensprühenden, und ihrer Schwester, der Baronin

von Eskeles, der Herzogin von Sagan wie der Fürstin Bagration.

Aus solchen Zeiten, wo man die Umgebung im rosenfarbigsten Lichte sieht, stammt denn auch der nachstehende Brief, der von dem glühenden, für Freiheit schwärmenden Bollmann der ersten neunziger Jahre wenig Spuren trägt. Der Brief war an Karl Haus gerichtet, der mit seiner Gattin und seinen Kindern zugleich mit ihm über England nach Deutschland gereist war, um die Vermögensverhältnisse in Heustedt zu ordnen.

Karl hielt sich damals in Bremen auf, um die Güter in Heustedt zu veräußern. Er beabsichtigte, im Frühjahr nach Wien zu gehen und dann im Sommer Olga's Niederkunft in Ischl abzuwarten. Justus schrieb:

Lieber Karl!

Wenn Du noch irgendeine passable Wohnung hier finden willst, so mußt Du mit Deiner Ueberkunft eilen, denn alles ist bis unter die hohen Dächer mit Fremden vollgestopft. Vielleicht ziehst Du aber vor, Dein Herkommen bis zum Frühjahr zu verschieben, wenn ich Dir sage, daß ein Zusammentreffen Olga's mit ihrem frühern quasi Gemahl nicht zu vermeiden sein würde, was dieser vielleicht unangenehm wäre, während ich von Dir

voraussetze, daß Du Dich nicht scheuen wirst, Deinem frühern Schüler in das Auge zu sehen.

Ich weiß nicht, welche Lebensplane Ihr gefaßt habt, ob es noch Euer Wille ist, in Europa zu bleiben, vielleicht gar in Hannover Euch niederzulassen. Wäre letzteres der Fall, also ein Zusammentreffen mit Schlottheim mit der Zeit doch nicht zu vermeiden, so möchte dasselbe hier vorzuziehen sein. Die Wellen des Lebens schlagen hier so hoch, daß ein solches Zusammentreffen, wenn es überhaupt bemerkt würde, ohne allen Eclat vorüberginge, denn jeder ist hier mit größern, mit eigenen und fremden Dingen beschäftigt. Graf Münster und die wenigen Hannoveraner, die hier sind, darunter von O., der sein Leben am westfälischen Hofe vergessen zu machen sucht und sich zu Spionierdiensten für den Prinz-Regenten hergeben soll, haben gelernt, faits accomplis zu würdigen, sie würden die Vergangenheit ignoriren, in Dir nur noch den Nordamerikaner und das Congreßmitglied für Pittsburg sehen.

Flora's Vater ist nämlich gestorben, und Schlottheim nimmt hier die Erbschaft seiner Frau, man sagt zwei Millionen Gulden, Papier natürlich, in Besitz. Träfet Ihr zuerst im Hannoverischen wieder zusammen, so würde das in den kleinstädtischen Lebenskreisen mit ihren stagnirenden stillen Gewässern mehr Sturm erregen als hier kaum

das größte Weltereigniß. Alle Unken und Frösche würden ihr Geheul beginnen.

Ich hätte Wien nicht wiedererkannt! Die Mauern und Basteien, die Glacis und die engen Straßen, der einzige Stephan und der Prater sind zwar noch die alten, aber das Leben in Stadt und Vorstädten, im Prater, Schönbrunn, Laxenburg, Baden ist nicht wiederzuerkennen; London und Paris, das alte Rom und das Alexandria der Kleopatra bleiben dagegen zurück. Wenn unsere amerikanische Aristokratie, die alten holländischen Familien von Neuyork, die englischen Junker von Virginien, die Nachkömmlinge der spanischen Dons in Louisiana das einmal sehen könnten, wie würden sie die Augen aufreißen! Die demokratische Selbstgefälligkeit und Selbstgenügsamkeit würde gern einige Dutzend Ballen Baumwolle oder hundert Fässer Taback opfern, um einmal in der Nähe zu sehen, was wirklich aristokratisches Leben ist.

Die seit den Kreuzzügen in Europa aufgestapelten Reichthümer an Schmuck, Diamanten, Juwelen, Perlen scheinen hier vereinigt, um die schönsten Menschenleiber zu schmücken. In der Oper, in den Theatern, in den Salons, im Prater und auf den Promenaden der Basteien tritt uns eine Pracht und Herrlichkeit entgegen, wie sie niemals an einem Orte der Welt auf einmal

vereint gewesen. Welche ungeheuere Menge von Geist, Klugheit, Verstand, Tapferkeit, Schönheit, Reichthum, Macht sind hier zusammengedrängt und treten trotz der größten Rangverschiedenheiten in einzelnen Kreisen einander näher.

Ich habe hier bei einem Corso an einem Nachmittage mehr schöne Pferde und Equipagen gesehen, als in meinem ganzen Leben in Paris, London, Neuyork, Philadelphia, Washington zusammen. Du weißt, daß ich kein Mann bin von Staunen und Starren, daß ich vieles gesehen habe in der Welt, viel gedacht und viel erfunden, aber wie oft habe ich auf den Basteien, den Glacis, am Graben, im Prater staunend gestanden und Erscheinungen an mir vorüber schweben und schwimmen, fahren und galopiren sehen und mich fragen müssen: ist das Wirklichkeit oder arabisches Märchen?

Wenn ich bekennen muß, daß die ersten vierzehn Tage meines Hierseins an mir vorübergerauscht sind, ohne daß ich ein Buch oder eine Feder in der Hand gehabt habe, so wirst Du, der Du meine Art zu leben kennst, begreifen, was das heißen will.

Wer so in der Welt umhergeschleudert ist wie ich, wer so lange hat kämpfen müssen, um die Illusionen der Jugend zu überwinden und ein praktischer Mann zu werden, wie ihn unsere Union allein brauchen kann,

der ist mit seinem funfzigsten Jahre ein alter Knabe. Du bist jünger, wirst das Herannahen des Alters aber auch schon bei dieser oder jener Gelegenheit gefühlt haben. Und wenn nun ein so alter Kerl wie ich hier nur noch den Einen Wunsch hat, um zwanzig Jahre jünger, so frisch und leichtlebig zu sein, wie ich war, da ich mich hier auf die That von Olmütz vorbereitete, so wirst Du fühlen, welche wunderbare Einwirkung diese Zauberwelt auf den Menschen ausübt. Es wird mir, wenn ich zu reflectiren anfange, manchmal wunderbar dabei zu Muthe, und ich frage mich, wo soll das hinaus? Ich frage mich, wie viele Millionen Sklaven müßten wir in Amerika halten, um als Herren ein solches Leben führen zu können, wie man es in Wien führt? Wie viele sauere Arbeit und Jahresschweiß von Hunderttausenden wird hier in Einer Nacht vergeudet?

Allein es ist rein unmöglich, hier lange über die Zukunft zu grübeln, es fehlt die Zeit dazu. Wer wie ich einmal in den Strudel dieses Lebens hineingerissen ist, der hat Mühe und Noth, für seine Geschäfte die nöthigsten Stunden und Augenblicke zu finden. Aber die Leichtlebigkeit bringt es wieder mit sich, daß man in Augenblicken hier ein Geschäft abschließt, zu dem es in England oder bei uns im Westen wochenlanger Unterhandlungen bedürfte. Nur muß man da Yankee

genug sein, und etwas wird man es immer nach einem zwanzigjährigen Aufenthalte in Nordamerika, um eben den rechten Augenblick zu finden.

Glaube nicht, daß dieser lange Brief und meine Reflexionen mit dem Gesagten im Widerspruche stehen. Eine Erkältung fesselt mich ans Haus und von der March herüber weht ein rauher Wind, der Regen, sogar schon einige Schneeflocken gebracht hat.

Wien hat mir schon eine Menge Ueberraschungen bereitet, die erste war die außerordentlich freundliche Aufnahme im Geymüller'schen Hause. Ich hatte freilich Empfehlungen von Baring, die mich berechtigten, auf die eine oder andere Einladung zu rechnen, allein man bestand darauf, daß ich im Hause selbst Quartier nehme. Eine Gastlichkeit, wie sie mir hier zutheil ward, würde den Landsleuten jenseit des Oceans völlig unverständlich sein. Was es aber bedeuten will, gerade in einem Mittelpunkte, wie dieses Haus ihn bildet, zu leben, das merkte ich schon in den ersten Tagen, denn welche Menge Personen von Bedeutung lernte ich da kennen!

In einer der ersten Abendgesellschaften, die bei der Tochter der Luft, so nennt man meine schöne Hauswirthin, stattfanden, wurde ich der Fürstin — vorgestellt. Denke Dir mein Erstaunen, als ich in ihr die schöne Nichte des Bischofs von Olmütz, die nicht wenig

zu meiner Befreiung beigetragen, erkannte. Auch die Fürstin selbst war erfreut und lud mich schon für den nächsten Tag zu sich selbst ein.

Hier traf ich auch auf zwei alte pariser Bekanntschaften aus dem Kreise der Staël, den trefflichen Fürsten von Ligne und den ehemaligen Evêque d'Autun, den Großmeister der hiesigen Diplomaten.

Im Geymüller'schen Hause habe ich die Bekanntschaft eines jungen liebenswürdigen Legationsraths, der der preußischen Gesandtschaft beigegeben ist, gemacht, Varnhagen's von Ense, an den ich auch durch einen Empfehlungsbrief vom Grafen Schlabrendorf aus Paris gewiesen war. Durch diesen bin ich dann wieder mit andern Kreisen, in denen Literatur und Kunst vorherrscht, bekannt geworden, mit Stägemann, Gentz, Adam Müller und mit Frau von Pichler, in deren kunstliebendem Hause mir eine neue Ueberraschung bevorstand. Eine der berühmtesten Sängerinnen der hiesigen Oper, Veronica Cruella, wurde mir als Landsmännin vorgestellt. Ich hatte den Namen in Kunstblättern und Zeitungen oft gelesen, daß sie aber die Tochter meiner süßen Nachtigall aus Heustedt, der Schwester unsers Freundes Schulz sei, die mir als Student den Kopf verwirrt hatte, war mir nicht im Traume eingefallen. Veronica ist nicht nur als Künst=

lerin hochgeachtet und vielberühmt, sie hat sich auch gegen den gefährlichsten der vielen Don Juans, die hier herumschwirren, den reichen und schönen Fürsten —, einen Gräcorussen, auf eine Weise benommen, welche ihr aus seinem Munde das Lob zugezogen, sie sei das einzige Frauenzimmer in Wien, an dessen Tugend er glaube.

Sie hat ihn mit seinem eigenen Dolche also im Gesichte gekennzeichnet, daß er sein Leben lang daran denken wird und schon den Beinamen „Don Juan mit der Schmarre" davongetragen hat.

Außer den Kreisen bei Geymüllers sind mir die, welche die Frau Varnhagen's, Rahel, im Savoy'schen Damenstifte sich gebildet, die liebsten. Die Enge der Räume, der Mangel an Glanz, der sonst überall blendet, der lebensfrische Hauch, den diese geistreiche Jüdin über ihre Gesellschaften zu verbreiten weiß, haben etwas über alle maßen Anziehendes. Die Rückerinnerung an Hamburg, an Sieveking und Reimarus, ergab sich hier von selbst, Varnhagen ist ein Freund des Grafen Reinhard und kennt dessen Gattin sehr genau, er mußte mir viel erzählen von ihr und den wechselvollen Schicksalen des Gemahls.

Aber Du glaubst nicht, wie weit man durch alle wiener Kreise noch in Jeglichem zurück ist, was England und Amerika betrifft. Als ich neulich in einer

größern Gesellschaft von Lord Byron und Walter Scott sprach, war niemand anwesend, der auch nur das kleinste Gedicht dieser Dichter-Heroen kannte, und vor einigen Tagen, als der geistige und leibliche Epikuräer Gentz eins der leckersten Mahle gab, das je über meine Zunge gekommen ist, in einer Gesellschaft, in welcher der Herzog von Weimar, Talleyrand, Wilhelm von Humboldt, Graf und Gräfin von Bernstorff, Gräfin Fuchs und viele andere Personen zugegen waren, wußte niemand außer Talleyrand von unserer Verfassung und unsern republikanischen Institutionen, keiner von Congreß und Meetings. Unsere Presse mit ihrer vollkommenen Freiheit, von der ich erzählte, erschien den Herren, vor allen dem Gastgeber selbst, wie ein schreckliches Seeungeheuer, vor dem er zurückbebte. Unser Meetingserlebniß in Pittsburg z. B. erfüllte die Gesellschaft mit Grauen. Als ich von der Zukunft Amerikas sprach, wenn erst der Weg zum Stillen Ocean, zu den Goldländern hinter den Felsgebirgen eröffnet wäre, sah ich, daß man auch wenig geographische Kenntnisse hatte.

Du willst aber gewiß auch einiges über die großen Männer hören, die hier europäische Geschichte machen, und über die Fragen, um die es sich in diesem Augenblicke handelt.

Da will ich Dir denn einen Theil eines Briefes, den ich an Bruder Friedrich geschrieben, abgeklatscht beisenden. Noth macht erfinderisch, das habe ich wieder bei dieser Gelegenheit gesehen. Mir war mein Copirpapier ausgegangen und hier in Wien nicht ein Bogen aufzutreiben, auf die Ankunft des londoner, das ich mir verschrieben, konnte ich nicht warten; ich habe es also mit gewöhnlichem Briefpapier versucht und dieses mit einer Verdünnung von Spiritus und Wasser so lange bestrichen, bis die Copie gelang. Nimm je nach Stärke und Leimgehalt des Papiers zwei Drittel Wasser und ein Drittel Spiritus und Du wirst es auch können.

Wenn Du Dich entschließest, hierher zu kommen, so schreibe zeitig, ich will dann nach Kräften sorgen, Dir eine Wohnung zu schaffen. Grüße Deine Frau herzlich und lebe wohl.

Dein Justus Erich Bollmann.

Wien, 28. December 1815.

— — — —*) Von den bedeutendsten Leuten kenne ich die meisten persönlich und den Fürsten Talleyrand,

---

*) Dieser bisher ungedruckte Brief findet sich im Original in der Autographensammlung des verstorbenen Archivraths Kestner zu Hannover, dem ich die Abschrift verdanke. D. Verf.

wie Du weißt, schon seit 92. In Philadelphia war er 97 nur Particulier und keineswegs in glänzenden Umständen. Ich sah ihn damals täglich und wußte das meiste von dem, was er sagte und nicht sagte, aber dachte. — Er hat seitdem Souveräne gemacht, und um mich eines englischen Ausdrucks zu bedienen, umgemacht — doch finde ich in ihn denselben, und das sagt viel. Von allen erbärmlichen Eigenschaften — Eitelkeit, Dünkel, Arroganz u. s. w. ist er durchaus frei. Er hat sogar die für einen Franzosen merkwürdige Tugend, daß er lieber hört als spricht, und sich immer bemüht, gut zu verstehen. In seinem Kopfe ist alles klar, seine Ansichten sind immer richtig, d. h. im Durchschnitt immer. Auch wenn er sich irrt, ist er für Gegengründe offen, und überzeugenden Gegengründen, deutlich vorgetragen, widersteht er nie. Dabei hat er viel Herzensgüte und mit seinen Freunden eine einfache, herzliche Manier. Er ist gewiß einer der merkwürdigsten und der bessern Menschen unserer Zeit, viel besser als sein Ruf, und die meisten über ihn verbreiteten Vorstellungen sind falsch.

Daß er sein Vaterland liebt, dasselbe groß, mächtig, ruhmvoll zu sehen wünscht, ist natürlich, Ihr Deutschen habt kein Vaterland, sondern nur Vaterländerchen und wißt nicht zu würdigen, was einem Franzosen angeboren ist.

Neben ihm steht würdig Fürst Metternich. Er ist ein schöner Mann, von Anstand und Würde, ohne Affectation und Ziererei, und von edler Gesichtsbildung. In seinen Zügen sieht man — was ihm auch ganz zukommt — daß er nichts sagt und thut, als was er will. Von äußerst wenigen Menschen kann man dies sagen. Die meisten lassen sich treiben durch innere augenblickliche Anstöße und Bewegungen, sodaß man nur ihre Gefühle in Bewegung zu setzen braucht, um sie leiten zu können, wiewol sie dann freilich oft sagen und thun, was sie nachher, wenn's zu spät ist, misbilligen. Zu diesen schwachen Menschen gehört der Fürst Metternich durchaus nicht. Er besitzt im höchsten Grade, was die Franzosen conduite nennen. Er fühlt auch immer richtig die Convenienzen, die Schicklichkeiten, das Gehörige für jeden Augenblick. Er ist daher zur hohen Stelle, die er bekleidet, sehr geeignet; er füllt seinen Platz aus, vorzüglich da sein Kopf auch übrigens sehr gut organisirt ist und es ihm nicht an den nothwendigsten Vorkenntnissen fehlt, um die Dinge richtig anzusehen und geschickt zu beurtheilen. Natürlicherweise hat nun ein solcher Mann in Verhandlungen aller Art ein gewisses Uebergewicht und gewöhnt sich leicht daran, aus der Bearbeitung anderer sich ein Spiel zu machen. Die Welt nennt das einen Hang zum Intriguiren.

Den wirft man ihm denn auch vor. Die Gemeinen wissen sich an der Ueberlegenheit nicht anders zu rächen. Daß die Bemerkung bis zum Vorwurfe wahr sei, glaube ich nicht. Wenigstens bin ich fest überzeugt, daß das Interesse um das Wohl der österreichischen Monarchie sich nicht in bessern Händen befinden könnte.

Die Hauptmänner von der preußischen Seite sind der Fürst von Hardenberg und Humboldt. Ich kenne beide. — Der erste — um mich kurz zu fassen (denn ich finde, daß ich für Brieflänge zu weit ausgeholt habe) ist ein vortrefflicher Mensch, der zweite ein außerordentlicher Kopf. Hardenberg sagt den Umstehenden immer hübsche Sachen, sagt sie gut und sagt sie gern. Er ist recht sehr liebenswürdig, fleißig, wohlmeinend, treu. Ein wahrhaft edler Mann. An Geist ist ihm Humboldt überlegen. Dies ist wirklich ein Kopf der ersten Gattung, der gewaltig viel umfaßt, viel weiß, viel durchsieht, von der Art jener, denen alles Licht ist, woran alle Vorurtheile scheitern. Es gibt nichts Angenehmeres, als ihn zu hören, wo er sich gefällt. Er ist eine lebendige Quelle, aus der immer Geist und Witz hervorsprudelt, aus der man immer schöpft, ohne sich zu ermüden. Gemüth hat er nun wol nicht überviel, Enthusiasmus keinen. Er geht durch die Menschen seinen Gang, ohne sich um deren Wohl und Wehe

viel zu bekümmern, immer mehr geneigt zu lachen als zu bedauern, zu helfen, wenn sich's füglich thun läßt, aber sonst durch kein Leidwesen sich irremachen zu lassen, beträfe es auch sein eigenes Haus.

Der Reichsfreiherr vom Stein und Laharpe haben vielleicht den größten Einfluß in Betreff russischer Angelegenheiten. Stein's Kopf, was blos Fähigkeit anbetrifft, ist den besten der genannten kaum untergeordnet, an Energie, an Arbeitsamkeit, an animalischem Feuer, an Willenskraft übertrifft er alle. Aber eben diese schnelle Heftigkeit macht seine Ansichten oft grundfalsch. Er urtheilt nicht selten, bevor er sich unterrichtet und gedacht hat. Der gewaltige Irrthum wird ihm hernach zuweilen sichtbar, und aus der häufigen Wiederkehr dieser Fälle entspringt denn doch, bei aller Energie, ein gewisser Mangel an Stetigkeit, an Festigkeit. Er würde ein vortrefflicher Premierminister sein, unter Metternich oder Talleyrand als Souveräns.

Sich selbst überlassen ist er gefährlich. An Napoleon's Platz setzte er auch wol die Welt in Flammen, wiewol seine Zwecke schöner, seine Handlungsweise edler sein würden. Wie dieser, ist er äußerst rauh, anfahrend — wer dann zurückfährt, den hält er für nichts werth, wer ihm ruhig die Spitze bietet, mit dem läßt er sich ein und läßt sich zuweilen auch wol von ihm zurecht-

führen. Zum Sturze von Napoleon hat er, als einzelner, gewiß das meiste beigetragen. Zur dictatorischen Thätigkeit in der Zeit der Noth ist er ganz geeignet; zum Negociiren taugt er nicht, und es ist sehr wohl möglich, daß er in seiner dermaligen Lage Unheil stiftet.

Laharpe, ein Schweizer, ehemaliger Gouverneur des russischen Kaisers und noch sein vorzüglichster Rathgeber, ist ein milder, einfacher, philosophischer Mann, was die Außenseite und die ganze Form seiner Existenz betrifft, der aber starke Leidenschaften im Busen trägt, und der als Heiliger sengen und brennen könnte zur Ausbreitung der Lehre. Er kennt die Welt mehr aus den Schriften von Rousseau und ähnlichen Schriftstellern als aus praktischem Anschauen, Selbstbeobachten und Vergleichen. Daher sind auch seine Ansichten oft ganz gewaltig falsch; daher steckt er auch voller Vorurtheile und Grillen. Daher setzt er auch, wie alle ähnlichen Charaktere, das rein Vernünftige — oder vielmehr was er dafür hält — viel zu hoch an und würdigt das Hergebrachte, das Gesetzliche, wenn es mit seinen Ideen streitet, viel zu wenig.

Er ist stolz in der Demuth, ambitiös — mit anspruchsloser Miene. Er möchte die Welt gern von seinem Pult aus modeln; seine Vorstellungen sind speciös —

aber hirngespinstisch; er ist gescheit, aber ein Jakobiner, von der bessern Gattung, wenn Du willst, aber Jakobiner doch! An der Humboldt'schen Vernunft fehlt's ihm durchaus.

Von den gekrönten Häuptern ist Alexander der besonderste. Er ist ein schöner Mann; er spricht gesucht; er hat gewöhnliche gute Fähigkeiten, keine vorzüglichen; er befaßt sich mit allem selbst, ohne regelmäßig zu arbeiten, ohne selbst viel zu können. Er ist gewaltig eitel — folglich auch eher kleinlich als groß, in seinen Bewegungen schnell, nicht ruhig, in seinem Wesen mehr zur List geneigt, zum Verschlagenen, Heimlichen, als wie zum Geraden, Einfachen, Offenen. Fürs wirklich Edle hat er wol wenig Sinn, Schönthun möchte er immer. Er ist ein Fürst der bessern Art, vorzüglich auf einem russischen Throne; äußerst artig, mit dem gewaltigen Peter verglichen aber äußerst klein; auch viel kleiner als seine Großmutter. Seine Lage ist auch mit seiner Erziehung im Widerspruche.

Laharpe hat etwas Republikanisches in seine Composition gemischt, das zu seinen Verhältnissen nicht paßt. Er ist daher schwer zu behandeln. Er möchte allerlei und sieht doch nichts klar. So muß er denn eigensinnig sein, sehr artig und doch unbändig, auf den Gründe nicht viel vermögen, der Festigkeit sucht, selbst durchs

Beharren auf voreilig Beschlossenes, eben weil er mit dem Denken nicht recht fertig werden kann, weil es an der Geistesfestigkeit fehlt. So macht er denn den übrigen mit seinem Rathgeben gewaltig viel zu schaffen und lähmt eigentlich den Fortgang der Verhandlungen.

Der König von Preußen ist gerader, schlichter, ehrlicher, vernünftiger, besser. Er hat mehr Würde wie Alexander, dem man durchaus nichts Kaiserliches ansicht. Wenn er gewöhnlich spricht, so geräth seine Stirn und Augenhaut in etwas convulsivische Bewegung, das sich aber verliert, wenn er sich interessirt. Er hat mehr Herz, als Fürsten gewöhnlich zukommt. Er ist arbeitsam, er verlor eine Königin, die er liebte. Man sieht ihm an, daß er Schmerz kennt.

Der Kaiser von Oesterreich ist vielleicht, ist gewiß besser unterrichtet als alle seine dermaligen fürstlichen Collegen. Er hat mehr gesunde Vernunft und reinere Ansichten. Ohne alle Prätension denkt er sehr richtig, weiß sehr viel und hat gute Grundsätze über alle Hauptgegenstände. Dabei ist er streng ehrlich und ängstlich gewissenhaft, wiewol ihn, in Staatsangelegenheiten, die Noth der Zeit aus diesem Gange manchmal herausgedrängt haben mag. Er ist weit entfernt, ein gewöhnlicher Fürst zu sein. Die ganze Familie — und Du weißt, es gibt der Erzherzoge viele, ist eigentlich

sehr gut organisirt, beides, was Kopf und Herz betrifft, und es fehlt ihnen nur an ~~etwas mehr~~ Energie, an einer größern Portion animalischer Lebensgeister, um als sehr ausgezeichnete Menschen eine bedeutende Rolle zu spielen. Im ganzen genommen hat das österreichische Haus als ein Fürstenstamm viel Würde, und ich möchte deswegen dieser Monarchie lieber angehören als einer andern in Deutschland.

Auch scheint mir die österreichische Monarchie fester begründet, gegen Revolutionen und Verbesserungswahnsinn besser geschützt zu sein als die meisten übrigen. Ihre Wurzeln, hat Napoleon gesagt, gehen bis zum Mittelpunkte der Erde. Das Land an sich ist reich und voll unentwickelter Ressourcen. Der Menschenschlag ist gut, und wenn der Geschäftsgang etwas schwerfällig ist, und die allgemeine Cultur noch nicht so weit reicht als in manchen andern Gegenden, so kennt man auch auf der andern Seite Autoritätsunfug nicht, und es ist Substanz da, die sich bilden läßt, die sich's der Mühe verlohnt zu bearbeiten. Der Fortschritt ist langsamer, aber es wird was herauskommen. Die Oesterreicher sind mir gleichsam die Engländer von Deutschland, die Preußen die Franzosen.

Von den Preußen kenne ich hier viele und die ausgezeichneten alle. Es sind unter ihnen viele gute Köpfe;

auch haben ihnen die neuern Ereignisse einen gewissen Schwung gegeben. Doch vernünfteln sie mir zu viel. An den meisten bemerke ich einen Hang zur Spitzfindigkeit, zur Grübelei, einen Mangel an großem, gesundem Verstand. Sie sind mehr scharf als breit, möcht' ich sagen, mehr speciös als tief. Sie haben nicht genug Respect vor Gesetz und Regel. Sie möchten alles vor der Vernunft a priori zum Spruche bringen. Sie fühlen nicht, daß die Regel oft das Resultat lange angewandter Vernunft, und ebendeswegen viel wichtiger ist als im Durchschnitt das Resultat der augenblicklichen Ansicht. Kurz, es steckt was Jakobinisches in ihnen, das viel, viel Unheil stiften würde, sollten es, was ich jedoch nicht hoffe, die Zeitumstände zur Entwickelung bringen.

Ueber den Fortgang der Negociationen weiß ich nicht viel zu sagen. Die Angelegenheiten von Polen und Sachsen machen die Schwierigkeit. Man sagt, Rußland will nicht über jenen, und Preußen kann deswegen nicht über diesen Punkt nachgeben. — Doch soll man seit einigen Tagen über Polen sich sehr genähert haben, und morgen ist wieder eine große Sitzung, die vielleicht mehr bedeutende Punkte zur Entscheidung bringen wird.

Gut Glück zum neuen Jahre!

Dein Justus.

[illegible] Gespräche ~~[illegible]~~ [illegible] Ansichten über Talleyrand, Metternich, F. Wilhelm III. Franz I.

Siebentes Kapitel.

Heimkehr.

Es war im Anfang Mai 1815, als ein langaufgeschossener junger Mann in den Beinkleidern eines Lützower Ulanen, sonst in Civil, aber mit Hirschfänger und Jagdtasche an der Seite, die Bergeshöhe vom Rischenkruge nach Ellershausen, wie es schien, nicht ohne Anstrengung, sich hinaufarbeitete. Der Mann hinkte und sah krank und abgezehrt aus. Das war Hermann Baumgarten, der aus einem preußischen Lazareth in Frankreich, in welchem er über dreiviertel Jahre gelegen hatte, in die Heimat zurückkehrte.

Nachdem die Lützower jenen Zug nach der Weser vollführt, war das Leben derselben ein sehr einförmiges gewesen. Sie hatten an jenem Orte, wo jetzt eine Dampffähre die Eisenbahnverbindung zwischen Lüneburg und Lauenburg vermittelt, wochenlang im Bivuak und auf Vorposten hinbringen und anstrengend Wachtdienst thun müssen, wobei sie beständig den von Lauenburg

herüberspielenden französischen Granaten und Kartätschen ausgesetzt waren.

Hier hatte man die Nachricht von der Völkerschlacht und dem Siege bei Leipzig vernommen und mehr als einer der Schwarzen Schar vergoß die bittersten Thränen, weil er an jenem Siege keinen Antheil habe. Die Täuschung, mit der Hermann und seine Genossen unter die Lützower getreten, war längst geschwunden, harte Entbehrungen und Strapazen hatten die jungen noch nicht gehörig ausgebildeten Körper mitgenommen, und der Mangel an jeglicher Großthat des Corps entmuthigte die Geister. Man fühlte schon bis tief hinunter, daß man verdammt war, eine unglückselige Stellung einzunehmen. Was sollte dieses nutzlose Hin- und Herziehen zwischen Elbe und Weser, wie es im November geschah? Dann im December der ewige Vorpostendienst bei der lässig betriebenen Belagerung von Hamburg, und dann der gleiche Dienst bei der Belagerung von Glückstadt! Aller Nimbus des Krieges schwand den jungen Leuten schon deshalb, weil sie gegen Dänen statt gegen Franzosen kämpfen mußten.

Blücher und die Verbündeten hatten bereits den Rhein überschritten, während die Lützower noch immer in Holstein cantonnirten, und als sie endlich vor Ablauf Januars nachrückten, wurde abermals der größte

Theil des Trupps zur Einschließung der Festung Jülich verwendet, der langweiligste Dienst, der sich nur denken läßt.

Hermann freilich hatte ein glücklicheres Los gezogen als die meisten seiner Kameraden aus der hannoverischen und hessischen Heimat, er hatte bei Glückstadt einen Adjutanten Vandamme's mit wichtigen Depeschen gefangen genommen, war zum Unteroffizier avancirt und schon früher mit Lützow selbst an den Rhein aufgebrochen, um die Rheinübergänge von Köln bis Yssel zu untersuchen.

Lützow und sein Corps wurden, je mehr sie sich der großen verbündeten Armee näherten, desto auffallender von den Führern ignorirt, keiner von diesen schien mindestens eifrig, die Lützower zu haben.

Der Freischarenführer hatte vor, die Verbindung zwischen den Armeecorps Bülow's und den Verbündeten herzustellen. Als dies nicht gelang, machte er den Versuch, zwischen dem Blücher'schen und Schwarzenberg'schen Corps zu vermitteln, allein sowol Fürst Schwarzenberg wie Blücher thaten nicht, als ob er und sein Reitercorps überhaupt noch existire. Das empfand nach und nach jeder einzelne Reiter, man fühlte aber auch, daß es im Kriege in Feindesland, wo der Enthusiasmus für die Schwarzen, der in Deutschland noch überall

von seiten der Bevölkerung den Lützow'schen Scharen entgegengekommen war, aufhörte, daß in einem Kriege von solchen Dimensionen es nothwendig sei, einem größern Ganzen sich anzuschließen, und daß ein Operiren auf eigene Hand wenig Nutzen bringen, wohl aber gefährlich werden kann. Hatte man doch an das Hauptquartier des Commandirenden in einer französischen Stadt mit großen Fracturbuchstaben das Schiller'sche Distichon angeschlagen, mit der Ueberschrift: „Pflicht für jeden, an Lützow":

Immer strebe zum Ganzen, und, kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließe dem Ganzen dich an!

Die Lützower sollten erfahren, was eine solche isolirte Stellung zu bedeuten habe. Als die Verbündeten bei Rheims eine Niederlage erlitten hatten, wußte Napoleon diesen Sieg und den von Laon auszubeuten, indem er das Landvolk aufrief, die angeblich gänzlich zersprengten Feinde aus dem Lande zu jagen. Die beiden Escadrons Lützower sahen sich nun plötzlich überall von Feinden umgeben und konnten nicht wieder zum schlesischen Heere gelangen. Es war in der Nacht vom 3. auf den 4. April, die Escadrons hatten unfern des großen Waldes von Hilteun Rast gemacht und nach vierundzwanzig Stunden, in denen sie in beständiger Flucht vor den aufständischen Bauern begriffen waren,

zum ersten male absatteln lassen und lagerten auf dem Kirchhofe und in der Kirche eines von seinen Einwohnern verlassenen Dorfes. Quartiermeister und Fouriere suchten für Pferd und Mann vergeblich Obdach und Nahrung. Man war froh, als man in der feuchten Kirche die steifen Glieder auf einer hölzernen Bank oder einer Matte ausstrecken konnte. Da wurde Alarm geblasen, ein Trupp regulärer französischer Infanterie, gleichfalls versprengt, aber begleitet von einigen hundert bewaffneten Bauern, machte auf die Lützower einen Angriff. Es war Nacht, die Lützower der Gegend unkundig, die beiden Escadrons kamen auseinander und schlugen verschiedene Richtungen ein. Die Escadron, bei der Hermann Baumgarten stand, stieß am Ende des Dorfes auf einen Verhau, von dem aus ein regelmäßiges Feuer auf sie eröffnet wurde.

Hermann erhielt einen Schuß ins Knie, wurde gefangen und von den Bauern seiner letzten Baarschaft beraubt, die freilich in der letzten Zeit stark angegriffen war, um für die Kameraden und Pferde Lebensmittel und Fourrage zu schaffen.

Hermann würde vor Noth am Platze umgekommen sein, hätte ihn nicht ein mitleidiger Bauer auf seinen Karren geladen und nach dem nächsten Orte Solve de Château gefahren, wo ihn ein invalider Dorfchirurg,

der die italienischen Feldzüge mitgemacht, von der Kugel befreite.

Als der Friede in Paris geschlossen war, wurde Hermann in das zu Rheims errichtete preußische Lazareth gebracht. Das Lützow'sche Freicorps selbst war in den Niederlanden aufgelöst.

Unser junger Freund fühlte hier unter lauter fremden Gesichtern, unter brummigen Krankenwärtern und Aerzten zum ersten male, was es heiße, allein, ohne Freunde und ohne Geld zu sein. Bisher hatte das Leben in der Gesellschaft der Kameraden, die Gemeinsamkeit aller Leiden und kleinen Freuden, der Gedanke, für das große Ganze, für Freiheit und Vaterland zu kämpfen, ihn hochgehalten. Dazu kam, daß der Inhalt seines Leibgurts ihm vor allen seinen Genossen einen Vorzug gab, denn diese alle waren ohne Geld. Löhnung erfolgte in Frankreich gar nicht, man war auf das Selbstranzioniren angewiesen. Die Freigebigkeit Hermann's hatte manche Noth gemildert, manches Plündern, Rauben, Brennen verhütet, alle Kameraden hatten ihn lieb, und die eigentlichen Bundesgenossen von der Werra verehrten ihn.

Das Bewußtsein, in so jungen Jahren Unteroffizier zu sein, hob ihn. Hier aber im Hospital, in das Verwundete aus allen Völkern der Armee zusammengepackt

waren, wo russisch, kosackisch, kroatisch, italienisch, polnisch, wienerisch, steiermärkisch, ungarisch, czechisch, pommerisch und westfälisch gewettert und geflucht wurde, wo es immer bei der Verwaltung an dem Besten, am Gelde, an den nöthigen Lebensmitteln für Kranke, kurz so gut wie an allem fehlte, hier fühlte er zuerst das Unrecht, Vater und Mutter ohne Abschied und ohne Noth verlassen zu haben.

Er schrieb an die Aeltern, flehte Verzeihung für alles Herzeleid und allen Kummer, den er ihnen angethan, und bat um schleunige Hülfe. Aber das Feldpostwesen war schlecht organisirt, und in Deutschland gab es schon wieder so viele Herren und Regierungen, so viel Streit, Misgunst und Mangel an Unterordnung, daß ein Brief, zumal eines Lützow'schen Freiwilligen, lange Zeit brauchte, um an Ort und Stelle zu gelangen, ja es mußte als ein förmliches Wunder angesehen werden, daß der Brief nach vielen Irrfahrten in das einsame Försterhaus kam.

Die Aeltern sandten ihm Geld, aber geringere Summen, als worüber Hermann bisher zu verfügen gewohnt war. Sein Kranksein zögerte sich hin, da es nicht allein der Schuß ins Knie war, der ihn auf dem Lager hielt, sondern allgemeine Mattigkeit und Schwäche. Er hatte seinem jungen Körper zu viel Strapazen ge-

boten. Als er in den Stand gesetzt war, seine Pfleger zu belohnen und sich selbst durch kräftigere Nahrungsmittel, als das Lazareth sie schaffte, zu stärken, gewann er auch wieder mehr Vertrauen in die Zukunft. Er hatte sich schon aufgegeben und im Gedanken als einen gelähmten Krüppel herumwandeln sehen; jetzt dachte er daran, aus dem Lazareth entlassen zu werden. Der Oberarzt, an den er sich wendete, verschaffte ihm auch ein Unterkommen bei einer Unteroffizierswitwe, die ihn in Kost und Pflege nahm und ihm ein kleines freundliches Gartenstübchen einräumte. Er fühlte sich aus der Spitalluft des Krankensaals mit seinen funfzig Betten wie in den Himmel versetzt. Ein schöner Frühling und Sommer kam, allein Hermann's Wunde wollte nicht heilen, immer eiterten noch kleine Knochensplitter aus derselben heraus, und von einem Gebrauche des Beins konnte nicht die Rede sein. Aber er ließ das Sofa, worauf er lag, täglich in den Garten tragen und brachte die meiste Zeit unter blühenden Rosen und dem süßen Duft der Jelängerjelieberlaube zu, den französischen „Moniteur" und andere Zeitungen, deren er habhaft werden konnte, studirend. Die Blätter brachten ihm nicht viel Tröstliches, ein mächtiges deutsches Reich, stark genug, um die Eroberungslust der Franken für immer im Zaume zu halten, wie er und seine Kameraden

sich geträumt, schien in Wien nicht geboren zu werden. Alles, was man von dort erfuhr, war nur, daß die Fürstlichkeiten und Diplomaten in einem Strudel von Vergnügungen schwelgten, mit der Reconstruirung Europas aber nicht weiter kamen. Aus dem Organ der Regierung ersah man täglich, wie Frankreich schon wieder mächtig genug war, im europäischen Concert die erste Geige spielen zu wollen, und wie heute Alexander umschmeichelt wurde, morgen Castlereagh und der eiserne Herzog; wie man namentlich alles aufbot, um Preußen nicht stark werden zu lassen.

Hermann hatte eine ungemeine Sehnsucht nach einem deutschen Buche, seiner Wirthin war es aber nicht gelungen, in ganz Rheims auch nur ein einziges aufzutreiben. Eines Tages aber kam ein Packet mit Wäsche von der Mutter, um die er gebeten hatte, und da fand er Schiller's und Goethe's Gedichte und einige Schauspiele von Schiller, namentlich „Die Jungfrau von Orleans" beigelegt, damit er an Ort und Stelle vergleichen könne, ob der Dichter treu geschildert habe. Auch eine neue Geldsendung, diesmal ziemlich reichlich, traf ein.

Das war eine Herzerquickung!

Im Lazareth, wie auch jetzt, waren Hermann's Gedanken oft bei seinem im Walde vergrabenen Gold-

schatze, und er hatte Plane über Plane gemacht, was er nach seiner Zurückkunft damit anfangen wolle. Sein ursprünglicher Plan, alles auf dem Altare des Vaterlandes niederzulegen, war ohne seine Schuld vereitelt. Seit seinem Eintritt unter die Lützower war er von seinem Schatze getrennt, hatte gleichsam die Macht, darüber zu verfügen, eingebüßt. Eine Mittelsperson in das Geheimniß einzuweihen, wäre es auch der Vater, hatte er nicht über sich vermocht, denn sein Gefühl sagte ihm, daß der Vater ihm dann das freie Verfügungsrecht über das viele Geld entziehen würde, und frei schalten und walten, beglücken und schenken zu können, das machte ihn glücklich.

Gegen den Herbst trat eine glückliche Wendung in Hermann's Befinden ein; der Oberarzt rieth ihm, wenn er es ermöglichen könne, im Winter noch die warmen Quellen von Wiesbaden zu gebrauchen.

Hier nun hatte Hermann die letzten Monate zugebracht, war dann mit der Post über Frankfurt nach Kassel gefahren, und von dort zog es ihn mit Macht nach dem Goldschatze. Er hatte im Gedanken darüber also disponirt:

Ein Drittel wollte er seinen Aeltern und Geschwistern schenken, namentlich sollte sein Bruder in Amerika davon bedacht werden. Das zweite wollte er zur eigenen

Ausbildung verwenden, zum Studiren und Reisen. Das letzte endlich sollte zu einem gemeinnützigen Zwecke verwendet werden, über den er noch nicht mit sich einig war. Bald wollte er ein Stipendium gründen, um armen Knaben aus den Ortschaften, in denen er seine Zwölf geworben hatte, Mittel zum Studiren zu verschaffen, bald wollte er hülfsbedürftigen Invaliden, wie sie in jenen Tagen an allen Orten und Wegen zu erblicken, Erleichterung verschaffen. Er selbst war ja Invalide, er hatte an sich selbst die Erfahrung gemacht, wie ein Schuß hinreiche, für alle körperlichen Anstrengungen untauglich zu machen. Und nun gar die Verstümmelten, die der Arme und Beine Beraubten? Das Vaterland hatte für sie höchstens zwanzig Thaler jährlich und wenn es hoch kam eine Chausseegeldeinnehmerstelle oder Erlaubniß zum Orgeldrehen.

Aber da waren der Ansprüche so viele und so gerechte, daß die Mittel nicht genügten.

Je näher Hermann dem Orte kam, wo sein Schatz vergraben war, je banger klopfte sein Herz, je öfter kam ihm der Gedanke, der Schatz könne gestohlen sein. Konnte nicht ein Holzhauer ihn entdeckt, konnten nicht die Schweine, welche zur Mast in das Holz getrieben wurden, den Boden aufgewühlt haben? Möglich auch, daß ein neuer Holzweg angelegt und dabei das Gold

entdeckt war! Hermann machte sich Vorwürfe darüber, daß er das Kleinod nicht sicherer verborgen habe. Hätte es in dem Vaterhause, in dem alten Jagdschlosse nicht Verstecke genug gegeben? Ja, er hatte unvorsichtig und kindisch gehandelt, er mußte sich selbst die Schuld beimessen, wenn ein anderer den Schatz gehoben hatte. Und es war ihm beinahe schon zur Gewißheit geworden, daß das geschehen sei. Das Gehen wurde ihm so schwer, daß er sich im Holze niedersetzen mußte. Er hatte sich selbst um seine Zukunft gebracht, seine Träume von Reisen in Deutschland, durch die Schweiz und Italien und Frankreich, sie waren Seifenblasen gewesen, im Sonnenschein einen Augenblick in allen Regenbogenfarben schillernd, dann in Nichts zerplatzend. Da flüsterte ihm eine Stimme zu: „Sei ein Mann! Bedenke, daß es ein reiner Zufall war, als du die Tonne Goldes fandest, und daß der Mensch dem Zufalle so wenig wie möglich, sich selbst aber alles verdanken soll! Zeige, daß du ein Mann bist, biege rechts ab, wandere nach Hause, ohne den Schatz aufgesucht zu haben."

Er erhob sich in der That und ging einige Schritte nach rechts, den Weg vom Ziele ab. Dann aber sprach wieder die Stimme des Versuchers: „Du bist dem Orte, der deine Zukunft birgt, so nahe; überzeuge dich, ob von dem, was Zufall, Glück oder Vorsehung

dir einst zu Füßen gelegt, noch etwas oder alles vorhanden ist, ob du für die Zukunft auf dich allein angewiesen bist, ob du arm und gelähmt, oder vollgepfropft von Gold in das väterliche Haus treten sollst." Und er schritt dem Tannenbestande zu, in dessen Nähe sich die Goldeichen befanden.

Jetzt war er im Bereiche des Schatzes. Er fand die Bäume ohne Mühe; die Buchstaben und Zeichen, die er in ihre Rinden eingeschnitten hatte, waren in die Breite gegangen und ausgewachsen. Er untersuchte die Grasnarbe, sie schien unverletzt. Hermann legte die Jagdtasche ab, die Mütze daneben, wischte sich den Schweiß von der Stirn und begann mit dem Hirschfänger, den er erst in Münden zu diesem Zwecke gekauft hatte, die Erde aufzugraben. Es wollte ihm nicht gefallen, daß der Hirschfänger, als er ihn in die Erde stieß, auf keinen Widerstand traf. Jetzt warf er die Erde mit den Händen aus der Grube, aber so tief er auch wühlte, faßte er immer nur Erde und Sand, aber kein Geld. Die Vertiefung war über einmal so groß als jene, in die er das Gold versenkt hatte, und reichlich tiefer, allein das Nest blieb leer, die Goldeier hatten einen andern Herrn gefunden.

Möglich, daß bei den beiden andern Bäumen das Gold unentdeckt geblieben. Mit Hast wurde auch hier

gegraben und die Erde ausgeworfen — aber auch hier war das Gold verschwunden. Nur ein einziger Jérômedor, ein gedoppelter, kam mit der Erde zum Vorschein, der sich der Habgier des Schatzhebers durch irgendein Ungefähr entzogen haben mußte.

Hermann war anfangs erstarrt, ermannte sich aber bald. Die Wirklichkeit, die schlimmste, machte einen weniger erschütternden Eindruck als vorher Ungewißheit und Zweifel. Das Gold war fort, er brauchte ja nur zu denken, er habe es nie besessen, er hätte ja auch leben müssen ohne den Fund.

Im Grunde war es doch dem Fuhrmann, der es zuerst sich angeeignet, genommen, entwendet, gestohlen. Der Fuhrmann hatte an dem Golde des Feindes, der ihn gezwungen, seine Pferde anzuspannen, der schuld war, daß eins dieser Pferde crepirte, das größere Recht. Es war nur eine gerechte Strafe, die ihn ereilte.

Er erhob sich von den Knien, rieb von seinem Hirschfänger die Erde und suchte einen Quell, den er in der Nähe wußte, um auch Hände und Gesicht zu reinigen. Dann warf er die Jagdtasche um, gürtete sich mit dem Hirschfänger und schritt der Heimat zu, mit kräftiger fröhlicher Stimme das Lied singend: „Du Schwert an meiner Linken!“

Ihm war so frisch und frei um das Herz, als wäre

er einer drückenden Bürde los geworden. Erst jetzt konnte er sich des Wiedersehens der Aeltern und Schwestern in vollem Maße freuen. Bis dahin waren seine Gedanken mehr damit beschäftigt gewesen, was Vater und Mutter sagen würden, wenn der verlorene Sohn so viel Gold vor ihnen ausbreitete. Jetzt dachte er daran: wie werden sie sich freuen, daß sie dich wiederhaben, und wie wirst du dich freuen, der lieben Mutter in die Arme zu sinken. Kräftiger und elastischer schritt er der Heimat zu. Waldmann entdeckte ihn zuerst und hörte nicht auf zu bellen, zu wedeln, zu springen. Mit welchen Freudenthränen wurde er von der Mutter umarmt, während ihn der Vater, mit dem er gleiche Höhe erreicht hatte, vom Kopf bis zum Fuß prüfend beschaute, ihm dann die Hand reichte und ihn willkommen hieß im Vaterhause.

„Wirst den Jungen erst ordentlich wieder herausfüttern müssen, Marianne“, sagte Oskar. „Er scheint bei Schmalhans in die Kost gegangen zu sein, besorge ein tüchtiges Abendbrot, ich will eine Flasche Rheinwein aus dem Kometenjahre aus dem Keller holen. Erzählen soll der Junge erst, wenn er gegessen und getrunken hat.“

Während die Mutter in der Küche beschäftigt war, theilte der Vater dem Sohne mit, was sich sonst zugetragen.

Aus Amerika habe man die besten Nachrichten. Georg und Agnese lebten in der glücklichsten, schon durch zwei Kinder gesegneten Ehe. Georg sei Mitinhaber und Inspector eines großen Hüttenwerks bei Pittsburg. Er habe die Lieferung der Holzkohlen aus den Wäldern, die Karl Haus und seiner Frau gehörten, zu beschaffen. Auch die Gräfin Heloise habe sich mit einem Engländer, Mr. Grant, dem Ingenieur der Hütte, verheirathet und ihn schon zum Gevatter bei dem ersten Sohne bitten lassen. Haus und seine Frau seien jetzt in Deutschland und würden vielleicht bleiben und sich im Braunschweigischen ankaufen.

Auch Onkel Friedrich sei von England zurückgekehrt, habe in Hannover eine Maschinenfabrik errichtet und wolle Hermann zum Ingenieur ausbilden. Er werde ganze Packete von Briefen durchlesen müssen, um alle die Neuigkeiten in ihren Details zu fassen.

„Deine Schwester Baumann in Hedemünden hat auch einem Jungen und einem Mädchen das Leben geschenkt, so bist du Onkel hier wie in Amerika."

Am Abend nach dem Essen, als man traulich beisammensaß, mußte dann Hermann erzählen. Es half ihm nichts, er mußte jetzt heraus mit der Geschichte von der Aneignung der Tonne Goldes. Er erzählte, ohne eine Thräne zu vergießen, wie er das Gold ver-

borgen habe, und wie er nun doch darum gekommen sei. Die Mutter lächelte dazu und der Vater sagte ihm: „Das hast du schon dadurch verdient, daß du eher nach dem Golde als zu deinen Aeltern gingst.“

Am andern Tage kam Schwager Baumann mit Frau und Kindern von Hedemünden herauf, da mußte dann die Erstürmung des Schlosses in Heustedt, das Lager bei Hohnstorf und die Campagne in Frankreich von neuem beschrieben werden.

Gegen Abend stellte sich auch Klaus, der Müllerssohn, ein, denn das Gerücht von der Wiederkehr des todtgesagten Hermann hatte sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Umgegend verbreitet. Hermann war von Müttern und Vätern, deren Söhne er entführt und in den Krieg gelockt hatte, viel verwünscht worden, aber als nach dem Frieden sämmtliche Jungen nach und nach in ihre Heimat zurückkehrten (nur Heinrich Ott, der Schneider, hatte einen Schuß in den Schenkel erhalten, alle übrigen außer Hermann waren unverwundet geblieben), hatte sich das vergessen, und man lobte ihn wieder.

„Ich sah dich vom Pferde stürzen und hielt dich für todt“, erzählte Klaus, „wir flohen wieder ins Dorf hinein und trafen auf die von Lützow selbst commandirte Escadron, was uns rettete. Von Paris her schrieb

ich dann nach Hause und meldete deinen Tod. Du kannst denken, daß deine Mutter viel geweint hat, als mein Vater ihr die Nachricht brachte."

„Also ich galt für todt?" sagte Hermann oder jubelte vielmehr, denn der Gedanke an den Brief, den er dem Onkel Pastor geschrieben, flog ihm durch den Kopf. Er stürzte aus der Familienstube die Treppe hinauf zu der Schreibstube seines Vaters, wo dieser unter Rechnungen saß: „Papa, Papa, bekenne es nur, du hast die Goldnester ausgenommen?"

„Ja, das habe ich, und dein Gold liegt besser verwahrt als in der Erde. Es trägt schon Früchte."

„Nun dann wollen wir heute Abend schon theilen; du sollst 5000 Thaler haben, Bruder Georg und Schwester je 2000 Thaler. Der Ott, weil er doch halb Krüppel geworden durch meine Schuld, soll 1000 Thaler haben, der Mutter kaufe ich, ich weiß nicht was, aber das Schönste, was in Kassel zu haben ist, und dann studire ich nicht in Göttingen, sondern in Jena, und mache große Reisen, wenn ich ausstudirt habe."

„Jetzt machst du, daß du hinunterkommst, ich muß meine Forstanschläge fertig haben, alles übrige wird sich finden."

Hermann, der den Verlust seines Goldes männlich ertragen hatte, konnte die Freude des Wiederfindens

nicht in gleicher Weise ertragen. Er stellte sich ganz ungeberdig an und fühlte doch, daß es besser sei, von der Sache in Gegenwart von Klaus zu schweigen. Aber er umarmte seine Mutter und Schwester, drehte sie im Kreise herum, umarmte und küßte Klaus und zog ihn tanzend in der Stube herum.

Als man später am Abend im Familienkreise allein saß, Baumann und seine Frau blieben für die Nacht da, erzählte der Vater, wie die Todesnachricht durch die Mutter dem Bruder Heinrich mitgetheilt sei und dieser die letztwillige Anordnung und den Brief Hermann's gesendet habe. Er sei nun ins Holz gegangen, habe die Bäume leicht gefunden und den Schatz vorsichtig gehoben, auch beim Wiederzumachen der Löcher und dem Zudecken mit Grasnarbe sei er vorsichtig verfahren, denn das freche Bürschchen da sei einer Strafe werth gewesen, und die Goldnester ausgenommen zu finden, sei Strafe genug.

Das Gold sei bis auf 5000 Thaler, die er zurückbehalten, an den Onkel Friedrich zinslich verliehen, der dadurch Gelegenheit gefunden, in Hannover seine Maschinenbauerei zu erweitern.

Der gewesene Lützower rückte nun mit seinen Planen, wie er sie im Lazareth entworfen, hervor, und wollte die Theilung unter Aeltern und Geschwistern sofort

vorgenommen wissen. „Daraus wird nichts", sagte der Vater. „Noch stehst du in meiner Gewalt, nicht du, sondern ich bestimme, was mit dem Gelde geschehen soll.

„Zunächst müssen wir die Witwe des Frachtfuhrmanns Krautleben in Ellershausen mit 2—3000 Thalern unterstützen, denn ihr Mann hat das Geld doch eigentlich den Franzosen abgenommen, und du hast ihm seine Beute entwendet. Wenn man die Sache bei Licht betrachtet, hat jener eine Occupation an öffentlichen Geldern eines fremden uns aufgedrungenen Herrschers, vielleicht einen Diebstahl begangen, der sich den Umständen nach vielleicht entschuldigen läßt; allein daß du ihm die Beute wieder abnahmst, hätte sich nur dadurch rechtfertigen lassen, daß du sie zum Besten der Befreiung des Vaterlandes verwandtest.

„Daß du das gewollt hast, entschuldigt dich in meinen Augen, daß du es nicht im ganzen und großen ausgeführt hast, thut mir leid, allein es würde thöricht sein, wollte man an eine Restitution an den jetzt bestehenden Staat denken. Das Königreich Hannover hat an das Geld so wenig Recht wie der Kaiser von China. Also behalte, was du hast, aber verwende es mit Umsicht. Frachtfuhrmann Krautleben ist früh verstorben; wer weiß, ob nicht der Gram um den Verlust des Goldes zu seinem frühen Tode beigetragen hat. Seine

Witwe und seine Waisen sollen 3000 Thaler haben. Auch dagegen ist nichts zu erinnern, daß du dem lahmgeschossenen Ott 1000 Thaler schenkst. Er hat eine alte Mutter zu ernähren und die Dorfschneiderei wirft wenig ab. Aber mit der Errichtung von Stipendien zum Studiren, mit Unterstützung von Invaliden im allgemeinen bleibe mir vom Halse. Mit solchen Dingen meint man es gut, ob man aber je etwas damit nützt, ist eine andere Frage. Findet sich aber nach Beendigung des jetzt wieder begonnenen Krieges unter den Gemeinden unsers Kirchspiels ein Invalide, so soll er 1000 Thaler zum Ankaufe eines Häuschens und jährlich 50 Thaler haben; finden sich mehrere, so mag man den Satz ermäßigen, aber unterstützt müssen sie alle werden. Ich und deine Mutter wir danken für jeden Pfennig. Wir haben euch groß gebracht durch unsern Fleiß und können jetzt, da wir kaum Last mehr von euch haben, ruhig und zufrieden von dem leben, was wir haben und verdienen.

„Eins aber wollen wir annehmen, wir wollen hier Sonntag nach Pfingsten ein großes Familienfest feiern, dazu sollen die Großmutter, Bruder Heinrich aus Grünfelde, Bruder Friedrich aus Hannover, Vetter Wittig in Melsungen, Cantor Cruella mit Frau und Tochter und was sonst mit Schulzens und Baumgartens ver-

wandt und verschwägert ist, geladen werden, und es sollen den Leuten in Amerika die Ohren klingen, so wollen wir sie leben lassen. Und das, Junge, sollst du bezahlen.

„Willst du deiner Schwester und deinem Bruder Georg ein Geschenk machen, so habe ich nichts dabei zu erinnern; was dich selbst betrifft, so bekommst du von allem, was übrigbleibt, zu deinen Studien indeß nur die Zinsen. In diesem Sommer bleibst du in Göttingen, wir müssen dich unter Aufsicht haben, denn du siehst aus wie ein ausgehungerter Rabe. Ob du dann zu Michaelis nach Jena gehst oder noch ein Semester in Göttingen bleibst, wollen wir sehen."

Es war ein heiteres Familienfest, das man acht Tage nach Pfingsten im grünen Walde feierte, die schöne Mainzerin, jetzt ein betagtes Mütterchen, aber noch kerngesund, hatte mit mehr als einem halben Dutzend Großkindern zu schaffen, denn Heinrich Schulz hatte seinen Erstgeborenen und seine Tochter von Grünfelde mitgebracht, Friedrich, der Maschinenbauer, hatte eine Engländerin zur Frau, die noch immer nicht deutsch sprechen konnte, und ihre drei Jungen, die deutsch und englisch radebrechten, waren kleine Teufel, die tausend Unfug machten. Mariannens Schwester, die Cantorin Cruella, war ohne ihre Tochter gekommen, denn diese

war eine berühmte Sängerin in Wien; die Schwester Theresens, Agnes, die Oberförsterin Wittig aus Melsungen, hatte auch zwei rothbäckige Knaben aus dem Hessenlande mitgebracht.

Diese Kinder, die sich hier im grünen Walde und unter den Tanzzelten tummelten, bilden fortan mit den Nachkommen unserer andern ältern Bekannten, mit den Kindern Olga's und Heloisens, Hellung's, Bollmann's, der beiden Schlottheim und Georg Baumgarten's, Junker's, Dummeier's und Claasing's, die Helden, wenn man sie so nennen darf, unserer Erzählung.

Ein neues Jahrhundert, geboren im Kampfe um Ideen, — alte Menschen, die ihre Ideale haben in Trümmer gehen sehen und selbst in Trümmer zerfallen, junge Menschen und Kinder, die abermals funfzig Jahre oder länger die Fehler der Aeltern nicht vermeiden, nur daß ihre Ideale etwas anders geformt sind. Das alte Jahrhundert hatte mit dem von Paris ausgehenden Wahrspruche: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, geschlossen, vom Pregel her hatte Kant den ewigen Frieden und die Kritik der reinen Vernunft schon länger als zwanzig Jahre gepredigt.

Werden die Kinder, die hier im Grase spielen, an ihrem Lebensziele die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erlebt haben? Werden sie die Menschen und Völker

geneigter sehen zum ewigen Frieden als zum Kriege, geneigter, in Kunst und Wissenschaft sich hervorzuthun als in der Erfindung von Mord- und Zerstörungsmaschinen?

Wir wollen versuchen, nicht an dem Leben eines Helden, sondern an den in einer Reihe nebeneinanderstehenden Familien und Individuen ein Bild zu geben von dem, wie es war und wie es geworden.

Von den Kindern, die hier sich tummeln, sind erst zwei geeignet, unsere flüchtige Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Der eine hat es schon gethan, es ist Hermann Baumgarten, er hat, jetzt siebzehn Jahre alt, schon selbstthätig ins Leben eingegriffen, er hat für das Vaterland gekämpft und geblutet, er hat durch Glück und Zufall in seinem Leben Förderung gehabt, und Glück gibt Zuversicht und Selbstvertrauen.

Ganz anderer Natur ist Gottfried, der funfzehnjährige Sohn des Predigers von Grünfelde. Er ist ein langaufgeschossener blonder Jüngling, ebenso ungelenk und körperlich ungeschickt, wie Hermann trotz des steifen Beines behend und geschickt; er ist nachdenkend und träumerisch, macht Sonette, besingt eine unbekannte künftige Geliebte und läßt sich von sämmtlichen kleinern und größern Cousinen zum besten haben. Er hat nicht eine Spur von dem resoluten, selbstbewußten Geiste

seiner Mutter Therese; ob er von dem Verstande des Vaters viel geerbt, läßt sich noch nicht sagen. Aber er ist sehr fleißig, ist unter des Vaters Leitung ein guter Lateiner und Grieche geworden, exponirt seinen Homer, Aeschylus und Thucydides und studirt im Tacitus das Urgermanenthum. Doch ist er eine treue hingebende Seele, jeder muß ihn liebgewinnen, und Hermann Baumgarten hat in wenig Tagen herzinnige Freundschaft mit ihm geschlossen.

Unzufrieden mit Gottfried ist allein sein Onkel, der Maschinenbauer und praktische Mann. „Aus dem Jungen, lieber Bruder, wird nie etwas Gescheites, wenn der noch länger in deinem Hause bleibt. Das ist ja kein Junge, das ist eine funfzehnjährige Nachtmütze, ein Mondscheinesser und Traumpoet. Der Junge muß unter Menschen, unter recht wüste Buben, schicke ihn mir nach Hannover, da fehlt es an dergleichen nicht.“

„Laßt mir meinen Gottfried ungeschoren“, erwiderte der ältere Bruder, „er ist ein fleißiger, denkender Knabe. Was ihm fehlt, ist Körperkraft, er ist zu schnell in die Höhe gewachsen und hat zu früh gedacht. Ich will ihn gerade in den Jahren seiner Entwickelung im Hause behalten und unter der Pflege der Mutter seinen Körper ebenso heranreifen lassen, wie sein Geist unter meiner

Obhut gedeihen wird, und ich hoffe mit Gott etwas Tüchtiges aus ihm zu schaffen. Freilich ein Maschinenbauer, ein Soldat, ein Förster wird er nie werden; er hat aber alles Zeug zu einem tüchtigen Gelehrten, zu einem Philosophen."

Was aus den Kindern werden solle, das war das Lieblingsgespräch der versammelten Familienglieder. Onkel Maschinenbauer hatte Hermann öfter und länger zu bereden gesucht, das unfruchtbare Studiren aufzugeben. „Glaube mir, mein Sohn, unser gehört die Welt, und der Dampf wird in Zukunft die Welt regieren nebst Eisen und Kohlen. Laß die Preußen und Engländer mitsammt unsern Truppen erst diesen Napoleon unschädlich gemacht haben, und das wird sicher geschehen, so werden wir lange Frieden haben und nicht das Wissen, sondern das Können wird Sieger sein.

„An Wisseu hat es Deutschland niemals gefehlt, Denker gibt es in Ueberfluß, allein wir haben es damit nicht weiter gebracht, wir sind der Spielball anderer Völker geblieben. Man muß nach England gehen, die englische Flotte, die Dampfschornsteine der Fabriken, das englische Geld sehen, muß sehen, was Reichthum vermag, um zu wissen, was uns fehlt, zu fühlen, wie unpraktisch wir sind.

„Unsere deutsche Nation kommt mir immer vor

wie der ungelenke Junge da, der Gottfried, der auch schon viel zu viel weiß, aber im Leben nichts Ordentliches schaffen wird, wie ich überzeugt bin."

„Du magst recht haben", sagte Hermann, „und wenn ich mich davon überzeuge, so will ich eben das deutsche Volk belehren, wie es sich bessern muß. Ich will Geschichtschreiber werden, Lehrer des Volkes, Rather, Leiter. Das ist ein schönerer Beruf, als wenn ich eine Dampfmaschine bauen könnte. Ich will das aber, nachdem ich nicht nur aus Büchern erkennen gelernt habe, was das deutsche Volk als Ganzes erstreben und wie es sich in sich selbst staatlich organisiren soll, sondern ich will die Verfassung und das Recht anderer Völker kennen lernen, ich will —"

„Ja gut, du willst und willst ein großer Reformator werden, ein politischer Luther, ein Einiger des Reichs u. s. w. Ich weiß das, was sich so ein junger Kopf davon vorstellt, wie anders die Welt werden würde, wenn er erst mit hineinzureden hätte. Wenn du aber so alt geworden bist wie ich, so wirst du einsehen, daß man, um im Weltkothe nicht stecken zu bleiben, nicht als Schulz geboren sein muß. Du heißt nun freilich Baumgarten, aber deine Mutter ist eine geborene Schulz, sie gehört dem großen Geschlechte der Meyer, Müller und Schulze an, die sich schon ihres Namens

willen nicht über das Maß des Gewöhnlichen erheben können. Wir sind höchstens bestimmt, wenn wir in unserm kleinen Kreise bleiben, Wegebahner einer größern Zukunft zu sein; Lenker, Rather, nein, nein, dazu ist auch ein Baumgarten nicht bestimmt. Fliege nur zu, du wirst dir die Flügel schon frühzeitig genug verbrennen. Wenn das geschehen ist, wenn du muthlos an der Menschheit verzweifelst, wenn du mit dem Schmuz des Egoismus, wie er das Lebenselement der Menge ist, bekannt geworden, oder wenn die Gewalt dir, dem von einer Schulz Geborenen, die Flügel beschnitten hat, dann erinnere dich, daß du einen alten Onkel in Hannover hast, dem es mit Hülfe deines erbeuteten Geldes gelungen ist, sein Ideal, eine Maschinenbaustätte, zu gründen."

Unser angehender Student hörte bei Heeren Statistik, Geographie und alte Geschichte, bei Sartorius Politik, bei Bouterwek Aesthetik. Das schien ihm für das erste Semester genug. Sein Vater hatte ihm zur Pflicht gemacht, jeden Sonnabend, wenn kein Unwetter hinderte, ins Försterhaus zu kommen und so viel Freunde mitzubringen, wie er wolle. Der Sonntag war der Freudentag für Marianne, und sie sparte jeden guten Braten für den Sohn, den einzigen, der ihr geblieben, und seine Freunde auf. Von letztern hatte sich im Fuchs-

semester nur ein Dutzend gefunden, deren einige der alten Verbindung der Zwölfer angehörten, andere aus Preußen, Hessen, Nassauern bestanden, welche wie Hermann selbst die Feldzüge von 1813—14 mitgemacht hatten, und die sich durch das rohe burschikose Treiben der Landsmannschaften abgestoßen fühlten. Es schien, als wäre die Vertreibung der Franken nur dazu geschehen, um jeden frühern Provinzialkreis als ein von dem neuen Staate geschiedenes Ganzes auf den Universitäten aufrecht zu erhalten. Da excellirte eine Verbindung Hannovera; die Lüneburger, die Hildesen, die Herzynen, die Bremenser, Bremanen, Hanseaten, Holsteiner, Westfalen, Sachsen, Mecklenburger, Vandalen, Borussen u. s. w. bildeten ihre verschiedenen Landsmannschaften oder Corps, deren Ziel es war, das freie Leben der Studenten gegen das des Pennals zu genießen und in Gesängen zu verherrlichen.

Allen denen, welche sich schon vor dem ersten Pariser Frieden mit dem Gedanken an ein größeres deutsches Vaterland getragen, galt dieses particularistische Treiben nun zwar als ein unvolksthümliches, aber es war in Göttingen einmal Mode. Die Heißsporne von 1813 und 1814 fehlten, sie waren, als Napoleon von Elba zurückgekehrt war, sofern sie unverwundet geblieben, von neuem zur Armee gereist und kämpften bei Ligny

und Waterloo, während die Landsmannschaften in Göttingen ihr „Gaudeamus igitur“ sangen, oder auch ihr:

Sic vivamus wir Studenten,
Leben alle Tage wohl;
Fressen absque Complimenten,
Saufen uns stets dick und voll.
Sic vivamus du und ich,
Wir sind beide liederlich;
Und wer uns was dawiderspricht,
Den schlagen wir ins Angesicht,
Und sprechen noch dazu:
Sauf zu, sauf zu, sauf zu!

ein Lied, das heutzutage hoffentlich so ziemlich aus allen Commersbüchern verschwunden sein wird.

Hermann und seine Freunde hielten sich fern von solchem Treiben, es ekelte sie an; sie hielten ihre Kränzchen, in denen sie sich über allerlei philosophische, politische und historische Dinge unterhielten, die neuesten politischen Broschüren vorlasen oder über die Artikel des „Rheinischen Merkur“ debattirten. Die Grundlage dieser Zusammenkünfte bildeten jedoch Vorlesungen aus Fichte's „Reden an die deutsche Nation“ und die Erörterung der Frage, wie die akademische Jugend im Sinne Fichte's handeln könne. Alle vierzehn Tage stieg man auch einmal den alten kahlen Kleperberg hinauf zu „Koch's Lust“, um im grünen göttinger Holze

bei einem Glase gelben duderstädter Biers Körner'sche, Arndt'sche und Schenkendorf'sche Lieder zu singen, dann ein frugales Abendbrot auf Koch's Lust selbst einzunehmen und abends ein Glas Punsch zu trinken.

Als wenige Wochen nach jenem Familienfeste in der Försterwohnung die Nachricht von dem Siege bei Waterloo eintraf, feierte man diesen Sieg gemeinsam in den Ruinen des alten Hanstein an der Werra, eine Feier, zu der sich außer dem namenlosen Kränzchen schon gegen funfzig „Kamele" eingefunden hatten, welche die Dinge in der Welt von etwas anderm als dem gemeinen Corpsburschenstandpunkte ansahen.

Die Feier, bei der verschiedene patriotische Reden gehalten wurden, erregte die Aufmerksamkeit des hohen akademischen Senats, freilich erst nachträglich, als in öffentlichen Blättern darüber gesprochen ward und ein Auszug aus einer höchst schwungvollen Rede Hermann Baumgarten's mitgetheilt war. Hermann führte den in allen hellern Köpfen schon durch Fichte und seine Schüler verbreiteten Gedanken aus, daß das alte Commentwesen auf deutschen Universitäten, wonach nur der als ein honoriger Bursche galt und Stimme und Antheil an den allgemeinen öffentlichen Burschenangelegenheiten hatte, der Mitglied einer der bestehenden (d. h. der auf dem Seniorenconvent vertretenen) Verbindungen

war, veraltet und unzeitgemäß sei. Aber er verknüpfte zugleich eine neue Ideencombination damit, indem er das Corps- und Landsmannschaftswesen als den Feudalstaat, aber den zersplitterten, in den Territorien zerrissenen, dargestellt, wobei die Senioren mit den von Karl dem Großen eingeführten Senioren verglichen wurden. Diesem föderativen Feudalstaate gegenüber verlangte Hermann eine durch Immatriculation gleichberechtigte allgemeine deutsche Burschenschaft als Repräsentantin des einheitlichen deutschen Reichs.

In einer Zeit aber, wo es endlich gelungen war oder schien, das Ziel jahrhundertelanger Kämpfe zu besiegeln und jedem der noch übrigen deutschen Fürsten die Souveränetät zu sichern, war dieser Gedanke an ein deutsches Reich, auch in der völligen Unklarheit, wie derselbe damals in allen Köpfen, nicht allein in denen der Jugend schwebte (denn Pütter, der sich auf dem Hardenberge vermessen, ein neues deutsches Reich zu construiren, war lange todt), ein nahe an Hochverrath streifender Gedanke. Das Reich schien durch die Souveränetäten der Zaunkönige beseitigt für immer.

Man hatte daher, als man in Hannover von jener Rede Hermann's in den Zeitungen gelesen, nach Göttingen geschrieben und dem Prorector Vorwürfe ge-

macht, daß er solches Treiben dulde. Dieser war ein Theologe und zugleich ein schlauer Fuchs. Er hatte erwidert, man solle ihn nur machen lassen, und er machte seine Dinge gut. Als das Semester seinem Ende sich nahte, wurde dem Seniorenconvent insinuirt, der Prorector würde diesmal, auf gehörige Weise angegangen, einen allgemeinen Commers aller Corps mit öffentlichem Auszuge gestatten.

Der Seniorenconvent ermangelte nicht, um Erlaubniß zu einem solchen allgemeinen Commers zu bitten, und bei dieser Gelegenheit machte denn der Herr Prorector die Senioren selbst darauf aufmerksam, daß eine süddeutsche Partei in der Bildung begriffen scheine, die das alte Corps- und Commentwesen stürzen wolle. Den Herren, die keine Zeitung zu lesen pflegten, die über die Tragweite der Dinge auf dem Hanstein kaum nachgedacht und solche, als von Nichtcorpsburschen, von Kamelen ausgegangen, ignorirt hatten, denuncirte er gleichsam unsern jüngsten Freund als einen den Corps gefährlichen, vorlauten Burschen.

Die nächste Folge war nun, daß drei alte Paukhähne diesen ohne allen Grund auf öffentlicher Straße beleidigten, ihm das Gossenrecht verweigerten und ihn über die Gosse stießen. Das forderte drei Duelle. Hermann aber hatte sich schon als Schüler im Fechten

geübt, obgleich ein Fuchs nach studentischem Begriff (d. h. nach damaligem heidelberger Comment „ein Stück Fleisch ohne Sinn, Witz und Verstand"), er hatte in mehr als einem Scharmützel dem Feinde ins Auge geschaut und Pulver gerochen, warum sollte er sich auf der Mensur weniger tapfer zeigen, die ja nur den Schein eines Kampfes darstellte? Zwei der alten Paukhähne konnten ihm nichts anhaben, den dritten, den berüchtigtsten, führte er so ab, daß die Verbindung, deren Waffen er benutzte, die Westfalen, ihn auf ihre Kneipe und ihren Commers einluden und zu „keilen" suchten.

Allein Hermann widerstand den Versuchungen, das Surrogat der Freiheit für die Freiheit zu nehmen; wie er beständig dagegen eiferte, wenn man in seinem Kränzchen das Lied Schenkendorf's: „Freiheit, die ich meine", singen wollte, weil das ein dummes Lied sei, bei dem man nichts denken könne, so wies er auch die Freiheit des Corpslebens zurück, an politische Freiheit des Volks denkend.

Einige nicht unwichtige Folgen hatte das Ereigniß aber dennoch. Einmal schlossen sich von den Wilden, welche die Feier des Sieges von Waterloo auf dem Hanstein mit hatten begehen helfen, ein halbes Dutzend der tüchtigsten dem Kränzchen, das auf Koch's Lust

und im Walde kneipte, an. Dagegen gaben die Corpsburschen diesem Kränzchen, da Hermann als der Führer desselben aus der ländlichen Umgegend von Göttingen gebürtig war, den auf Söhne von Predigern und Schulmeistern vom Lande gern angewandten Spottnamen der „Kümmeltürken".

Auf der andern Seite aber schlossen sich die Freunde Hermann's näher aneinander und kamen überein, für den Winter, um nicht von andern Waffenverbindungen abhängig zu sein, selbst eine solche zu bilden, den Namen Göttingia anzunehmen, der schon einmal als Corpsverbindung existirt hatte, und sich, wenn es sein müsse, mit allen andern Waffenverbindungen zu pauken, um ihre Existenz als Corps „herauszupauken".

Sie wollten aber unter sich weder den alten Saufcomment noch den Waffencomment einführen, vielmehr sollte in der Göttingia ein Ehrengericht zuvor entscheiden, ob ein Duell stattfinden dürfe.

Die neue Verbindung gestaltete sich denn im Wintersemester auch über alle Erwartung günstig. Es kamen nach dem zweiten Pariser Frieden alle zur Universität zurück, die ihre Studien fortzusetzen beabsichtigten. Gewesene Offiziere, Unteroffiziere wie Gemeine aus den verschiedensten Landestheilen traten in die Göttingia, die ja keine Landsmannschaft, sondern nur eine Waffen-

verbindung mit neuem Comment sein wollte, wie denn nur zwei oder drei in Göttingen selbst geborene Mitglieder ihr angehörten. Der Name sollte andeuten, daß alle Studenten, die in Göttingen studirten, ihr als Mitglieder willkommen seien.

Da vorauszusehen war, daß die neue Verbindung von seiten der alten Corps nicht ohne Anfechtung sein würde, so hatte man die Angehörigen in Glieder eines engern Bundes und in eine Bundesgenossenschaft getheilt, deren Rechte vollständig gleich waren, nicht aber die Pflichten. Nach außen und soweit es die Vertretung der Göttingia durch sogenannte Propatriapaukereien galt, sollten lediglich die engern Bundesglieder verpflichtet sein. Damit nun Theologen nicht in das Misverhältniß kämen, sich der Verbindung wegen schlagen zu müssen, konnten diese nur zu den Bundesgenossen gehören. Um gehörig zu repräsentiren, war ein alter Bursch, der beide Feldzüge mitgemacht hatte und der sich auf sein medicinisches Examen vorbereitete, als Senior gewählt, und Hermann begnügte sich mit dem Amte eines Schriftführers.

Die Göttingia war so zahlreich, daß das größte Local zur Kneipe ausgewählt werden mußte, und die Paukereien, die nicht ausblieben, fielen so sehr zu Gunsten des neuen Corps aus, daß man dieses von

seiten des Seniorenconvents, ohne Weiterungen zu machen, anerkannte.

Den Pedellen oder Pudeln, wie man sie nannte, war von „dem Akademischen“ freilich eingeschärft, ein besonders wachsames Auge auf die neue Verbindung zu haben, welche die Farben der Stadt, weiß-schwarz-gold, an Mützen und Pfeifenquasten, Bändern und Waffen trug; aber über den Geist der Verbindung konnten diese nicht wachen. Es war einer der ersten Beschlüsse der neuen Verbindung, daß das bisher in Göttingen benutzte Commersbuch, welches einen Bier trinkenden und aus einer Thonpfeife rauchenden Amor auf seinem Titelblatte zeigte und nur den Druckort Germania trug, wegen seines gemeinen und sittenlosen Inhalts nicht mehr in die Kneipe gebracht werden dürfe. Eine Commission wurde niedergesetzt, welche die bessern patriotischen und geselligen Lieder sammeln und drucken lassen sollte. Man trank sich am Kneipabende zwar vor und nach, aber das Trinken und Singen war nie die Hauptsache, sondern man debattirte über politische oder philosophische Themata, besonders solche, über welche in den verschiedenen Kränzchen der Gesellschaft, in welche man dieselbe der großen Anzahl wegen hatte theilen müssen, verschiedene Ansichten herrschten. Es gab Kränzchen für Füchse, für Brander und Jungburschen, in den

erstern wurden nur Themata allgemeinerer Natur tractirt, z. B. die Fragen: Was ist Ehre? in specie, was ist Burschenehre? Wie muß man den Geist durch den Körper und den Körper geistig ausbilden? In den Kränzchen der Burschen wurde über politische Flugschriften und Aufsätze in Journalen berichtet, und dann platzten die Geister aufeinander.

Ein solches Referat, zufällig von Hermann Baumgarten gehalten, sollte das schnelle Ende der Verbindung herbeiführen. Der Geheimrath von Dabelow hielt sich seit Michaelis 1815 in Göttingen auf, um angeblich die Bibliothek zu benutzen, oder wie Hugo, der den Herrn nur O Weh! nannte und durch vernichtende Kritik lächerlich machte, vermuthete, um eine Professur zu erschleichen. Er wohnte in dem Hause des Kaufmanns Meißner, dem Fleischerscharren und der Scharwache des Rathhauses gegenüber.

Dabelow hatte nun in Commission der Dietrich'schen Buchhandlung eine Broschüre „Ueber den Artikel 13 der Deutschen Bundesacte" drucken lassen, in welcher ausgeführt war, daß dieser Artikel die deutschen Fürsten nicht zur Einführung landständischer Verfassungen verpflichte, daß es vielmehr von der Gnade und Willkür des Fürsten abhänge, solche einzuführen, eine Behauptung, die später durch Artikel 54 der Wiener Schluß-

Acte widerlegt wurde. Schon früher hatte O Weh sich als ein entschiedener Gegner der Repräsentativverfassung, die er für unvereinbar mit dem monarchischen Princip erklärte, misliebig gemacht; die neue Broschüre rief die Entrüstung von ganz Deutschland hervor.

Hermann Baumgarten berichtete nun über dieses Werk in seinem Kränzchen an einem Abende vor der allgemeinen Kneipe und bezeichnete dasselbe als ein solches, das an den Schandpfahl geheftet zu werden verdiene. Einer der Anwesenden brachte auf der Kneipe das Gespräch auf die Schrift und die Aeußerung unsers Freundes. Da erhob sich Georg von Schenk aus Hammerstein im Darmstädtischen aus der Menge und bat den Vorsitzenden um das Wort: „Wir reden, meine Brüder, so oft davon, daß es schwer sei, dem Rathe Fichte's an die akademische Jugend, den Egoismus abzulegen, heiligen Ernst zu zeigen und vor allem zu handeln, nachzukommen. Hier ist eine Gelegenheit zum Handeln, laßt uns morgen am hellen Tage das thun, was einer von uns als recht empfohlen, laßt uns Dabelow's Buch an den Schandpfahl heften und ihm selbst, wie wir es heute hier thun wollen, vor seinem Hause, als Fürstenknecht, ein Pereat bringen; Pereat Dabelow, der Fürstenknecht!“ Man stimmte allseitig bei und verabredete, jeder solle morgen, wenn

nicht anders so durch Anschlag, in allen Collegiis verbreiten, daß Dabelow's Buch wider den Artikel 13 mittags 12 Uhr an den Schandpfahl geschlagen werde.

Hierzu meldeten sich so viele, daß zum Lose geschritten werden mußte, welches zufälligerweise den Aussprecher des Gedankens traf.

Am andern Morgen, es war am 18. Januar 1816, sagten sämmtliche Stiefelwichser beim Reinigen der Kleider an, es werde mittags 12 Uhr auf dem Marktplatze an dem Volksverräther Dabelow ein öffentliches Gericht vollstreckt werden. In den Collegien flüsterte der eine dem andern zu, ob man schon wüßte, daß Dabelow's „Artikel 13" auf öffentlichem Markte verbrannt werden solle?

Die eigentlichen Corpsburschen standen zwar der Politik fern, aber jeder „Ulk" war ihnen lieb. Viele schwänzten die Collegia, um sich auf den „Ulk" durch ein ordentliches Frühstück im Rathskeller vorzubereiten, und dieser wie die Bosia selbst waren so gefüllt, daß man kaum einen Schoppen Bier oder Wein haben konnte.

Schon um 11 Uhr standen Hunderte von Dienstmädchen, Schusterjungen, Stiefelwichsern auf dem Marktplatze. Die Studentenwelt war unruhig, führte etwas im Schilde, das wußte man allerorten, das hatten „Schäfer und Doris", das durch Heinrich Heine bekannte

Pedellenpaar, auch schon dem Prorector berichtet. Der Goldaga wie der Silberaga, die Commandanten der sogenannten Schnurren (der akademischen Polizei), waren zum Prorector beordert und hatten Befehl erhalten, für die Nacht doppelte Mannschaften mit den „Bleistiften" zu versehen. Bleistifte nannte man acht Fuß lange, an dem einen Ende mit Blei gefüllte Stangen, welche die „Schnurren" mit großer Geschicklichkeit namentlich unter die nach einem Pereat oder einer Fenstermusik fliehende Schar der Studenten zu werfen wußten, sodaß etliche zur Erde fielen, um „ad wacham" geschleppt werden zu können.

Der Prorector dachte natürlich nicht daran, daß man vor der Nacht etwas unternehmen würde, das glaubten auch weder Pedelle noch Agas, und viele Schnurren gingen ihren täglichen Beschäftigungen, dem Holzsägen und Holzhacken vor den Häusern nach; denn solange die Georgia Augusta existirte, waren alle Studentenexcesse immer nur nachts oder am Spätabend vorgekommen. Die Versammlung Neugieriger auf dem Marktplatze glaubte man durch die außergewöhnliche Morgenkneiperei im Rathskeller hervorgerufen, und hielt es nach hergebrachter Gewohnheit für gerathen, solche Dinge zu ignoriren. Pedelle und Agas hatten deshalb vom Prorector die Weisung bekommen, sich auf

der Weenderstraße und dem Markte überall nicht sehen zu lassen, dagegen nachzuforschen, welchem Professor oder Hofrath in der Nacht ein Pereat gebracht werden solle. Da man hörte, die Sache gelte dem nicht sehr beliebten Dabelow, hatte man zu verstehen gegeben, die Pedellen und Schnurren sollten erst einschreiten, wenn es zu Fenstermusiken käme.

Das Rathhaus in Göttingen steht noch heute, wie es seit 1371 gestanden hat, seine Zinnen und festen Erkerthürme sind nur etwas grauer geworden und die hohe Freitreppe mit der Vertheidigungsbrustwehr und ihren starken eisernen Thüren etwas baufälliger und rostiger. Davor auf einem freien der Weenderstraße zugewendeten Platze sprudelte die Fontaine des sogenannten Großen Brunnens, jetzt in neuer Einfassung, damals noch in der ältern. Hinter diesem stand zu der Zeit, von der wir reden, ein hoher hölzerner Pfahl, von dem zwei eiserne Ketten mit Handeisen herabhingen. Das war der Schandpfahl, daran wurden Diebe, liederliche Frauenzimmer, ungehorsame oder diebische Dienstboten und alle, welche aus der Stadt gestäupt wurden, eine Stunde lang der Menge zur Schau und zum warnenden Exempel ausgestellt. Als nun von den hohen Kirchthürmen der Jakobi- und Johanniskirche die Glocke zwölf schlug, da spien alle die verschiedenen Corps-

und andern Kneipen ihre Insassen in langen Zügen aus, die sich von der Gronerstraße, der Geismarstraße, der Rothenstraße, der Barfüßler= und Weenderstraße zum Markte bewegten. Auch einige Collegia waren eben geschlossen, aus dem „Pandektenstalle Heise's" und dem Criminalrechte des alten „Strittig", wie man Meister nannte, kamen allein Hunderte der fleißigern Studenten die Johannisstraße herauf zum Markte. Den stattlichsten Zug aber bildete die Göttingia mit ihren weißen schwarz=goldberänderten Mützen, die aus der größten Kneipe, der Piderit's am Jakobikirchhofe, heran=rückte. Voran ging ein Fuchs, der an langer Stange eine Art Banner trug, darauf der Name C. C. Dabelow und das Corpus delicti. Ein zweiter Fuchs hinter diesem trug auf einem rothen Kissen einen großen Nagel und einen Hammer, dann folgten unser Freund Baum=garten und der von Schenk, hinter ihnen Senior und Consenior der Verbindung. Der Zug bewegte sich lautlos die Weenderstraße hinauf nach dem Markte. Der ganze Platz war schon voll Menschen. Die Straßen=jugend hockte auf den Balustraden der Rathhaustreppe und auf der Umfassung des großen Brunnens, die ver=schiedenen Corps gruppirten sich nach der Seite, von der sie den Markt betraten. Als die Weißmützen kamen, machte man ihnen Platz.

Dabelow's Buch wurde von der Stange genommen und Hermann übergeben, der, dasselbe in die Höhe haltend, mit lauter Stimme über den Markt rief:

„Diesem Schandbuche eines niederträchtigen Fürstenknechts werde ich den Platz anweisen, der ihm allein gebührt, den Schandpfahl!"

und dann nagelte er das Buch an den Pfahl.

Georg von Schenk schrieb über das Buch mit Kreide an den Schandpfahl: „Dabelow quo peracto!" Die Menge schrie: Pereat Dabelow! und: Nach Dabelow! Polizei ließ sich nicht sehen, und so wogte denn die Masse, vermehrt durch Bürger, die von ihrer Arbeit gelaufen waren, durch einige hundert Dienstmädchen, die für die Burschen das magere Mittagsessen aus den Garküchen holten, und durch die Straßenjugend der ganzen Stadt, nach dem Meißner'schen Hause hin.

Der Weg war kurz, man brauchte sich nur vom Rathhause der Universitätsapotheke an der südlichen Seite des Rathhauses zuzuwenden, so war man am Ziele. Die Göttingia zog voran, Jungen und Frauenzimmer nahmen auf dem Johanniskirchhofe Platz, die Hauptmenge drängte sich auf dem engern Raum zwischen der Universitätsapotheke, der Scharwache und dem Scharren zusammen. Der ganze Raum zwischen Rathhaus und Scharren, wie die Zindelstraße, waren von



der „Sonne“ bis zur Nikolaistraße mit Menschen gefüllt. Nachdem die Menge so still wie möglich geworden war, rief Hermann:

„Pereat Dabelow, der Mann, der es wagt, die heiligen Verheißungen der Fürsten an ihre Völker zur Lüge machen zu wollen!“

Pereat! pereat! brüllte die Menge, und in demselben Augenblick flogen ein paar hundert Steine in die Fensterscheiben des Geheimen Staatsraths.

„Nun laßt uns zum Prorector ziehen, diesem ein Vivat bringen und dann ruhig auseinandergehen“ — rief ein alter Bursch von Ansehen. Der neue Prorector war der nassauische Hofrath Bauer; als Erfinder der Warnungstheorie galt er, der vom jungen Strittig vertheidigten Abschreckungstheorie gegenüber, schon für modern und für freisinniger als die übrigen hannoverischen Hofräthe. Bauer wohnte an der Allee, und dahin wälzte sich der Menschenstrom durch die Paulinerstraße, theils durch die Gothmar- und Prinzenstraße. Wenn auch die vordersten Burschen mit ihrem „Gaudeamus igitur“ begannen, so war doch keine Uebereinstimmung in die Menge zu bringen. Hier sang eine Verbindung: „So leben wir, so leben wir alle Tage“, dort eine andere: „Und der Windmüller mahlt, wenn der Wind weht“, trotzdem daß die Sonne schien und

man hätte glauben sollen, die Jugend würde sich am Tage der Schlußverse geschämt haben. Die Göttingia stimmte ihr Lieblingslied an, den Körner'schen Lobgesang auf die Lützow'sche Schar.

Dem Proreetor war ein Vivat gebracht, die Jugend war hungerig geworden. Jeder eilte seinem magern Freitische zu oder auch der gemeinsamen Speiseküche.

Aber die Aufregung begann nun erst in den Kreisen der Hofräthe und Professoren zu wogen. So etwas war unerhört, am hellen Tage eine Fenstermusik und ein Pereat!

Pudel Schäfer, vormaliger wohlbestallter wetzlarischer Reichskammergerichtsdiener, der vom Reichskammergericht nie anders als in der Würde eines königlich-kaiserlichen Beamten mit „Wir" zu sprechen pflegte, hatte den Actus von der Rathhaustreppe aus angesehen und die Attentäter Hermann Baumgarten wie Georg von Schenk wohl erkannt. Pudel Doris, der Wohlbeleibte, zog sich aus dem Gedränge in die Universitätsapotheke zurück, um dort einen Magenbittern zu sich zu nehmen und sich die Anführer zu notiren. Beide berichteten dem Prorector.

Dabelow, dem Geheimrath, war mit einem Steine ein anonymer Brief in das Fenster geworfen, welcher lautete: „Machen Sie, daß Sie fortkommen, gehen Sie

nach Würtemberg, der Civilverdienstorden ist Ihnen gewiß, vielleicht werden Sie sogar Premierminister!"

Diesen Brief sendete Dabelow dem Prorector ein, mit einem Schreiben des Inhalts:

„Magnifice!

Sie werden über den Skandal Bericht erhalten haben, den die studirenden Jungen vor meinem Hause angerichtet. Ich bin zwar nicht zweifelhaft, daß nicht meine Schrift, sondern nur gelehrte Cabale und Neid den Skandal in Scene gesetzt haben, aber ich verlange die eclatanteste Genugthuung. Wenn man in Göttingen den studirenden großen Jungen das Recht einräumt, mit ihren Professoren ihr Spiel zu treiben, so habe ich nichts dagegen; allein man darf ihnen nicht erlauben, dasselbe zu thun hinsichtlich fremder Gelehrten, namentlich solcher, die wie ich in politischen Relationen stehen. Jedenfalls müßte das Publikum erst davon in Kenntniß gesetzt werden, daß eine Jungencensur in Göttingen eingerichtet sei. Ich werde sofort nach Hannover fahren und mich bei dem Curator, Geheimen Cabinetsrath von Arnswald, beschweren." *)

---

*) Actenmäßig.

In größter Sorge war aber der Prorector; nicht nur darüber, daß so etwas unter seinem Prorectorat passiren konnte, nein, daß es wirklich geschehen war, ohne daß er auch nur eine Ahnung davon gehabt, und nachdem er vor kaum vierzehn Tagen einen längern Bericht an das Curatorium entsandt hatte, dahin: „daß sich in Göttingen nicht die geringste Spur von jenem Geiste der Unzufriedenheit und des Misvergnügens mit öffentlichen Zuständen rege, der an andern Universitäten mit Recht beklagt werde, die akademische Jugend, ein Beispiel nehmend an dem Geiste ihrer Lehrer, halte sich fern von aller und jeder Politik.“

Und nun diese Demonstration, die in ganz Deutschland, ja bei dem Rufe Göttingens in Europa Aufsehen machen mußte! Wie sollte er vertuschen oder verkleistern können, da Dabelow selbst nach Hannover wollte? Was aber beinahe das Schlimmste war, wie sollte er rechtfertigen, daß die Studirenden ihn in Gegensatz zu Dabelow gesetzt, ihm ein Vivat gebracht hatten? wie sich selbst rein waschen von dem Glauben der Studirenden, daß er liberal sei, wie sich selbst anschwärzen?

Der akademische Senat versammelte sich am Nachmittage, um die detaillirten Berichte der Pedelle über das wie, durch wen, auf wessen Veranlassung zu hören,

und da hieß es denn: durch die Verbindung Göttingia, auf die Veranlassung der Studiosen Hermann Baumgarten und Georg von Schenk.

„Ist ersterer nicht derselbe junge Bursche, welcher auch auf dem Hanstein bei Gelegenheit der Waterloofeier schon eine verdächtige politische Rede gehalten hat?“ fragte der Universitätsrath.

„Ja wohl“, sagte Schäfer, „derselbe, der die Corps hier zu Grunde richten und eine allgemeine Verbindung aller Studenten einrichten will, ein unruhiger, gefährlicher Kopf!“ „Citatur auf morgen, nebst dem Vorstande, Senior, Consenior und Secretär der Göttingia; wir müssen ein Exempel statuiren, ehe wir nach Hannover berichten“, befahl der Prorector; „und dann, meine Herren Collegen, wer nach auswärts schreibt, sei es nach Hannover, sei es an einen Freund auf einer andern Universität, der erwähne des Vorfalls nur als einer Bagatelle ohne alle politische Bedeutung, als That eines halb hirnverbrannten Jünglings, der irgendeinen Privathaß gegen Dabelow auf diese Weise zum Austrage gebracht habe, als einer Rache der göttinger Studenten für die Schmähungen Dabelow's auf Göttingen, das er nur seiner Würste wegen berühmt genannt hat.*)

*) Es thut uns leid, constatiren zu müssen, daß Heinrich Heine's

Die Jungfräulichkeit der Georgia Augusta, was politisches Getreibe anlangt, darf in keiner Weise dem leisesten Zweifel unterliegen."

Am andern Tage gab man Hermann das Consilium abeundi, d. h. den Rath, binnen vierundzwanzig Stunden Göttingen zu verlassen, wenn er nicht aus der Stadt gebracht werden wolle. Georg von Schenk mußte acht Tage Carcerstrafe ertragen, den Senioren wurde anbefohlen, die Göttingia aufzulösen. Hermann ging gern, war doch nicht ein einziger Lehrer in Göttingen, dessen Vortrag ihn gefesselt, zu dem das Herz ihn hingezogen hätte. In Jena dagegen fand er Luden, an dem sein Herz schon hing, fand er Fries, Oken und viele alte Lützower. Die Göttingia wollte ihm bis Heiligenstadt das Geleit geben, unser Freund wehrte es ab, unter dem Vorwande, zuerst einige Tage in der Heimat zubringen zu wollen. Die Mutter vergoß zwar reichlich Thränen, da sie sich schon wieder von dem Sohne trennen sollte, der Vater aber, der das alte Unwesen der adelichen und bürgerlichen Forstcarrièren und die alte Patronessen- und Connexionswirthschaft in seinem Dienstfache wiederhergestellt sah und dem weder die ganze Restauration, wie

---

Wort nur eine Wiederholung dessen ist, was funfzehn Jahre früher Dabelow schon geschrieben hatte.

sie drüben in Kurhessen, noch die halbe, vermittelnde Wiederherstellung des Alten, wie man sie im Hannoverischen versuchte, nach Sinne war, sagte nur: „Junge, glaube aber nicht, daß die Goldfüchse jungen. Halte dich nur an die Zinsen!"

Der Student, der sich seine Sachen von Göttingen mit der Post nach Jena nachschicken ließ, marschirte in einer reich mit Schnüren besetzten Polonaise, der langen Pfeife mit weiß-gold-schwarzen Quasten und mit der gleichfarbigen Mütze vergnügt dem Leinethale zu, um über Mühlhausen die ersehnte Stätte zu erreichen.

Es war ein herrlich klarer Februartag, als er auf der Höhe des Rusteberges von der Heimat, von der ganzen schönen Gegend um Göttingen, vom Gleichen, Hanstein, Ludwigsstein, Ahrensstein und Meißner Abschied nahm und nach Osten schritt. Er blickte noch manchmal nach dem Meißner hinüber und nach dem Hohen Hagen, dann aber wurde darauf losmarschirt und ein Körner'sches Lied gesungen.

Ade! Ade! Ade!

Achtes Kapitel.

Veronica Cruella.

Wir müßten eigentlich die weitere Entwickelung, die in Hermann Baumgarten während eines dreijährigen Aufenthalts in Jena vorging, verfolgen, wäre sie nicht der seiner Altersgenossen so ähnlich gewesen wie ein Ei dem andern. Er hatte die allgemeine Burschenschaft gründen helfen, bei dem Wartburgsfeste eine hervorragende Rolle gespielt, war mit allen bedeutenden Leuten, die damals in Jena studirten, eng befreundet, schwärmte für volksthümliche Ausbildung des deutschen Volkes, discourirte mit Snell und Sprewitz über die Möglichkeit der Herstellung eines deutschen Reichs durch einen Geheimbund, wetterte und fluchte über die Karlsbader Beschlüsse und jammerte dann sentimental im Chor mit den Genossen:

Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus!

Aber unser künftiger Geschichtsforscher war fern geblieben jener mystisch-christlichen Schwärmerei, die sich in den Kreisen Sand's entwickelte.

Durch Luden angeregt, machte er deutsche Geschichte zu seinem Hauptstudium und beschäftigte sich früh mit alten Annalen und Chroniken, Urkunden und Diplomen. Er wollte eine akademische Carrière machen, Lehrer der Jugend werden, dieselbe für das Vaterland begeistern.

Seine Doctordissertation handelte über das lustige Leben am Hofe Welf's VI. zu Altorf und den Verkauf der Güter Welf's an Kaiser Friedrich. Die Annales Altahenses des Abts von Niederaltaich dienten ihm hauptsächlich als Quelle und brachten ihn auf den Gedanken, seine Habilitation als Privatdocent in Göttingen mit einem Werke über Heinrich den Löwen zu beginnen, zu dem er unter Luden's Anleitung jetzt schon Vorstudien machte. Aber um ein solches Werk schreiben zu können, mußte er Italien gesehen haben, er mußte das Altorf, das er beschrieben hatte, er mußte ganz Baiern kennen lernen, hier und da nach alten unentdeckten Urkunden forschen, denn das war die Lust des Gelehrten, Klosterbibliotheken zu durchstöbern, etwas Neues zu entdecken, das ihm Ruhm brächte.

Seine Mittel erlaubten ihm ja die Reise.. Der junge Doctor wanderte durch das Werrathal in die

Heimat und überraschte Vater und Mutter durch sein blühendes Aussehen. Er hatte sich zum Manne entwickelt, aus dem magern, eckigen, hoch aufgeschossenen Burschen war ein breitbrüstiger, gewandter Mann geworden. Die Lahmheit im Knie war dank einem methodischen Turnen ganz gewichen, und man sah an Schritt und Tritt, an Auge und Wange, daß man hier einen unverdorbenen kräftigen Jüngling vor sich habe. Die blaue Polonaise mit ihren Schnüren und Troddeln war durch einen einfachen deutschen Rock mit stehendem Kragen ersetzt, über welchen der weiße Kragen des Hemdes weit übergeschlagen war, aber von einem Lockenwulst, der bis auf den Rücken hinabfiel, bedeckt wurde. Am Kinn kräuselte sich ein schwarzer Bart, und ein zierliches Schnurrbärtchen schmückte die Lippen. Marianne konnte stolz auf ihren Sohn, den Doctor, blicken, und auch Oskar freute sich des kräftigen Burschen.

Diesen hielt es aber nicht lange in der Heimat, die Wanderlust war über ihn gekommen, es zog ihn nach Rom, er mußte die Orte, wo sein Held Heinrich die verrätherischen Römer niedergeschlagen, er mußte die Burg des Crescentius, die Tiberbrücke und die Fischteiche des Janiculus, um die der Kampf gewüthet hatte, mit eigenen Augen sehen. Hermann wollte denselben Weg innehalten, den Friedrich I. bei seinem Römerzuge

eingeschlagen hatte, vom Lechfelde bei Augsburg über Brixen, Botzen und durch das Trientinerthal ziehen, dem Laufe der Etsch folgen, über Verona nach Brescia und Piacenza die roncalische Ebene besuchen. Die Reiseausrüstungen wurden möglichst beschleunigt, ein Koffer mit Wäsche und Kleidungsstücken nach Augsburg vorangesendet. Dann trat der junge Gelehrte, das Ränzlein auf dem Rücken, in der rechten Hand den derben Ziegenhainer, in der linken die lange Pfeife mit den schwarz-roth-goldenen Quasten, in der Brusttasche Paß, Doctordiplom und Wechsel auf München, Florenz, Rom und Wien, die Reise durch Süddeutschland, den Rhein hinauf, dann durch Würtemberg an. Die Mutter ermahnte den Sohn noch beim allerletzten Abschiedskusse, nicht zu vergessen, daß in Wien die Cousine Veronica lebe, die eine berühmte Sängerin und sehr schön sein solle. Er möge sich nicht in sie verlieben.

Hermann sah auf seiner Reise viel und lernte viel, er sah schöne Gegenden, Städte, Bilder und Kunstwerke, durchstöberte alle Bibliotheken und studirte alle Pergamente; was er aber nicht sah, waren die glühenden Blicke, mit denen schöne Toscanerinnen und Römerinnen den schlanken Jungen im deutschen Costüm verfolgten. Das schöne Geschlecht hatte keinen Reiz für ihn, er hatte den Kopf so voll von Heinrich dem Löwen und

all den Zuständen des alten Deutschen Reichs unter den ersten Hohenstaufen, daß ihm für schöne Mädchengestalten kein Platz blieb.

In der That hat die Wissenschaft die Macht, junge Männer so zu erfüllen, daß sie jahrelang kaum vom Dasein eines zweiten Geschlechts wissen, und wer Deutschland, Italien, die Schweiz so zu Fuß durchwandert, wie unser junger Freund that, wer bemüht ist, die kleinsten Details der Zeit vor siebenhundert Jahren zu ergründen, wie sein Beruf es erforderte, der wird auch nicht einmal in Träumen vom schönen Geschlechte berührt. Aus Italien durch die Schweiz zurückgekehrt, wandte sich der Doctor an Tirol, das er kannte, vorbei, den salzburger Bergen und Seen zu, stieg dann zur Donau herab und fuhr mit dem Dampfer von Linz nach Wien.

Der junge Baumgarten hatte viel gelernt in Jena wie auf seiner Reise, von dem aber, was man gute Lebensart nennt, wußte er nichts; er stürmte noch immer als alter jenenser Student herum und würde den ganzen Tag mit seiner langen Pfeife mit den schwarz-roth-goldenen Quasten in der Kaiserstadt herumgelaufen sein, hätte ihm nicht am Tage nach seiner Ankunft, als er schon morgens auf der Biber- und Dominicanerbastei, die seiner Wohnung am nächsten lagen, mit der Pfeife

spazierte, ein Polizist bedeutet, daß das Rauchen hier nicht erlaubt sei; für diesmal wurde er mit 2 Gulden Schein Strafe nach dem Weißen Wolf zurückgeschickt, um die Pfeife dort abzulegen.

Der Reisende hatte sich angewöhnt, in jeder Stadt, die er besuchte, zuerst den höchsten Thurm zu ersteigen, um so eine Uebersicht von dem Weichbilde zu gewinnen. Auch hier war er denn bis zur Pyramide des Sanct-Stephan über die Uhrstube hinaufgestiegen, sodaß er auf das hohe Dach der Kirche mit seinem riesigen Kaiseraar hinuntersah. Einen Plan von Wien in der Hand, studirte er stundenlang das unendliche Häusermeer der Stadt und der Vorstädte und suchte sich die Hauptrichtungen nach den vier Vierteln und den Hauptlinien der vierundachtzig Vorstädte zu merken, sich, was die Altstadt anbetraf, die wenigen Plätze und Hauptstraßenrichtungen in den Kopf zu zeichnen. Dann aber begann er einige Tage vom Morgen bis zum Abend Stadt und Vorstädte zu durchlaufen, denn gehen konnte man das nicht nennen, auf den Basteien und Glacis die Dandies und Damen beinahe umzurennen, und sich anzusehen, was als Sehenswürdigkeit gerühmt wurde. Nachdem die Schaulust gestillt war, ging es in den Staub der k. k. Hofbibliothek. Der Doctor hatte von Jena Empfehlungen an den Bibliothekar Kopitar, und

dieser war ihm mit wienerischer Gefälligkeit behülflich, alles vorzulegen, was sich in Bezug auf die Zeit Heinrich's des Löwen in Annalen und Handschriften vorfand, und der Forscher war in der That so glücklich, ein paar alte Handschriften zu entdecken, welche ganz neue Aufschlüsse gaben, die eine in Beziehung auf die Mathildischen und über die gesammten Welfischen Güter in Italien, die Heinrich bei dem Römerzuge den italienischen Vettern abtrat; die andere über die Verheirathung „Ja so mir Gott's" mit Heinrich's Mutter Gertrude, der Tochter des Kaisers Lothar, über ihren Verzicht auf das Herzogthum Baiern zu Gunsten des Gemahls, den Krieg Welf's VI. gegen das Haus Oesterreich, die Schlacht bei Weinsberg und die Fabel von der Weiberthat, sodaß Hermann durch alle Stunden, welche die Bibliothek geöffnet war, morgens von neun bis zwölf und nachmittags von drei bis sechs Uhr arbeitete, excerpirte, abschrieb und nachsuchte.

Der Bibliothekar Kopitar deutete dem jungen Mann an, daß er ihn ganz gern in das Belvedere begleiten und die Ambrosensammlung zeigen wolle, daß er inzwischen nicht verhehle, wie seine burschikose Tracht hier auffalle, namentlich das Baret und das lange Haar. Wenn er ihm einen guten Rath geben dürfe, so solle er sich das lange Haar schneiden lassen und statt des

Barets einen Cylinder aufsetzen. Dann würden ihn auch die schönen Wienerinnen, die Damen wie die Stubenmadels noch einmal so freundlich anschauen als jetzt, wo sie ihn als ein Wunderthier anstarrten. Der Burschenschaftsmitstifter erwiderte aber, daß ihm schon vor der Zeit graue, wo er als Privatdocent die Angströhre auf dem Kopfe haben müsse, daß er, solange er noch nicht ins Philisterthum getreten sei, sich von seinem Baret und langem Haare nicht trenne. Wienerinnen habe er noch nicht gesehen und werde sich um dieselben auch nicht viel kümmern, und was die Stubenmadels anlange, so lasse es die Rosi, die im Weißen Wolf aufwarte, an Zuvorkommenheit trotz des langen Haars nicht fehlen und habe ihn schon veranlaßt, grob zu werden.

So war der junge Doctor beinahe vierzehn Tage in Wien, ohne daß es ihm einfiel, die Cousine Veronica zu besuchen, sich auch nur nach ihr zu erkundigen. War nachmittags die Bibliothek geschlossen, so pflegte er einen Spazierweg zu machen, oder mit einem Stellwagen nach einem der zahlreichen Vergnügungsorte hinter der Linie, nach Dornbach mit dem schönen Schwarzenberg'schen Parke, nach Döbling, Grinzing oder Hietzing zu fahren, oder den Weg auf der Schotten- und Elendbastei zur Franz-Josephsbastei zu

nehmen, um von der Ferdinandsbrücke in den Prater zu fahren.

Eines Tages, als er die Augustinerbastei hinabwandelte, um über die Elisabethbrücke an der Wien herunter zum Belvedere zu gelangen, und so bei dem Opernhause vorbeikam, las er unwillkürlich den Anschlagzettel und sah, daß Veronica Cruella heute in Beethoven's „Fidelio" in der Titelrolle auftrete. Das Opernhaus war damals noch nicht nach dem Glacis hinausgerückt auf den schönen Platz zwischen Ringstraße und Altstadt, es lag am Spitalplatz in der Nähe der ominösen Walfischstraße. Da mußt du ja die Cousine sehen und singen hören, dachte der Geschichtschreiber Heinrich's des Löwen und drängte sich unter die Menge, ein Billet zu erobern.

Hermann hatte in Mailand, Florenz, Turin weltberühmte Sängerinnen „trillern, tremuliren, aufschreien" hören, wie er sich auszudrücken pflegte, denn es fehlte ihm für Musik und Gesang an jedem feinern Sinn, und die Burschenschafter hegten eine gewisse Verachtung gegen das verweichlichende Operngetriller. Die Oper „Fidelio" kannte er nicht, allein schon ihr halb politischer Inhalt zog ihn an. Als er nun aber Fidelio natürlich, feurig und energisch den Muth eines liebenden Weibes darstellen sah, als er Veronica hier in weichen, bittenden

Tönen, mit seelenvoller Tiefsinnigkeit die erste große Arie und das Duett mit Florestan singen, dann sie mit markdurchschütternder Gewalt die Worte „Ich bin sein Weib“ dem Pizarro zurufen hörte, da erfaßte ihn derselbe halb wahnsinnige Enthusiasmus, in welchem das Publikum sich im Beifallssturme gehen ließ. Der Jüngling sah in der Cousine die durch die hohe begeisternde Macht ihres Gesanges alles hinreißende Künstlerin und die hehre Jungfrau.

Und Veronica? Wir müssen einige Jahre zurückschauen, um ihren Bildungsgang zu verfolgen.

Die Sängerin hatte eine eigenthümliche Erziehung von ihrem Vater erhalten, der sich aus Salzmann'schen, Basedow'schen und andern Schriften wie aus Lafontaine'schen Erziehungsromanen eine eigene pädagogische Methode zusammengesetzt hatte. Zunächst war schon bei der Geburt des Kindes von ihm entschieden, daß dasselbe eine Sängerin werden solle; Vater und Mutter hatten schöne Stimmen, der Gesang hatte sie zusammengeführt, warum sollte das Kind aus der Art schlagen? Sodann sollte das Mädchen den Verführungen der Männer, denen Sängerinnen und Schauspielerinnen so häufig unterliegen, nicht ausgesetzt werden, mindestens stahlgewappnet, wie die Jungfrau von Orleans, ihnen zu widerstehen in der Lage sein. Das Kind sollte

körperlich und geistig abgehärtet und gegen Liebesgedanken gleichgültig gestimmt werden. Der Cantor Cruella meinte, eine Kinderseele lasse sich stimmen wie ein Instrument. Trotz Bitten und Thränen der Mutter bestand der Vater darauf, daß Veronica von ihrem fünften Jahre an Knabenkleidung trage, später wurde sie in die Knabenvolksschule geschickt und mußte dann die Rectorschule besuchen, um hier Lateinisch wie Griechisch, Mathematik und Geschichte zu lernen. Erst als Veronica dem Confirmationsunterrichte zugewiesen wurde, in ihrem zwölften Jahre, setzte die Mutter es durch, daß sie aus der Knabenschule fortbleiben durfte und Mädchenkleider erhielt. Der Rector gab ihr Privatstunden im Lateinischen, damit sie künftig desto leichter das Italienische lerne.

Aber auch in Mädchenkleidern blieb Veronica eine wilde Hummel, der im Schloßpark von Heustedt kein Baum zu hoch war, die ihre Schwärmer fliegen und knallen ließ, sich im Schießen übte, wenn sie einer Pistole habhaft werden konnte.

Darin hatte der Vater recht gehabt, Veronica hatte eine wunderbar schöne Stimme und behielt sie auch nach den Uebergangsjahren; ob aber die vielerlei psychischen und physischen Experimente, welche der Vater mit dem Mädchen aufgestellt hatte, und es waren darunter gar

seltsame, den Zweck erreichten, das Herz Veronica's gegen Geschlechtsliebe abzustumpfen, müssen wir bezweifeln. Denn ein halbes Jahr nach der Confirmation war sie die Hauptperson einer rührenden Abschiedsscene. Landrath Vogelsang's jüngster Sohn wurde in das Cadettenhaus nach Kassel geschickt, und Veronica wartete seiner am Abend vor der Abreise im Park in der Jelängerjelieberlaube, in der Adele, das Kind, einst geseufzt hatte. Veronica seufzte nicht und weinte nicht, sie schien der stärkere Mann und der Cadet die Geliebte zu sein. Sie küßte Otto von Vogelsang und sagte: „Ich bleibe dir treu, bleibst du es auch, so führt das Schicksal uns wieder zusammen.“ Dem Knaben standen die Thränen in den Augen und fehlten die Worte.

Kurze Zeit darauf mußte auch Veronica von der Mutter Abschied nehmen, der Vater selbst brachte sie nach Leipzig zu einem alten Freunde und Collegen. Sie sollte hier in Gesang, Declamation, Mimik und Tanz weiter gebildet werden. Das junge Mädchen lernte schnell; Anstand war ihr angeboren und sie brauchte nur Damen zu sehen, um zu wissen, wie sie sich kleiden müsse. Von Mutter und Großmutter her schien sie ein Talent zur Modistin überkommen zu haben. Mit wenig Geldmitteln wußte sie sich überall zu helfen.

Aber der Vater ließ es am Gelde nicht einmal fehlen, so sparsam er sonst war; als sie zum ersten male als Concertsängerin öffentlich auftrat, legte ihr Madame Caloni, bei der sie jetzt lebte, ein Kleid von weißem Atlas an, das der Vater ihr schenkte.

Die Caloni war einst eine ausgezeichnete Sängerin gewesen, hatte in Italien und Paris, ja in allen europäischen Residenzstädten großen Beifall geerntet, war vergöttert und angebetet worden, aber auch viel betrogen, wie sie sagte. Sie haßte die Männer als ein durch und durch treuloses, egoistisches, nur nach dem Genusse des Augenblicks haschendes Geschlecht, das keiner Hingebung von seiten der Frauen werth sei. Sie benutzte die Stunden, wo Veronica nicht übte, die Stunden bei Tisch und auf Spaziergängen dazu, dem jungen Herzen gleiche Verachtung gegen die Männer einzuprägen, indem sie von allen ihr widerfahrenen Treulosigkeiten in mächtig aufgetragenen Farben erzählte und natürlich verschwieg, wie oft sie selbst während der Dauer eines zärtlichen Verhältnisses mit dem Tenor H. oder dem Baß Z. mit dem Graf Y. oder Rittmeister U. zu kokettiren angefangen und dadurch den Bruch verursacht habe.

Die Heustedterin war bei der Caloni in Pension, erhielt Unterricht im Italienischen und in der drama=

tischen Kunst. Es war mit der alten routinirten Sängerin der Vertrag abgeschlossen, sie solle die angehende Künstlerin auf der Bühne einführen und sie bemuttern, nachdem sie sich als Concertsängerin den Beifall des Publikums errungen. Als Belohnung für ihre Dienste war ihr die Hälfte von dem versprochen, was Veronica in den ersten fünf Jahren als Sängerin verdienen würde. Nach fünf Jahren wollte man aufs neue accordiren. Das junge Mädchen errang bei ihrem ersten Auftreten im Gewandhausconcert rauschenden Beifall, sie sang eine große Arie aus Gluck's „Iphigenia", die ihr der Vater schon als Kind eingeübt hatte. Kein Wunder, daß der Beifallssturm so groß war, denn Veronica stand da als eine wahrhaft blendende Erscheinung, groß, schlank zwar, doch im funfzehnten Lebensjahre mit schwellenden Formen; nirgends Eckiges an der ganzen Gestalt. Nase und Mund edel geformt, mäßig rothe Gesichtsfarbe, aber zwei schwarze große Augen, die wie Diamanten funkelten, üppiges braunschwarzes Haar, das nach damaliger Mode in langen Locken das edle Gesicht einrahmte. Vor allem waren es aber die schönen, untadelhaften, weißen Arme, die kleinen Hände und Füße, die sie auszeichneten. Diese Arme — Veronica wußte, daß sie schön waren und trug sie bloß bis an die Achsel — wenn die Künstlerin

sie fallen ließ und sie auf dem weißen Atlaskleide in malerischer Rundung zu ruhen schienen, erhielten durch Atlas und Handschuhe noch Folie. Der Atlas sah gelb, die weißen Handschuhe todt aus, während durch die Marmorarme das rosenrothe Leben hindurchschimmerte.

Wahrlich, die Caloni hätte nicht nöthig gehabt, sechs Blumensträuße selbst zu winden und durch dienstbare Geister der Debutantin zu Füßen werfen zu lassen, es regnete von allen Seiten Blumen, und selbst Damen waren von der Anmuth der Erscheinung so bezaubert, daß sie die Bouquets, die sie selbst soeben erst von ihren Anbetern erhalten, der Sängerin opferten.

Als Veronica in der zweiten Abtheilung des Concerts noch einmal auftrat, um ein altes deutsches Volkslied zu singen, wozu der Vater selbst die Weise gesetzt hatte, wollte der Applaus kein Ende nehmen.

Man hatte zwei große Körbe voll Bouquets mit in den Wagen zu nehmen und fand am andern Morgen in einem eine Diamantnadel.

Alle Journale der nächsten Tage waren voll von dem neuen „Stern", von der aufgegangenen „Sonne", welche die Catalani bald verdunkeln würde. Epitheta, mit denen man Veronica überhäufte, kamen tausenfach, es regnete Sonette, Oden und Liebesgedichte.

Die junge Sängerin fühlte zum ersten male den

Rausch, als Tagesheldin gefeiert zu werden, in Journalen und Tagesblättern ihren Gesang wie die Schönheit ihrer Person gepriesen, sich von der Menge angebetet und vergöttert zu wissen. Ihr Herz war für solche Dinge nicht unempfindlich, hatte doch der Vater ihr schon als Kind eine solche Zukunft als Künstlerin vorgemalt und hundertmal wiederholt: „Du wirst als Künstlerin auf Leidenschaft und Männerliebe verzichten müssen, aber Ehre, Ruhm, Gold und Diamanten werden dich trösten.“ Ehre, Ruhm und Gold zu gewinnen, um dem alten Vater und der Mutter vergelten zu können, was sie an ihr gethan, dieses Trachten füllte zur Zeit ihren Geist aus, soweit derselbe nicht durch die Kunst selbst eingenommen war. Denn das versteht sich bei einem so jungen Mädchen von selbst, daß es vor allem der Kunstenthusiasmus war, der ihr Streben trug.

Es gewährte der glücklichen Veronica ein unendliches Vergnügen, alle Recensionen über ihr Auftreten zu sammeln, abzuschreiben und dann ihrem Vater die gedruckten Originale zu senden.

Bereits am zweiten Tage nach dem Concert kam der Director des Stadttheaters, um dem neuen Stern am leipziger Horizont ein Anerbieten wegen einer Probe- und Gastrolle zu machen, und erfüllte damit ihren sehn-

lichsten Wunsch. Sie sollte die Zerline in „Don Juan" singen. Schon zu den Proben drängten sich die bevorzugten Kunstdilettanten, und zwei Tage vor der Vorstellung war das Haus ausverkauft. Zerline wurde mit Enthusiasmus empfangen, unter Blumen und Bouquets beinahe erstickt, in jedem Acte steigerte sich der Beifall und das Hervorrufen. Sie war aber auch eine zu reizende Zerline, diese leichte graziöse Beweglichkeit, diese schlanke Taille mit dem sprossenden Busen, dieses schalkhafte Lächeln und wieder diese Hoheit. Ihre seelenvollen Augen machten die Pulse aller Männer rascher schlagen und schienen selbst in dem Don Juan, der es nicht blos im Stücke, sondern im Leben war, in dem großen Heldensänger ——no, ein süßes Verlangen zu entzünden, denn er sang schmelzender, verlockender als je, und sein Spiel und seine Geberden entzündeten wieder die Frauenwelt, während das lachlustige und weniger denkende Publikum durch Leporello unterhalten wurde. Donna Anna und Donna Elvira standen mit neidischen Blicken hinter den Coulissen und flüsterten sich allerlei boshafte Bemerkungen über den neuen Stern zu, dessen Untergang sie sehnlichst herbeiwünschten.

Die Caloni feierte die Triumphe Veronica's als eigene Triumphe, denn es hieß, die Schülerin der

großen Caloni, und manches Lob, manche Erinnerung an frühere längstgeschwundene Zeiten wurde dabei wieder aufgefrischt. Einer der beliebtesten Opernrecensenten hatte die gute Idee, sich von der Caloni ihre reichhaltige Sammlung von Kritiken über eigene Leistungen auszubitten und verglich nun das Auftreten der Schülerin mit dem Auftreten ihrer Lehrerin vor so und so viel Jahren in Paris, Mailand, Neapel, Wien und Petersburg, um zu zeigen, was Veronica etwa von ihrer Lehrerin gelernt und was sie selbst eigenes hinzugedichtet habe. Aber die wunderherrliche Veronica war selbst ein Gedicht, ihre Persönlichkeit konnte nicht verglichen werden mit der der Caloni, wenn diese in der Jugend auch noch so schön gewesen wäre.

Der „Don Juan" mußte dreimal wiederholt werden und jedesmal geschah es bei übervollem Hause und gleichem Erfolge für die Sängerin. Während der zweiten Aufführung war ein prächtiger und kostbarer wiener Flügel von unbekannter Hand in die Wohnung der Künstlerin, die sich bisher eines entliehenen Instruments bedient hatte, geschafft und nebst einem sinnigen Sonett der Sängerin verehrt worden.

Veronica schwebte in einem Meere voll Wonne, Befriedigung und Selbstgefühl. Nur Eins störte sie, die enorme Zahl von Anbetern, die sie mit Gedichten,

Zuschriften, Geschenken, Besuchen überhäuften, vom abgelebten Greise bis zu dem eben aus der Schule entlassenen Studenten.

Sie hatte ein so reiches Spielhonorar bekommen, daß sie ihren Aeltern eine ansehnliche Summe zum Geschenk senden konnte, was sie außerordentlich glücklich machte. Dann aber war das Instrument ihre Freude. Zum ersten male sich auf einem eigenen Instrument zu begleiten und noch dazu auf einem solchen, wie es gewiß wenige in Leipzig gab, gewährte einen eigenthümlichen Reiz.

Die Caloni war bemüht, in dem Busen Veronica's das Gefühl des Ehrgeizes, des Ruhmdurstes, aber auch des Gold- und Diamantendurstes auf geschickte Weise zu stärken. Als der Director die junge Künstlerin von neuem zu drei Gastrollen engagiren wollte, um die Königin der Nacht zu singen, war sie es, die .mit demselben unterhandelte und das Spielhonorar in die Höhe trieb.

Sie hatte die unzähligen Blumenbouquets, die von der Bühne nach Haus gebracht wurden, eigenhändig durchwühlt, nachdem Veronica der Mutter die schönsten derselben nebst einem schwarzseidenen Kleide zum Geburtstage geschenkt hatte. Nach der zweiten Vorstellung ward abermals eine Diamanttuchnadel, nach der dritten eine Diamantbrosche gefunden.

„Wer das gibt, liebe Veronica“, hatte sie gesagt, „gibt mehr, und ich hoffe, daß du nach der zweiten oder dritten Vorstellung der Königin der Nacht in einem echten eigenen Diadem erscheinen und den Theaterplunder zurückweisen kannst. Ich werde mit diesen drei Schmuckstücken, die du bisjetzt erst besitzest, dich so ausschmücken, daß sie allgemein auffallen und die Sterne in deinem schwarzen Kleide verdunkeln sollen. Das mußt du mir indeß versprechen, nie einem deiner Anbeter, und sei er noch so freigebig, mehr als höchstens einen Handkuß zu gestatten, keinen Blick voll Liebesglut aus deinen Augen, wie du einmal während des Spiels, ich weiß nicht, ob willkürlich oder unwillkürlich dem Don Juan zuschleudertest, sodaß er unter der Schminke erröthete, keinem ein freundliches Lächeln zu vergönnen. Sei stolz wie eine Königin, und du bist ja die Königin des Gesanges! Laß sie wie Sklaven zu deinen Füßen schmachten, laß sie seufzen und flehen, bleibe Königin, Siegerin. Erst wenn du durch Reichthum frei und unabhängig geworden bist, denke daran, über Herz und Hand zu verfügen, wenn du dann überhaupt noch Lust hast, das Joch der Ehe zu tragen.“

Diese Lehren fielen auf einen fruchtbaren Boden. Veronica hatte gegen die Männerwelt schon eine große Voreingenommenheit, ihr vorherrschender Charakter war

Stolz, die Art und Weise aber, wie alte und junge Gecken sie anbeteten, zu ihren Füßen winselten, für eine lobende Zeitungsnotiz, für ein Blumensträußchen einen freundlichen Blick einzuhandeln suchten, war ihr in der Seele zuwider. Die faden Schmeicheleien, mit denen man sie überhäufte, schmeichelten ihrem Stolz nicht, sondern beleidigten ihn. Sie hatte trotz ihrer runden, weichen Formen in der Seele etwas Männliches, dem alles Zahme, Nachgiebige, Willen- und Charakterlose misfiel; und das sächsische Volk überhaupt, das leipziger Dandythum insonderheit hatte es in diesen Untugenden weit gebracht. Sie war deutsche Patriotin und haßte den Uebermuth der Franzosen, der sich in Sachsen in tausend kleinen Dingen geltend machte.

Nun war es die Zeit nach Ablauf des Waffenstillstandes vom Sommer 1813, als sich die Verbündeten zum Herbstfeldzuge bereiteten. Die Schlacht bei Kulm war schon geschlagen, das Hauptquartier der Verbündeten aber noch immer in Teplitz, die große Armee Napoleon's noch in Dresden und der Sächsischen Schweiz. Täglich zogen Deutsche, Westfalen, Würtemberger, Badenser und sonstige Rheinbundstruppen, von Augerau in Würzburg gesammelt, durch Leipzig zu der großen Armee, um gegen die eigenen Brüder zu fechten. Die Künstlerin fand es in hohem Grade verächtlich, daß

man in Leipzig ein funfzehnjähriges Mädchen, sie selbst, vergötterte und Theater, Oper und Concerte mehr als Kriegsnachrichten die Spalten der Journale und Tagesblätter füllten, während in Böhmen gekämpft wurde, Blücher an der Katzbach Napoleon gezeigt hatte, was preußische Landwehr vermöchte, und Bülow und die Nordarmee bei Dennewitz Ney den Unüberwindlichen schlug.

Bald sollten aber die guten Leipziger den Ernst der Lage gewahr werden. Ein Observationscorps unter Margaron lagerte dort. Ende September rückte nun auch Marmont mit seinen Scharen und Latour-Maubourg's Reitern ein, sodaß die Stadt fortan einem großen Lager glich. Dann zog noch Augereau von Erfurt heran und Mitte October marschirte die ganze große Armee, außer St.-Cyr, von Dresden auf Leipzig. Es war offenbar, daß in Leipzigs Ebene die große Entscheidungsschlacht geschlagen werden sollte. Auch der König von Sachsen war in Begleitung Napoleon's gekommen und in der Pleißenburg abgestiegen. Mangel und Schreck beherrschte den Handelsort. Veronica wohnte am Fleischerplatze, sie hatte im Norden einen Arm der Pleiße und dahinter das Rosenthal, vor sich das Theater, links den Schulplatz. Sie war seit vier Wochen in der schrecklichsten Stimmung, nicht das ver-

droß sie, daß sie in ihrer mit so vielem Erfolge begonnenen Laufbahn durch die kriegerischen Ereignisse unterbrochen war, sondern daß sie dadurch in jeder ihre künstlerische Ausbildung betreffenden Arbeit gestört wurde, und noch mehr, daß sie tagein tagaus das Klagen und Jammern der Caloni über diese Unterbrechung des Berufs, über diesen schrecklichen Krieg, über das Ausbleiben der Diamanten und der reichen Anbeter hören mußte. Sie hatte ihrem Vater bei der Abreise schwören müssen, sofern sie nicht krank oder heiser sei, mindestens eine Stunde täglich Scala zu singen. Es war aber unmöglich, dieses Gelöbniß zu erfüllen; außer etwa eine oder zwei Stunden nach Mitternacht war es auf dem sonst so geräuschlosen Fleischerplatze nicht still genug, um auch nur einen Ton auf dem Instrument anschlagen, geschweige singen zu können. Trainwagen, Kanonen, Munitions-, Getreide- und Bagagewagen, Reiter und Infanterie kamen und gingen fortwährend auf der Straße nach Lindenau und den Brühl hinauf unter ihrem Hause vorbei; es war ein Gefahre, Gelärme, ein Peitschenknallen, Fluchen, Spectakeln in allen Sprachen, daß man kein Fenster öffnen konnte, viel weniger musiciren oder gar singen. Und das dauerte bis Mitternacht und fing den frühen Morgen wieder an. Wer in Leipzig lebte, mußte sich während der Messen an viel Lärm, viele Beschrän-

kung gewöhnen, aber dieses Kriegsgetöse, dieses Trommeln, diese Hörnersignale oder gar diese Parademusiken konnten ein musikalisches Ohr vernichten.

Die Künstlerin versuchte umsonst durch Lesen und Studiren über diese Calamitäten hinwegzukommen, sie hatte zum dritten oder vierten male nach „Meister's Lehrjahren" gegriffen, ohne sich irgend dafür begeistern zu können, sie hatte „Werther" gelesen, ohne warm zu werden oder solche Sentimentaliät auch nur begreiflich zu finden. Sie versuchte Schiller's „Aesthetische Briefe" und Jean Paul's „Aesthetik" zu studiren, ohne etwas davon in sich aufzunehmen, heute wurde sie von Kopfweh, morgen von Migräne geplagt. Endlich hatte sie sich resignirt, das Hauptquartier wurde aus den vordern Zimmern in das sogenannte Fremdenzimmer verlegt, welches nach Norden lag, einen kleinen Garten und den Pleißenarm, der nach Pfaffendorf zufließt, zur Aussicht hatte. Hier saßen sie nun: die Caloni mit einem Strickstrumpfe, Nanny, die Kammerjungfer von der Wien, das Factotum des Hauses, an einem Stickrahmen, unsere Freundin aber mit dem Pinsel in der Hand bemüht, sich in der Kunst der Aquarellmalerei zu vervollkommnen. Die Caloni wiederholte hundertmal erzählte Geschichten, sodaß Veronica häufig die Nanny aufforderte, aus ihrem frühern Leben in Wien und

Ofen zu erzählen, was diese mit wiener Naivetät und nicht ohne Humor that. Sie hatte ihre Lehrjahre bei einer schönen Schauspielerin durchgemacht und wußte das angenehme, lustige Leben in Wien gar sehr zu rühmen, wo selbst Grafen und Barone keinen Anstand genommen hatten, sich mit ihr zu unterhalten, wenn die Herrin nicht zu Hause war. Nanny hätte allein von dem Toilettenreichthum ihrer Herrin tagelang sprechen können. So waren die letzten Wochen verhältnißmäßig erträglich verstrichen.

Es war am 14. October, als ein Lieutenant, Otto von Vogelsang, sich melden ließ. Veronica fuhr freudig auf und ordnete vor dem Spiegel schnell ihren Lockenkopf, während Nanny den Offizier in das Empfangszimmer führen mußte, und die Caloni neugierig in das Nebenzimmer schlich, um zu erlauschen, was der Ulan mit ihrer Schülerin zu sprechen habe.

„Daß du berühmt geworden, theuere Veronica, habe ich schon gelesen", sagte Otto, „daß du aber so schön, so wunderlieblich geworden, mein süßes Mädchen, das habe ich nicht geahnt, laß dich umarmen, mein Herz!"

„Nicht, solange du diese Uniform trägst", erwiderte jene, „wer auf der Seite des Unterdrückers steht, dem bleibt dieses Herz verschlossen, für immer!"

„Veronica!?"

„Herr Lieutenant von Vogelsang? so ist es, so bleibt es, selbst wenn das eigene Herz darüber brechen sollte!"

„Geliebtes Mädchen", schrie Otto auf, „nur noch wenige Tage trage ich diese verhaßte Uniform — mit Lepel, Bardeleben, Hüttenau, hessischen Offizieren, Bothmer und König, Althannoveranern wie ich, ist längst verabredet, sobald Blücher's Heer sich uns naht, zu demselben mit zwei Escadrons überzugehen, wenn es nicht noch möglich ist, das ganze Regiment, dessen Commandeur ein Franzose ist, zu gewinnen. Sämmtliche Unteroffiziere sind eingeweiht, und unsere Schneider im Regiment haben die ganze Nacht gearbeitet, um schwarz-weiße Fahnen für unsere Lanzen und schwarz-weiße Armbinden zu nähen. Wir stehen bei dem Dorfe Lindenthal, bei Marmont's Heertheil. Ich bin mit dreistündigem Urlaub nach Leipzig hereingejagt, um von dir, mein Leben, mein Alles, Abschied zu nehmen, vielleicht für dieses Leben."

Die Sängerin öffnete die Arme, küßte Otto auf die Stirn und sagte: „Gott segne dich und das Vaterland, nun gehe, ich werde für dich beten."

Von dem Augenblicke an, da der Lieutenant unten auf das von seinem Burschen gehaltene Pferd stieg und zu der Geliebten hinaufgrüßte, hatte diese keine Ruhe,

keinen Schlaf. Eine bange Ahnung, daß irgendein sie näher angehendes Unglück in der Luft schwebe, nahm ihren Geist ein. Nicht der Jugendgeliebte war es, dessen Schicksal sie mit Besorgniß erfüllte, ihre Gedanken waren in der Heimat, im Hause der Aeltern und der Großältern. Dort mußte etwas von Bedeutung sich zutragen.

Veronica hatte eine Bleistiftzeichnung vor sich, die sie als Kind gefertigt, das neue Schloß zu Heustedt darstellend, mit seinem schönen, parkwaldigen Hintergrunde. Sie war dabei, dieses Bild in Aquarell zu malen, das Schloß war schon fertig, die Kastanien und Platanen zur Linken, die hohe deutsche Pappel hinter einer Gruppe Hängebirken zur Rechten wurden colorirt. War es nun vielleicht diese Beschäftigung, die ihre Seele nach Heustedt trug, oder war es eine Ahnung dessen, was sich dort gleichzeitig ereignete? Ihr Großvater, der gute Mann, auf dessen Schos sie die Bilderchronik so oft durchblättert und sich von ihm von den Städten, die er in der Fremde gesehen, hatte erzählen lassen, er war nicht mehr, er war vielleicht in demselben Augenblicke von dem Balken des brennenden Schloßflügels erschlagen, in welchem Otto von Vogelsang ihr Abschied zugewinkt hatte.

Als die französischen Kanonen zwei Tage darauf

von den Höhen von Liebertwolkwitz, südwestlich von Leipzig, ihr Höllenfeuer gegen den Prinzen Eugen von Würtemberg entwickelt hatten und dann die Reiterei der Garde unter Nansoaty die russische Cavalerie zersprengte, die russische Infanterie überritt und in die Flucht trieb, bei Güldengossa vorbei, dem Wachberg zu, wo die verbündeten Monarchen der Dinge harrten, die da kommen sollten, und nach kurzer Zeit mindestens tausend Kanonen ihren ehernen Mund öffneten, begann der Kampf auch auf der entgegengesetzten nordwestlichen Seite, indem von dem Orte, wo jetzt das Gustav-Adolfdenkmal steht, und von Breitenfeld und Schkeuditz aus York auf Marmont's Heerkörper anrückte. Lindenthal wurde angegriffen, zum Schutz desselben stand ein Regiment westfälinger Ulanen in der Ebene der linken Seite des Dorfes; als aber zum Angriff commandirt wurde, schwenkten drei Escadrons links ab und ritten, eine preußische Fahne entfaltend, auf ein feindliches Dragonerregiment zu, das sie mit Jubelgeschrei aufnahm und als Reserve aufstellte. Hier wurden sämmtliche Lanzen mit preußischen Farben versehen, preußische Feldbinden angelegt, die Offiziere der verschiedenen Corps begrüßten sich. Einer der übergetretenen Offiziere wurde in das Hauptquartier geschickt, um Blücher nähere Auskunft über Stärke und Aufstellung des Mar-

mont'schen Corps zu geben. Die Westfälinger brannten vor Ungeduld, sich als brave Deutsche zu zeigen, man schickte sie aber nicht in das Treffen, und erst am Abend, als York die Franzosen aus Möckern getrieben, als ein französischer Munitionswagen in die Luft flog und die Glieder eines Vierecks sprengte, und nun Husaren und Dragoner auf die Flüchtigen einfielen. kam auch Otto von Vogelsang mit seiner Escadron zur erwünschten Thätigkeit. Das Armeecorps von Marmont wurde bis in die Vorstadt von Leipzig verfolgt und Blücher konnte am Abend melden, daß er zweitausend Gefangene gemacht und dreiundvierzig Kanonen erobert habe.

Veronica war, als sie den Kanonendonner im Nordwesten und dann das fortdauernde Kleingewehrfeuer von Möckern her hörte, zwanzigmal auf den Giebeldachboden des Hauses gelaufen, allein sie konnte über das Rosenthal nicht hinwegsehen, sie sah nur den Pulverdampf in dichten Wolken über Gohlis hinwegtreiben, dem Schlachtfelde im Südosten zu. Als aber der Abend kam und Flüchtlinge aller Regimenter und Wagen auf Wagen voll Verwundeter brachte, die über den Fleischerplatz gefahren wurden, da wußte sie wenigstens, daß die Preußen Sieger geblieben seien, obgleich auf Napoleon's Befehl alle Glocken Leipzigs zur Feier des

französischen Sieges geläutet wurden. Am 17. October war Sonntag, aber nur deshalb Ruhetag, weil Napoleon auf die Meerveldt'schen Unterhandlungen mit seinem Schwiegervater mehr Vertrauen setzte als auf seinen Stern. Als die Verhandlungen ohne das gewünschte Resultat blieben, wurde der Rückzug auf Erfurt befohlen, den Schwarzenberg, wie es schien, absichtlich dem Schwiegersohne seines Herrn offen gelassen hatte. Oesterreichischerseits wollte man nicht, daß Napoleon vollständig vernichtet würde.

Am 19. October, als Napoleon's Heer, oder vielmehr der Rest desselben in wilder, wirrer Flucht über die Frankfurter Straße nach Lindenau zog, die Polen unter dem neuernannten Marschall Poniatowski, die Westfalen, Badenser, Hessen-Darmstädter und Neapolitaner unter Macdonald Leipzig halten und den Rückzug decken sollten, sich dazu indeß nicht stark genug erwiesen, waren die übergegangenen westfälischen Ulanen beordert, ein Regiment russischer Jäger, welches durch das Rosenthal in die Stadt dringen wollte, zu unterstützen.

Als Otto von Vogelsang mit seiner Escadron über die Pleißenbrücke auf den Fleischerplatz sprengte, der mit Munitions- und Bagagewagen überfüllt war, und er eben zu dem Fenster der Geliebten hinaufsah, erhielt

er von einem schwarzbärtigen Sohn der Abruzzen einen Schuß in die Brust, der ihn vom Pferde warf. Veronica war Zeuge dieser Scene, sie wurde nicht ohnmächtig, sie schrie nicht auf, allein sie eilte hinunter und ließ den Verwundeten heraufbringen und in ihr Fremdenzimmer betten. Ein Arzt wurde gerufen, allein seine Hülfe war vergeblich, nach wenig Stunden gab der tödlich Verwundete, glücklicher als mehr denn zwanzigtausend seiner Mitkämpfer, im Arme der Geliebten seinen Geist auf und erhielt von ihr den letzten Kuß.

Nun hielt es diese nicht länger in Leipzig, der Stadt voll Leichen, Sterbender, Verwundeter, dieser Peststadt, in der es trotz vieler tausend Einwohner doch an allem, was zur Verpflegung einer solchen Menge Verwundeter nöthig war, fehlte, vor allem an Raum, um dieselben unterzubringen, an Wärtern, an Leinwand, Stroh, Bettdecken, Gewändern.

Die Schilderung Reil's in seinem Briefe an Stein ist grauenvoll, aber die Wirklichkeit grauenvoller; wer dieses Elend im großen Maßstabe in einer der Kirchen, in der Bürgerschule, vor allem im Gewandhause sah, von dem mußte man glauben, daß er nie im Leben wieder froh werden könne, daß er nie das Bild solchen Jammers aus dem Sinne verlieren würde.

Die Sängerin fühlte sich nicht stark genug, hier selbstthätig zu helfen; nachdem Otto von Vogelsang zur Erde bestattet, ihr Instrument gepackt war, ruhte und rastete sie nicht, bis sie gegen enormen Preis ein Fuhrwerk auftrieb, das sie nebst der Caloni und Nanny nach Wurzen brachte. Was sie und ihre Gefährtinnen an Leinwand irgend entbehren konnten, ließ sie zurück, und schon während sie packten sah sie ihre Wohnung zu einem Lazareth umgewandelt.

Von Wurzen kam man unter mancherlei Mühe, Noth und Gefahr nach vier Tagen bei dem belagerten Dresden vorbei nach Böhmen und nach drei fernern Tagen nach Prag. Hier fühlte man zuerst wieder, in einem Lande zu sein, das der Krieg diesmal wenig berührt, man fühlte sich wahrhaft in einem leichtlebigen Lande, denn Concerte, Theater, Gesellschaften hatten nicht aufgehört. Nachdem kaum die Ankunft des neuen Sterns aus Leipzig bekannt geworden, drängte man sie unter ansehnlichen Erbietungen zu Gastrollen. Veronica schlug das wochenlang aus, nahm aber Ende December ein dauerndes Engagement auf eine Reihe Gastrollen bis zum Sommer an unter der Bedingung, daß sie nur in ernsten und tragischen Rollen auftrete und sich selbst ihr Repertoire wähle. Der wiener Flügel war angekommen, böhmische Leinwand vertrat in Leib- und Bett-

wäsche die sächsische, die den Verwundeten in Leipzig dargebracht war. Die Caloni war in Listen, das Publikum im voraus günstig für ihren Schützling zu stimmen, unermüdlich, sie kannte die Kunst, Reclame zu machen, schon aus Paris. Aus dem Gemüthe des jungen Mädchens schwanden allmählich die Tage des Unglücks in Leipzig, und die Trauer um den Tod des Großvaters wurde gelinder. Die Künstlerin gewann wieder die Oberhand, die Sucht nach Ehre, Ruhm, Verdienst wurde von der Caloni im Bunde mit Nanny täglich angeregt. Der Kriegslärm war ganz verstummt, er hatte sich nach dem Rhein und nach Holstein hingezogen. So fing sie denn wieder an, neue Rollen aus dem reichen Repertoire der Caloni zu üben, Scala zu singen, Schauspiel wie die Oper zu besuchen, um Spiel- wie Gesangsweise ihrer künftigen Genossen zu studiren.

Das trug viel dazu bei, die nervöse Spannung, in welcher sie seit dem 14. October sich befunden, zu beruhigen. Und als nun der Tag der Vorstellung kam, und Veronica, statt in der Rolle der Zerline, als Donna Anna im „Don Juan" auftrat, als der Beifall in der Czechenstadt sich wiederholte, nur stürmischer, ungemessener als in dem zahmen Leipzig, da war sie wieder die Alte. Aber doch nicht ganz die Alte; der

ungeheuere Schmerz, der durch den Tod ihres Geliebten über sie gekommen, hatte sie gereift, zum selbstständigen Weibe gemacht. Sie war ernster geworden, ihr Auftreten würdevoller, wahrhaft königlich. Ein starkes Selbstvertrauen war über sie gekommen, sie hatte den Schmerz überwunden, ihre eigene Kraft erprobt, sie glaubte an sich.

Solche Triumphe, wie die dramatische Sängerin in der alten Königsstadt feierte, waren dort seit Jahren unerhört, die Stimmung des Publikums, schon durch die Hoffnung auf dauernden Frieden in hohem Maße gehoben, schraubte sich in Ermangelung eines andern Gegenstandes zu einem vergötternden Enthusiasmus des Individuums hinauf. Auch hier blieben Geschenke und Liebesbewerbungen nicht aus, allein viele böhmische Große lernten hier zum ersten mal, daß nicht jede Tugend für Gold käuflich sei. Veronica nahm zwar Schmuck und Geschenke, die Caloni hatte ihr begreiflich gemacht, daß sich von dem Gastspielhonorar kaum die Garderobe zu den vielen neuen Rollen anschaffen lasse, die sie hier ihrem Repertoire anzureihen habe; was sie aber dafür gab, war ein gnädiges Lächeln, wie es eine Königin den ihr Huldigenden zutheil werden läßt, oder ein freundliches Danken, oder die Einladung zu einem kleinen Diner oder Souper. Die Sängerin-Mutter hatte

nämlich ihre Schutzbefohlene glauben gemacht, es sei Landessitte, daß man Verehrer und Recensenten von Zeit zu Zeit zu einem kleinen Diner oder Souper einlade. Sie liebte solche Diners, sie aß gern gut und trank auch gern Champagner, während dem Zöglinge alles Ausgesuchte gleichgültig war; ihr gewöhnliches Getränk bestand in Kaffee und Wasser. Die Sängerin hatte unter der Bedingung in solche kleine Diners gewilligt, daß sie nie weniger aber auch nie mehr als zwei Herren einlade, daß die Caloni während der Gesellschaft nie das Zimmer verlasse, unter welchem Vorwande es auch sein möge, und endlich, daß bei einem solchen Gastmahle für vier nie mehr als zwei Flaschen Champagner kühl gesetzt würden.

Die Eingeladenen hatten es oft versucht, diese Schranken zu durchbrechen, allein das junge Mädchen wußte den Tischgesetzen, mit denen sie ihre Gäste von vornherein bekannt machte, eine bessere Nachachtung zu schaffen, als mancher König den seinigen. Sie konnte zum Erschrecken ernst, finster und drohend werden, wenn bei solchen Gelegenheiten ein Gast sich gegen sie die geringste Freiheit herauszunehmen wagte, z. B. die Hand ergreifen und küssen wollte, ehe sie ihm freiwillig geboten wurde.

Dagegen belohnte sie nach Tisch die Gäste mit

einem der reizenden Volkslieder, die sie schon zu Hause gesammelt hatte und auf die sie überall Jagd machte, oder auf Bitten auch mit einer Bravourarie. Die Sängerin galt ihres Namens wegen für eine Italienerin, wie die Caloni eine solche war. Diese war habsüchtig, Veronica verachtete das Gold, es war ihr mindestens gleichgültig, hatte sie es erworben, so gab sie es ebenso leicht weg. Sie machte den Aeltern reiche Geschenke und bedachte nicht minder die Lehrerin und Führerin, die Armen und Nothleidenden. Dagegen empfing sie Shawls, Schmuck, ganze Stücke des kostbarsten Atlasses mit gnädiger Herablassung, als müsse das so sein.

Dieses zurückhaltende kühle Wesen, diese Würde, welche sich die Sängerin in ihrem Hause, noch mehr aber hinter den Coulissen zu geben wußte, mußte auf die czechischen und deutschen Großen, auf Dichter und Theaterrecensenten, wie auf die Kunstgenossen einen eigenthümlichen Reiz ausüben. Man drängte sich förmlich zu den Petitsoupers und ließ sich auch dadurch nicht abschrecken, daß Veronica nie zwei Standesgenossen zu sich lud, sondern dem Grafen oder Fürsten einen Dichter oder Bassisten zugesellte.

Die Herren von der Bühne nannten sie nur die Königin; die Frauen behaupteten dagegen natürlich, das

alles sei nur Schein und die Sängerin sei eine ausgelernte Kokette.

So war der Winter und das Frühjahr vorübergegangen, der Pariser Friede war geschlossen, Napoleon war nach Elba verbannt. Man sprach von einem großen Monarchencongreß in Wien, und dieses fing an, sich vorzubereiten, die Kaiser und Könige würdig zu empfangen. In der Burg und hinter der Burg wurden Zurüstungen getroffen, die Paläste der Großen wurden neu decorirt; pariser Tapezierer und Modistinnen machten den Vortrab, die Gasthöfe ersten Ranges wurden zu Palästen umgewandelt, die Preise der Wohnungen stiegen um das Doppelte und Dreifache, ehe auch nur ein Gast nach Wien gekommen war.

Die Sängerin, deren Ruf nicht nur in prager Blättern verbreitet, die auch in Wien so gut bekannt war wie in Prag, hatte ein festes Engagement auf fünf Jahre an der Hofoper angenommen und siedelte Anfang September nach der Kaiserstadt über.

Einer ihrer Anbeter hatte ihr in der Heugasse, dem Fürst Schwarzenberg'schen Palais oder richtiger dessen Park und Garten gegenüber, ein Logis verschafft; sie war da nicht allzu weit vom Opernhause, konnte auf der Brücke beim Tandelmarkte oder auf der Elisabethbrücke die Wien und demnächst das kahle Glacis, auf dem

man eben einige Bäume gepflanzt und das man mit Gras besäet hatte, überschreiten und zum Kärntnerthore gelangen. Die Wohnung war mit mancherlei Rücksichten gewählt — die Aussicht auf den Schwarzenberg'schen Park allein schon bezaubernd, dann lag Belvedere in nächster Nähe, und unmittelbar nebenan wohnte einer der berühmtesten Restaurants Wiens, welcher seine Fasanen von demselben Grafen bezog, der die Wohnung für Veronica gemiethet hatte.

Es war ein Glück für diese, daß sie Prag verließ, denn hier ward es öde und leer, alles eilte der Congreßstadt zu.

Mit den bekannten Großen aus Prag gleichzeitig in Wien eingetroffen, machte es sich von selbst, daß, wie die Caloni sagte, der Landessitte gemäß die kleinen Diners und Soupers wieder aufgenommen wurden.

Ja als Gentz, der mit seiner Nase die Künstlerin wenige Tage nach ihrer Ankunft aufzufinden gewußt hatte, ihr vorgestellt und mit dem böhmischen Grafen zum Petitsouper geladen war, ordnete dieser mit der verständigen Caloni die Sache so, daß fortan der oder die Eingeladenen die Kosten des Diners oder Soupers trugen. Während die Künstlerin glaubte, die Eingeladenen wären ihre Gäste, waren umgekehrt sie selbst und ihre Schutzdonna die Gäste.

Der Diplomat mit seinem gewandten Geiste hatte die Unerfahrene davon überzeugt, daß es in Wien nicht angehe, am wenigsten während des Monarchencongresses, neben Fürsten oder Grafen Schauspieler und Sänger einzuladen.

Da er voraussah, welche Epoche die junge Schöne machen müsse, hatte er sich ihr als väterlicher Freund und Rathgeber aufgedrungen, ihr Vertrauen in jeder Weise gewonnen; das der Caloni wußte er sich durch Geld zu erkaufen, sodaß er fortan bestimmte, wer eingeladen werden sollte.

Er suchte nichts für sich, er suchte nur einen scheinbar neutralen, unpolitischen Boden, auf dem er seine diplomatischen Intriguen spielen lassen konnte. Er zweifelte nicht, Veronica dahin zu bringen, daß sie von ihren strengen Tafelgesetzen abweiche, daß sie Diners oder Soupers für eine größe Anzahl von Personen gebe, und da konnte er denn die Gäste so mischen, daß es ihm möglich war, hier auszuhorchen, dort zu insinuiren. Ja selbst jene kleinen Soupers eigneten sich vorzüglich, zwei Menschen zu einem vertraulichen politischen Gespräche zusammenzubringen. Die Caloni störte nicht, sie war zu dumm, die Künstlerin war zu naiv, zu unpolitisch.

Die Mittel, auf Veronica einzuwirken, standen dem

einflußreichen Manne in Menge zu Gebote, seitdem am 25. September der Kaiser von Rußland und der König von Preußen in Wien eingezogen waren und die kaiserliche Burg außer ihnen noch den König Friedrich von Dänemark, den König von Baiern, den König von Würtemberg beherbergte.

Wer da weiß, mit welchen enormen Summen ein Billet zu dem großen Redoutenfeste, das der Kaiser seinen Gästen in dem großen und kleinen Redoutensaale nebst der Winterreitbahn am 2. October gab, trotz der ausgegebenen 7000 Einladungskarten, erkauft und begehrt wurden, wie schöne Frauen mehr als Geld opferten, um in den Besitz eines solchen Billets zu gelangen, der wird begreifen, welche Macht der Mann hatte, der über Billets zu allen diesen Festlichkeiten, wenn sie nicht eben ausschließlich für fürstliche Personen arrangirt waren, verfügen, und der der Sängerin in Aussicht stellen konnte, sie solle in der Burg und nur vor Königen und Kaisern singen.

Noch ehe der Congreß begann, und der Anfang war schwerer als später das Ende, war Veronica eine so vielgenannte und berühmte Persönlichkeit, als es nächst den Kaisern und Königen und fürstlichen Diplomaten nur eine gab. Der Diplomat hatte nicht wenig dazu beigetragen, sie mit Folie zu umgeben.

Schon der Name „jungfräuliche Königin", welchen die Männerwelt ihr gegeben hatte, im Gegensatze zu einer Dame vornehmen Standes, die man die „Königin der Liebe" nannte, gab Relief. Das war ein seltener Vogel, den man damals in Wien mit ersterm Beiworte beehren durfte.

Die Großen aus Böhmen, sofern sie nicht eben von ganz besonderm Range, wie Fürst Liechtenstein, galten als dei minorum gentium bald nicht mehr für einladungsfähig, aber Talleyrand und Fürst Metternich speisten eines Tages bei der Sängerin, und der Ruf dieser Petitdiners bei der jungfräulichen Königin war so groß, daß mancher eine Einladung zu denselben lieber gehabt hätte als eine solche in die Burg.

Nachdem nun gar Veronica in der kaiserlichen Burg gesungen hatte, Kaiser und Könige ihr Beifall gezollt, Kaiser Alexander, der noch immer Abgott der Wiener war, sich eine halbe Stunde mit ihr unterhalten und ihr Complimente gemacht und Schmeicheleien gesagt hatte, da steigerte sich der Begehr nach den Petits noch mehr, zugleich aber verschwand auch die Zeit zu solchen. Denn nun drängten sich die Kreise, in denen wir Bollmann sich bewegen sahen, und vornehmere Kreise, wie die der Schwester der Königin Luise, der Fürstin von Thurn und Taxis, der Fürstin Solms-Lich nebst ihrer

Schwester, der Gräfin von Bernstorff, mit Einladungen über Einladungen, sodaß die berühmt gewordene junge Künstlerin täglich in vornehmster Gesellschaft sich bewegen konnte.

In diesem in bunter Abwechselung dahinrauschenden Leben würde Kunst und Weiterbildung zu Grunde gegangen sein, wäre der Sängerin nicht, zum großen Misfallen ihrer Kammerzofe, die Tugend des Frühaufstehens vom Vater anerzogen gewesen.

Fünf Uhr im Sommer und sechs im Winter, mochte eine Soirée auch bis tief in die Nacht gedauert haben, war ihre Aufstehezeit, dann wurde eine Stunde Scala gesungen und zwei bis drei Stunden Bekanntes repetirt, Neues einstudirt, ehe die Toilette gemacht wurde. An die Stelle der Schauspieler und Sänger, die Veronica sonst bei sich gesehen, waren Literaten von Ruf und Bedeutung, Legationsräthe und Secretäre, wie Varnhagen von Ense, Staatsrath Stägemann, Friedrich von Schlegel getreten. Daß sich der Geist des jungen Mädchens, ihr ganzer Gesichtskreis bei diesem Umgange bedeutend erweiterte und ausbildete, war selbstverständlich. Man glaubte nicht eine Cantorstochter aus Heustedt, man glaubte eine geborene Fürstin vor sich zu haben, wenn sie in ihrem Salon empfing.

Es war schon nichts Kleines, wenn jemand in jenen

schnellebigen Tagen des Congresses während eines Winters seinen Ruf behaupten wollte, wo Künstler und Künstlerinnen von bedeutendsten Namen sich Concurrenz machten. Da war die großartige Sängerin Anna Milder, die mimische Tänzerin Bigottini, die gefeierte Schauspielerin Auguste Brede, später im beginnenden Frühjahr noch die gewaltige Sophie Schröder. Das schon in Bollmann's Briefe erwähnte Abenteuer mit dem Fürsten ** trug nicht wenig dazu bei, den Ruf der Cruella hoch zu halten. Die Sache hatte folgenden Zusammenhang.

Gentz hatte sich und den Fürsten ** bei der Künstlerin zu Gaste gebeten und in höchsteigener Person ein leckeres Mahl bei dem Restaurant bestellt. Fürst ** in neugriechischem prangenden Costüm, den reichgeschmückten Dolch im goldverzierten Gürtel, kam zur bestimmten Zeit nachmittags fünf Uhr angefahren. Kurz nach seiner Ankunft fuhr abermals eine Equipage vor, aber es stieg nur ein Secretär von Gentz aus und überreichte ein Schreiben seines Herrn, worin er bat, ihn zu entschuldigen, da er in dringenden Geschäften hinter die Burg (d. h. zum Fürsten Metternich) beschieden sei; wenn es irgend möglich sei, werde er sich aber noch zum Dessert einstellen.

So unangenehm Veronica dieser Fall war, der sie

nöthigte, von ihrem Tischgesetze abzugehen, so ließ sich das doch diesmal nicht vermeiden. Nach einigen Redensarten und Complimenten begab man sich zu Tisch. Die Sängerin nahm Platz neben dem leeren für Gentz bestimmten Couvert; der Grieche mußte sich an die Seite der Caloni setzen. Er, einer der berühmtesten Herzensbezwinger Wiens, eine männliche Schönheit, wie sie nur Griechenland hervorzubringen vermag, aß wenig und sprach wenig, ließ aber seine schwarzen, feurigen, liebeglühenden Augen mit immer größerm Verlangen auf sein Gegenüber fallen. Die Künstlerin mußte die Kosten der Unterhaltung beinahe allein tragen, der Fürst ** erzählte nur auf Befragen weniges von den Theatern in Petersburg und Moskau.

Die Situation fing für das junge Mädchen an peinlich zu werden, sie sah nach der Uhr und hoffte jeden Augenblick auf die Ankunft des Diplomaten. Sie hatte unter dem Vorwande von Migräne der Caloni seit der letzten halben Stunde überlassen, den Fürsten zu unterhalten, dadurch aber die Sache noch schlimmer gemacht, denn dieser antwortete auf die Frage der Duenna, die gern auf ihre Triumphe in Paris zu reden kam, „wie Paris nach dem Frieden ausgesehen“, gar nicht, sondern starrte auf Veronica mit immer glühendern Blicken.

Das Dessert war aufgetragen, der Champagner entkorkt, das erste Glas trank der Fürst auf das Wohl seiner Herzenskönigin mit der unzweideutigen Geberde, daß die Sängerin gemeint sei. Diese saß wie auf glühenden Kohlen, sie sah sich um, als wenn sie Gelegenheit suchte, in das nächste Gemach zu springen. In diesem Augenblicke that die Caloni einen leisen Schrei, echt künstlerisch, hielt das Taschentuch vor Nase und Mund, deutete mit der linken Hand an, daß sie starkes Nasenbluten habe, und eilte zur Thür hinaus. Kaum war sie unsichtbar geworden, als der Prinz sich zu den Füßen der Sängerin warf und eine feurige Liebeserklärung stammelte.

„Stehen Sie auf, mein Prinz", erwiderte diese, „ich liebe solche Scenen außer auf der Bühne nicht, trinken Sie ein Glas Eiswasser und entschuldigen Sie, wenn ich mich durch Ihr Betragen genöthigt sehe, mich in mein Zimmer zurückzuziehen." Da sprang der Fürst empor wie ein Leopard auf seine Beute und suchte sie zu umarmen und ihr einen Kuß zu rauben.

Aber die Künstlerin wehrte ihn ab, der Fürst in Liebeswahnsinn ließ nicht ab, mit ihr zu ringen. Da zog Veronica den Dolch aus seinem Gürtel, stieß ihn in die rechte Wange des Fürsten und schlitzte diese vom Schläfenbeine bis zur Kinnlade, daß das prinzliche

Blut ihr grauseidenes Kleid wie das ganze Tischzeug bespritzte.

Aber das Gefährlichere war, daß das Blut nicht nur nach außen spritzte, sondern mit gleicher Heftigkeit nach innen, sodaß der Fürst dem Erstickungstode nahe kam. Veronica schleuderte den Dolch zur Erde, daß er tief durch den Teppich in den Fußboden drang, und schellte heftig. Die Caloni erschien ohne Nasenbluten, Nannerl wurde zum nächsten Wundarzte geschickt. Glücklicherweise kam in diesem Augenblicke aber auch Gentz und machte es möglich, daß Veronica sich in ihre Schlafgemächer zurückzog.

Fürst **, dem die Speicheldrüse durchschnitten war, mußte lange Wochen in der Behandlung eines geschickten Wundarztes zubringen. Er sah sein Unrecht ein und trug der Muthigen nichts nach, sondern entschuldigte sich.

Die Rückkehr Napoleon's von Elba, der neu beginnende Krieg leerte Wien schnell von den Fremden, das Opernhaus war aber trotzdem immer überfüllt, wenn Veronica sang, denn die guten Wiener selbst hatten während der Congreßzeit sich mit dem Kasperle in der Leopoldstadt oder mit dem Theater an der Wien begnügen müssen, da das Opernhaus ganz von Fremden besetzt war.

Der Ruf unserer Sängerin hatte den Congreß über-

dauert, und Gentz im Bewußtsein, die Scene mit Fürst ** veranlaßt zu haben, hatte ihr an Stelle der sofort entlassenen Caloni eine altadeliche aber verarmte Dame als Duenna verschafft, die sogar in dem Rufe der Frömmigkeit stand, eine Frau von Holling.

Die Petitdiners, zu denen Grafen und Herren geladen wurden, hörten auf, nur Gentz wußte sich und vertrauten Freunden noch eine solche Gunst zu verschaffen; Künstler und Gelehrte wurden dagegen desto öfter zu Veronica's Tische geladen, da sie an derartige Geselligkeit sich gewöhnt hatte und sich auf diesem Wege leicht und angenehm weiter zu bilden suchte. So vergingen ihr die Jahre, während welcher unser junger Gelehrter sich als Führer der Burschenschaft hervorgethan, später in italienischen und deutschen Urkunden gestöbert hatte.

Und dies war nun die Cousine, von der unser junger Gelehrter nach Aufführung des „Fidelio" die halbe Nacht phantasirte, die er bewunderte, wie er noch nie ein Frauenzimmer bewundert, an deren Thür er jetzt, am andern Morgen, klopfte.

Nannerl öffnete die Vorsaalthüre und frug nach Namen und Stand. „Melden Sie nur Cousin Hermann Baumgarten."

Die Salonthür wurde geöffnet, und Veronica, die

beim Ueben am Flügel saß, trat auf den Cousin zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Willkommen, Cousin Baumgarten!“ Der Vetter schloß sie ohne weiteres in seine Arme und gab ihr einen Kuß. Er that das in der ersten Ueberraschung, ehe er Veronica recht angesehen, er hatte nur noch das Bild Fidelio's vor Augen, und der Kuß galt weniger der schönen Cousine als dem unglücklichen Cousin Fidelio. Erst nachdem er die That gethan, sah er zu der Sängerin auf, die in reizender Halbtoilette vor ihm stand und ihn unbefangen vom Scheitel bis zur Zehe musterte.

„Ich glaubte, Sie wären Doctor, mein lieber Cousin, ich sehe aber nur den jenenser Studenten“, sagte sie. Der Doctor erröthete über den offenen Hals hinaus.

„Kein «Sie» trenne uns, Veronica, ich bitte, daß du mich Du nennst, wie ich dich duzen werde.“

„So sei es, Herr Doctor; setze dich also, womit kann ich dir aufwarten, eine Tasse Kaffee, eine Tasse Chocolade, ein Glas Wein? Bier habe ich nicht!“

„Bleib mir weg mit deinem fremdländischen Getränk, ein Glas Wasser trinke ich, denn ich habe einen weiten Weg gemacht, deine Wohnung zu finden.“

Nannerl brachte Wasser und betrachtete den Doctor mit seinem langen Haar, seinem überfallenden Kragen

und bloßen Halse, wie er verlegen mit dem Baret spielte, als ob sie etwa einen Indianer betrachtete.

„Nun Cousin, erzähle, wie geht es in der Heimat? was macht meine liebe Tante, deine Mutter? was macht dein Vater? ich habe lange, lange nichts von ihnen gehört, denn Vater schreibt nichts über Familienangelegenheiten und Mutter kommt vor aller Arbeit niemals zum Schreiben.

„Ich komme aus Italien und weiß wenig von der Heimat, aus der ich erst Briefe hier erwarte."

„Nun, so erzähle von dir, erzähle mir deinen ganzen Lebenslauf. Wie kamst du nach Wien? Welche Plane hast du für die Zukunft?" Unser junger Freund erzählte von seinen Knabenjahren, von dem Haß gegen die Unterdrücker, wie er die Tonne Goldes gefunden, unter die Lützower gegangen, nach Heustedt gekommen sei, als der beiderseitige Großvater als Leiche aus dem neuen Schlosse getragen worden, wie er dann in Frankreich verwundet, in Göttingen consiliirt, in Jena promovirt sei, sich jetzt das Terrain der Römerzüge angesehen habe und in Wien die Bibliothek benutze, um an seiner Geschichte Heinrich's des Löwen, die ihn zum berühmten Manne und Professor machen sollte, zu arbeiten. Er wurde während der Erzählung warm, verlor nach und nach seine Schüchternheit, ein bischen

Selbstbewußtsein und Stolz auf sein bisheriges Thun ließ ihn die schönen Augen frei zu der Sängerin aufschlagen, die mit steigendem Interesse der Erzählung zuhörte.

Indeß war Frau von Holling, die neue Patroneß Veronica's, erschienen und meldete, daß das Frühstück warte. Man ging in das Eßzimmer, und als der Cousin einige Gläser Tokayer getrunken hatte, brach sein Enthusiasmus über Veronica's gestrige Darstellung des Fidelio sich Bahn und erfreute deren Herz mehr als das Lob des feinsten Kunstkenners.

Als Hermann scheiden wollte, sagte Veronica: „So, lange du hier bleibst, lieber Cousin, bist du täglich mein Gast, ich dinire um vier Uhr, habe sehr häufig Gäste und werde dir zu Ehren solche Männer einladen, von denen du lernen kannst. Heute z. B. ist ein grundgelehrter Kauz bei mir, der dir ganz gewiß in Bezug auf deine Löwengeschichte noch mancherlei Quellen nennen kann, Ritter von Hormayr. Allein dazu sowie daß ich dich in die Salons der feinern Gesellschaft führen, dich in das Theater und die Oper begleiten, mit dir ausfahren und dir die schöne Umgebung Wiens zeigen kann, müssen wir vor allem den Studenten einmal mehr austreiben und den Doctor herauskehren, und damit wollen wir gleich den Anfang

machen. Ich will keinen Dandy und keinen Philister aus dir machen, aber das Burschenthum mußt du mir zu Liebe hier vollständig begraben. Das hat in Wien keinerlei Bedeutung, fällt nur auf und man glaubt gar, du suchtest etwas darin, dich durch die Tracht von andern Männern zu unterscheiden. Ich bin überzeugt, daß unsere Unsichtbaren dich umschwärmen, denn deine Tracht erinnert in jeder Weise an den unglücklichen Sand. Vor allem müssen deine Locken zum Opfer fallen, doch ich werde jede dir zum Andenken aufbewahren und selbst die Rolle der Delila spielen. Sodann will ich dir das übergeschlagene Hemd gestatten, allein der Kragen muß um einige Zoll gekürzt werden, und mindestens mußt du (sie nahm ein Buch vom Tische und zeigte Hermann ein Porträt Byron's) ein seidenes Tuch, wie dieser große Dichter, um den Hals schlingen. Das Baret, das behalte ich gleichfalls zum Andenken und ich selbst will es in einer Rolle, zu der es paßt, auf der Bühne tragen, eine Ehre, die es bei seiner Erbauung sich nicht hat träumen lassen. Damit du nun heute Mittag schon als Doctor erscheinen kannst, wollen wir die Metamorphose gleich beginnen. Sieh, wie glücklich uns der Zufall zu statten kommt, unten im Hause ist ein Magazin fertiger Herrenkleidung, und du wirst deiner Cousine schon erlauben müssen, daß

sie dich wienerisch ausstaffirt, um mit dir renommiren zu können.

Denn in Wien, sagt sie
Muß man fein, sagt sie
Und galant, sagt sie
Immer sein, sagt sie —"

sang die Schöne mit komischem Pathos, ihn umtanzend, in der einen Hand die Schere, in der andern den Frisirkamm.

Der Cousin protestirte freilich, allein was sollte er machen? Als die Sängerin sein reiches weiches Haar mit der Hand durchwühlte, durchzuckte es ihn elektrisch, und Veronica fand beinahe Mitleid mit dem armen Jungen, der die Zierde, auf die er sich das meiste einbildete, der Mode zum Opfer bringen sollte. Sie glaubte ihn trösten zu müssen und sang ihm aus „Don Juan":

Vedrai, carino, se sei buonino,
Che bel rimedio ti voglio dar,

während die erste Locke unter der unerbittlichen Schere fiel.

„Diese Locke lege ich in mein Schatzkästlein", sagte Veronica, ihm die Locke vorzeigend; „diese sende ich deiner Mutter, von dieser lasse ich mir ein Armband flechten, diese und diese werde ich dir aufbewahren, um sie der künftigen Frau Professor Baum=

garten schenken zu können, und nun, Simson, stehe auf, du sollst für deine Standhaftigkeit königlich belohnt werden."

Der Doctor, der auf seinem Schemel zu Füßen der Cousine gesessen hatte, erhob sich, doch als Veronica ihn an den Spiegel führte, erschrak er vor seiner Verstümmelung, es war ihm, als wenn eine Thräne sein Auge verdunkelte. Als aber die Sängerin als Zerline ihm zur Seite trat, ihm mit Zerlinenblick verliebt ins Auge schaute und voll Schelmerei sang:

Batti, batti, o bel Maseto —

da wurde ihm heiß um das Herz wie noch nie, und als nun gar Zerline ihn bei der Hand ergriff und aufjauchzend sang:

Pace, pace
O vita mia!

und ihm schließlich um den Hals fiel und ihn küßte, da schwanden ihm seine Sinne, da stand er wie bezaubert. Als nun die Cousine ihn zum zweiten mal vor den Spiegel führte, lächelte er bei dem eigenen Anblick und sagte: „Ich sehe ein, daß zu dieser Frisur weder der lange Kragen noch der altdeutsche Rock paßt, und unterwerfe mich daher deinen Anordnungen." Die Sängerin klatschte in die Hände und sprang wie ein

fröhliches Kind in der Stube herum. Nannerl mußte den Buchhalter aus dem Magazin heraufholen, und Veronica befahl: „Nehmen Sie den Herrn Doctor Baumgarten, meinen Bruder, mit ins Magazin und suchen Sie für ihn eine schwarze Salon- und Balltoilette aus, daneben einen Sommeranzug von Nanking, und eine sammtne Jagdjacke mit dem nöthigen Zubehör, wie Graf Sandor sie trägt. Du, Hermann, gehst als Bursch und kommst als Herr wieder, ich habe noch mit dir zu reden. Die abgelegten Kleider senden Sie mir herauf."

Der Wiener hatte in gar kurzer Zeit aus Hermann einen Salonherrn gemacht, der sich im Ballsaale wie auf dem Graben vorführen ließ, sogar die Hände, die noch nie Handschuhe getragen, die aber doch weiß und weich waren, zeigten sich in Glacéhandschuhe gehüllt, die den unbehülflichen Gelehrten und Studenten am meisten peinigten.

Veronica musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen. „Es geht allenfalls", sagte sie, „aber Hermann, wie kann man so ungeschickt den Hut tragen?" Sie zeigte ihm, wie er den Hut in die Hand nehmen müsse, und lehrte ihn eine Verbeugung machen.

„Nun, lieber Bruder, und als solcher mußt du hier gelten, sag' mir zunächst, wo du logirst."

„Aber", antwortete Hermann schüchtern, „die Polizei hat ja meinen Paß und weiß, daß ich Baumgarten heiße und du Cruella."

„Schadet nichts, dann bist du mein Stiefbruder, einen Cousin darf ich in Wien nicht haben, also wo wohnst du?"

„Im Weißen Wolfen, am Alten Fleischmarkte."

„Da kannst du nicht wohnen bleiben! das paßt sich nicht und ist zu weit von hier. Der Restaurant nebenan hat noch ein möblirtes Zimmer frei, das kannst du beziehen. Jetzt nimmst du einen Fiaker, fährst zum Weißen Wolf und holst deine Siebensachen, die Nannerl kann unterdeß dem Restaurant Bescheid sagen, daß er das Zimmer in Ordnung bringt."

Der Doctor sah sich im Zimmer um, als suche er etwas, endlich hatte er es gefunden, er hatte seinen Ziegenhainer beim Eintritt ins Zimmer hinter den Kamin gestellt, und ohne Ziegenhainer konnte er nicht leben.

„Halt da", rief Veronica, „der Stock, Brüderchen, wird confiscirt, erst mußt du ohne Stock gehen lernen! Glacéhandschuhe und ein Ziegenhainer passen wie die Faust aufs Auge. Sobald du ohne Stock gehen und dich bewegen kannst, schenke ich dir ein spanisches Rohr mit goldenem Knopfe."

Hermann gehorchte wie ein Kind.

„Vergiß nicht“, rief die Cousine ihm nach, „präcis vier Uhr ist Dinerzeit! Wenn du fein artig bist, erlaube ich dir nach Tisch eine Havana anzuzünden.“

Der nun wirklich einem Doctor ähnlich sehende junge Mann fand bei Tische in Hormayr einen Kenner der Geschichte, wie er nach Luden noch keinen angetroffen. Er erhielt manchen guten Wink von demselben, wie das Versprechen, ihm in der Bibliothek behülflich zu sein beim Suchen nach unbekannten Schätzen, und ihm mitzutheilen, was er bei seinen hohenschwangauer Studien auf den Welfen Bezügliches finde.

Für unsern Freund begann nun ein neues Leben. Morgens früh setzte er sich, um die Auszüge, die er tags zuvor auf der Bibliothek gemacht, zu ordnen, oder zu kritischen Noten unter den Text seines Buches auszuarbeiten. Die Arbeit floß ihm am besten aus der Feder, wenn seine Nachbarin Scala zu singen anfing, wogegen ihre Bravourarien ihn nicht selten störten und ihm das Bild der Cousine, wie sie ihm als Fidelio zuerst erschienen war, vorführten. Von neun bis zwölf Uhr arbeitete er auf der Bibliothek und schlenderte dann mit Kopitar oder Hormayr, der auf der Bibliothek nach hohenschwangauer Chroniken suchte, über eine der Basteien oder im Volksgarten disputirend herum. Nachmittags nach eingenommenem Diner fuhr er mit der

Cousine und deren Patronesse nach irgendeinem der Vergnügungsorte hinter der Linie, heute nach Nußdorf, morgen nach dem Kahlenberge, dann nach Laxenburg, oder in den Prater, nach Schönbrunn oder nach der ehemaligen Residenz des Babenbergers.

Die Sängerin hatte eine eigene Equipage und mit einem Fiaker über Stellung eines Kutschers und Lieferung von Pferden Contract abgeschlossen.

Es ist das Bedürfniß aller Frauen, zu erziehen und zu bemuttern, und Veronica gerirte sich ganz so, als sei sie Hermann's Mutter. Auf den Spazierfahrten gab sie ihm Hunderte von Lebensregeln, lehrte ihn zu Haus Contre und andere Tänze, führte ihn in die Bildergalerien und Sammlungen, an denen Wien so reich ist, führte ihn in das Hoftheater, wie zur Leopoldstadt, wo noch immer der „Kasperl" spukte, denn der Director Hensler, Dichter der „Teufelsmühle" und der „Zwölf schlafenden Jungfrauen", hatte an Stücken, wie „Evakatel und Schnudi" seine höchste Freude; sie führte ihn in die Oper wie in das Ballet.

Gleichzeitig aber machte sie an Hermann psychologische Studien. Wie war er doch so ganz anders als alle jungen Männer, die sie bisher kennen gelernt hatte. Da war noch niemand ihr genaht, der nicht gleich Feuer und Flamme gewesen, der nicht geseufzt,

gereimt oder ungereimt von Liebe gesprochen hätte. Der Cousin konnte ihr gegenübersitzen, und wenn sie ihn durch Koketterie noch so sehr reizte, blieb er kalt und unterhielt sie von seinen Entdeckungen auf der Bibliothek, oder sprach gar von Mathilde'schen Gütern, vom Janiculus und der Tiberbrücke.

Wenn sie ausfuhren, saß Veronica neben ihrer Frau von Holling im Fond, der Doctor ihr gegenüber. Sie hatte ihm, um ihn vor Koketterien zu warnen, natürlich auf solchen Fahrten mancherlei Aufklärung darüber gegeben, mit welchen Künsten Frauenzimmer junge Männer zu fangen wissen. Sie gab ihm einen Sonnenschirm oder einen Fächer in die Hand und lehrte ihn, hinter demselben, trotz der Gegenwart der Frau von Holling, Augenspiel zu treiben. Sie hatte die Augen niedergeschlagen und geseufzt, sie dann wieder schwärmerisch zu ihm emporgehoben, und trieb mit ihren schönen Händen und Armen alle jene kleinen Künste, die eine Schauspielerin ja förmlich kunstgerecht erlernt, obgleich die jungen Damen sie auch aus Naturinstinct üben. Der Doctor blieb kalt, als wäre sie gar kein weibliches Wesen. Sie forderte ihn auf, sie einmal mit recht verliebten Augen anzusehen, Hermann konnte es nicht, sie machte es ihm vor, er lernte es nicht. Frau von Holling warnte ihre Pflegebefohlene: „Kind, spiele nicht

mit Feuer, auch das Herz der jungfräulichen Königin Elisabeth war nicht unverwundbar."

Die Künstlerin schlug die Warnungen in den Wind, sie fuhr fort zu kokettiren und zu reizen, es verdroß sie, daß der Cousin wenig Notiz von ihr als Person, von ihren körperlichen Vorzügen nahm. Sie hatte zu bemerken geglaubt, daß andere Frauenschönheit auf den Cousin ihre Wirkung nicht verfehle; sie war mit ihm im Ballet gewesen, dem damals vielberühmten „Zephyr und Flora", in welchem die jugendliche Bigottini überaus reizend war. Der Doctor äußerte: seit der Venus von Medici in Rom habe er nie etwas Schöneres gesehen. Die Bigottini war schön, aber hatte der Geliebte derselben, ihr Gönner Gentz, ihr seit 1814 nicht hundertmal gesagt, sie sei viel schöner als jene, sie sei eine verkörperte Diana, die Bigottini ein vom Himmel zur Erde gefallener Engel? Sie nahm sich vor, dem Stiefbruder zu zeigen, daß sie ein schönes Weib sei. Wenn sie in der Oper auftrat, so befahl sie ihm, während der Zwischenacte in ihre Garderobe zu kommen, um ihr Eis oder Limonade zu bringen. Dieses kleine köstliche Gemach war noch an den drei Seitenwänden mit Spiegeln bis zum Fußboden versehen, sodaß der Gelehrte, als er zum ersten mal in das mit vielen Wachskerzen erleuchtete kleine Gemach durch Nannerl einge-

führt wurde, ganz verwirrt, die Spiegelgestalt der Cousine mit der wirklichen Veronica verwechselte und ihr die lange Schleppe des königlichen Kleides abtrat, sodaß Nanny kaum im Stande war, den Schaden vor dem neuen Acte zu repariren. Hermann bat tausendmal um Entschuldigung, und die Königin reichte ihm, diese zu gewähren, die schöne Hand zum Kusse.

Es war nothwendig, daß in den verschiedenen Costümen, worin die Künstlerin auftrat, bei dieser Rolle der untadelhafte weiße Nacken und die Schulter, bei jener Taille und Büste oder das kleine zarte Füßchen, oder die königliche Stirn mit den leuchtenden Augen, hervorgehoben wurden und in die Sinne fielen.

Der Doctor bewunderte denn auch und gab dieser Bewunderung Worte, aber sie waren ihr nicht warm genug, er glühte nicht, er sank ihr nicht zu Füßen, er war oft so zerstreut und im Gedanken in der Vergangenheit, in Altorf oder Rom, Palästina oder in Braunschweig, daß er an ihn gerichtete Fragen unbeantwortet ließ oder verkehrt beantwortete.

Ein Zufall sollte der darüber verstimmten Sängerin Aufschluß gegeben. Hermann hatte, kurz nachdem er Veronica's Bekanntschaft gemacht, an die Aeltern geschrieben und mit ziemlicher Ausführlichkeit seiner Umwandlung aus dem Studenten in einen Modeherrn

gedacht. In dem Briefe an die Mutter war eine ausführliche, enthusiastische Schilderung der Darstellung des Fidelio, eine Beschreibung der Wohnung und Lebensart der Cousine nebst einer Schilderung ihrer Schönheit enthalten. Die Mutter hatte jetzt geantwortet und unter anderm geschrieben: „Ich sehe, lieber Hermann, Du hast meine Warnung beim Abschiede in den Wind geschlagen, Du scheinst ja schon bis über beide Ohren verliebt zu sein in die schöne Cousine. Nun, meinethalben, Veronica ist gut, sehr brav. In jedem Briefe meiner Schwester rühmt diese von der Tochter, was sie an den Aeltern Gutes thut und wie ihr Mann wieder jung wird an dem Ruhme seiner Tochter, wie er für sie dichtet und componirt, nur von ihr spricht."

Der Doctor brachte diesen Brief der Sängerin und sagte: „Denk dir einmal, welchen närrischen Einfall Mütterchen hat, sie meint, ich sei total in dich verschossen!"

„Nun wäre denn das ein so großes Wunder?" erwiderte diese. „Ei ja", antwortete jener, „man kann ja eine Cousine ebenso wenig heirathen als eine Schwester, und du hast mich nicht umsonst zu deinem Bruder gestempelt." „Warum denn nicht?" frug Veronica, und der Doctor, der vom Kanonischen Rechte wenig zu wissen schien, wurde verlegen und roth und blieb die

Antwort schuldig. Er hatte sich da, das fühlte er plötzlich, auf einer knabenhaften Naivetät ertappen lassen. Er hätte jetzt gern den Brief der Mutter zurückgenommen, aber es war zu spät.

Die Duenna hatte aber recht gehabt, wenn sie Veronica warnte, nicht mit dem Feuer zu spielen.

Das bisher der Liebe so ferne Herz war von neuen Empfindungen bewegt, der jungfräulichen Königin Stunde hatte geschlagen, sie liebte den blöden, unschuldigen Gelehrten, sie dachte an ihn, wenn sie eine zärtliche Arie singen mußte, sie seufzte am Abend, träumte von ihm des Nachts, eilte am Tage drei- bis viermal in ihr Schlafzimmer, wo sie das Schmuckkästchen aufbewahrte, um die Locke, die sie von seinem Haupte geschnitten hatte, zu küssen.

Und Hermann? Er konnte zum ersten mal nicht schlafen, er grübelte um das „warum denn nicht?“ der Cousine. Ja, warum konnte er Veronica nicht heirathen? Liebte er sie nicht? Bisher hatte er sie in der That als eine ihn bemutternde Schwester geliebt, in dieser Nacht sah er zum ersten mal das Weib in ihr, und der Kuß, den sie ihm nach dem Abschneiden der Locken gegeben, fing jetzt nachträglich an auf seinen Lippen zu brennen. Seine Phantasie wurde mit einem male thätig, er sah die Künstlerin in allen den Ge-

stalten und Costümen vor sich stehen, in denen er sie in der Garderobe gesehen; er fühlte den Zerlinenblick, mit dem sie ihn nach dem Delilawerke angeschaut, erst jetzt ins Herz brennen. Ja, seine Mutter hatte recht, er war bis über beide Ohren verliebt und hatte es nur nicht gewußt.

Am andern Morgen wollte ihm die Arbeit nicht munden, und als die Cousine zu üben aufgehört hatte und zu repetiren begann, legte er sich ins Fenster, um dem Gesange zu lauschen. Das waren lockende Nachtigallentöne; er war im Begriff, zu ihr zu eilen und sich der Geliebten zu Füßen zu stürzen. Ganz in Träume verloren, vergaß er, daß er eingeladen sei, schon um neun Uhr bei der Schwester zu erscheinen, da sie ihm Baden zeigen wollte. Mit um so größerer Hast eilte er, Toilette zu machen, als er die Equipage vorfahren hörte und sich der Verabredung erinnerte. Man nahm ein Dejeuner und setzte sich dann in den Wagen. Wie gern wäre der Verliebte heute allein mit Veronica gewesen, und heute gerade war nicht nur die Frau von Holling, wie immer, neben der Cousine, sondern auch sogar dem Nannerl war ein Platz neben ihm angewiesen. Die Sängerin war heute reizend; ein weißes Kleid mit blauen Blümchen legte sich in graziösen Falten um die schlanke Taille, die blendendweißen Schultern waren

von einem blauen Florschleier verhüllt, ein allerliebstes kleines Hütchen mit weißer Straußenfeder saß auf dem Lockenköpfchen. Das Kleid hatte kurze Aermel, doch waren die Arme und die halbe Hand in braune sogenannte dänische Handschuhe gehüllt, die den Arm bis über den Elnbogen vor Sonne und Luft schützten, dann aber zwischen dem Puffenärmel und dem Handschuh schaute ein Stück des rundesten, weißesten, schönsten Armes hervor, den man sehen konnte.

Es war ein wunderlieblicher Maientag, als man in die Berge hineinfuhr, nicht auf der Chaussee nach Italien, sondern über Aizgersdorf, Petersdorf, Enzersdorf nach Mödling, von hier im romantischen Waldthale. Die Brühl mit ihren Ruinen, die alte Burg Liechtenstein, der Husarentempel, zum Gedächtniß der Getreuen, die dem Fürsten Liechtenstein bei Aspern das Leben retteten, erbaut, gaben reiche Abwechselung. In Baden war es unserer Gesellschaft zu geräuschvoll, man promenirte nur bis zur Conditorei, um dort Eis zu nehmen, kehrte dann zum Wagen zurück und fuhr weiter in das Thal nach Sanct-Helena, wo es stiller und ländlicher war. In Baden sah man doch nur die allbekannten wiener Gesichter, denen man auf den Basteien, in den Theatern, im Prater oder sonstwo begegnete.

In Sanct-Helena wurde Mittagsrast gehalten und

ein frugales ländliches Mahl, Eier und Schinken mit Salat, eingenommen, später von dem Kirschbaume, unter dem man gesessen, ein prächtiges Dessert, vom Doctor, der seine Turnkunst zeigte, selbst gepflückt, aus dem benachbarten Vöslau ein Glas Rothwein dazu getrunken. Nach dem Essen bat die Cousine um eine halbe Stunde Zeit, sie müsse Siesta halten. Frau von Holling schlummerte unter dem Kirschbaume ein, der Doctor vergaß seine Würde und warf sich ins Gras, im Schatten eines Walnußbaumes, starrte zum Himmel den Wolken zu, die über den Semmering nach Italien zogen. Als er so in Träumen von der jungen Liebe versunken lag, stand auf einmal ein Bursch in altdeutscher Tracht vor ihm mit langem Lockenhaar, Spitzenkragen, Baret, den Ziegenhainer in der Hand, und schlug ihn leicht über die Schulter. Wie sprang er auf! Es war Veronica, die in seinen eigenen Kleidern vor ihm stand. Die Kleidung paßte der Künstlerin wie angemessen, denn auch Hermann war schlanktaillig, nur die Weste war zu eng, sie drängte den schön gewölbten Busen nur mühsam zurück und war nicht ganz bis oben zuzuknöpfen gewesen. Ein schwarzseidenes Tuch, à la Byron um den Hals geschlungen, hob den Schnee des Halses. Voll Entzücken und leuchtenden Blickes betrachtete der Doctor diese Burschengestalt. „Auf nach

Valencia", sang Veronica und trieb Frau von Holling und das Nannerl, sich zu rüsten, um in die Berge, in den grünen Wald zu steigen zur Einsiedelei, wo man den Kaffee einnehmen wollte, und dann zur Ruine jenseit des Schwechatbaches. Als die Einsiedelei erreicht war, von wo die Aussicht nach Süden auf das rebenumkränzte Soos und Vöslau, nach Norden auf das reizende Baden entzückte, stand der Kaffee schon bereit. Frau von Holling erklärte, sie sei ermüdet, werde nicht höher steigen und verzichte darauf, die Ruine zu betreten, sie bleibe mit Nannerl hier zurück; die beiden Burschen möchten allein die alte Ritterburg erklettern. Und so geschah es, Veronica immer voran, Hermann konnte kaum folgen. Die Brust war ihm so bewegt, der Athem schien ihm auszugehen, er war im Zustande eines halb Wachenden, halb Träumenden, er sah keinen Gegenstand neben sich, ihm schwebte nur immer das Bild der Geliebten vor, wie er es erschaut, als er aufgesprungen; das Bild desselben Wesens, das jetzt leicht und neckisch wie eine Gazelle ihm vorausflog.

Schon stand die Sängerin auf der Eingangsmauer zur Burg, an einer Stelle, wo diese bis auf zwei oder drei Fuß niedergeschossen war. Das Burgthor, zu dem der gebahnte Weg führte, war ihr zu weit. Sie reichte dem Cousin, dessen Herzenszustand sich bei ihrem An-

blick durch einen tiefen Seufzer Luft machte, die Hand und zog ihn zu sich empor, bei welcher Bewegung ein Westenknopf aufsprang. Hermann war wie von Sinnen, er konnte nicht weiter gehen, hier oben auf der breiten Mauer fiel er ihr zu Füßen nieder und seufzte: „Veronica, ich liebe dich unaussprechlich!“ Veronica's Auge glühte voll Gegenliebe, sie zog den Geliebten zu sich empor, fiel in seine Arme und ein Kuß, der nicht enden wollte, besiegelte den Liebesbund.

Die Verliebten nahmen dann unter einer alten Eiche, die im ersten Burgraume Schatten gab, Platz, um durch unzählige Küsse sich zu überzeugen, daß kein Traum sie trügerisch umschwirre. Der Gelehrte fühlte zum ersten mal, daß er ein liebeglühendes Weib, nicht mehr seine Cousine und die ihn bemutternde Schwester im Arme hielt. Und als nun diese ihm gestand, wie sie ihn vom ersten Augenblicke, jedenfalls von dem Moment an geliebt habe, als sie ihm das Haar geschnitten und den ersten Kuß gegeben, und wie sie über seine Kälte wahrhaft unglücklich gewesen, da fühlte er das ganze Glück, seiner selbst wegen von einer solchen hehren Künstlerin geliebt zu sein.

Die Liebenden merkten nicht, wie die alten Mauern und Thürme um sie her schon längere Schatten warfen, sie sahen und hörten überhaupt nichts von alledem, was

sie umgab, sie hörten kaum das Nachtigallmännchen im Burggarten seine süßen Locktöne nach der Geliebten senden.

Plötzlich wurde Hermann ernst, er ließ den Kopf auf Veronica's Schulter sinken und die Thränen stürzten ihm aus den Augen. „Was fehlt dir, Geliebter?“ fragte Veronica besorgt und ängstlich. „Ach liebes Leben, ich habe vergessen, daß ich dich nicht heirathen kann, bevor ich ebenso berühmt geworden bin wie du. Ich kann ja nicht der Mann der Veronica Cruella heißen! aber ich will Tag und Nacht arbeiten, und dein Bild wird mich bei der Arbeit stärken.“

„Wenn dich weiter nichts quält, süßes Närrchen, so warte ich, bis du ein berühmter Professor bist, und hänge dann die Sängerei an den Haken und werde Frau Professorin. Aber jetzt müssen wir aufbrechen, ich sehe dort eine Gesellschaft Herren und Damen den Wald heraufsteigen, ich möchte hier in diesen Männerkleidern nicht erkannt werden. Laß uns zur Einsiedelei eilen und dann nach Hause fahren, der Weg ist weit und wir kommen vor Nacht nicht nach Wien.“

„Ich stelle Ihnen hier meinen gewesenen Cousin und Stiefbruder vor“, sagte die Sängerin, als man in der Einsiedelei angekommen war, zu Frau von Holling, „er ist zum Verlobten und Bräutigam avancirt, aber

die Sache muß in Wien Geheimniß bleiben, da der Böse die Marotte hat, nicht früher zu heirathen, als bis er Professor geworden ist. Hörst du, Nannerl, kein Wort, weder im Hause, noch auf der Straße, noch weniger hinter den Coulissen."

Man stieg nach Sanct-Helena hinunter, der Kutscher spannte an und Veronica hüllte sich wieder in ihr Frauengewand. Hermann hatte zwar sehr gebeten, sie möge die Burschentracht nicht ablegen, aber das war unmöglich, sie mußte befürchten, daß unterwegs sämmtliche Westenknöpfe sprangen.

In Mödling ließ man den Kutscher rasten, und die Liebenden fanden Gelegenheit, in einer Rosenlaube ihre Schwüre zu erneuern und die Liebesflammen mit Küssen zu dämpfen. Als man bei Schönbrunn vorbeifuhr, war es schon Nacht, und der Halbmond beleuchtete nur mäßig den Josephsbau der Gloriette. Die Sängerin hatte das Haupt müde auf die Brust des Geliebten, der jetzt neben ihr saß, fallen lassen, er hielt ihre Taille umschlungen und die linke Hand in seiner rechten. Der Doctor, nun schon nicht mehr so unbeholfen, bückte sich von Zeit zu Zeit, um den schönen Arm der Geliebten da, wo er vom Handschuh nicht bedeckt war, zu küssen.

Veronica schlief nicht, sie schlummerte nur und träumte vom künftigen Eheglück süße Träume, die ihre

jungfräuliche Brust mit Wonneschauern durchzuckten. Auch Hermann fühlte, die süße Last im Arme haltend, daß es ihm schwer, ja unmöglich werden würde, mit der Hochzeit bis zum Professorenthume und dem Berühmtsein zu warten, und daß ein Weib, wie er es an sich drückte, wohl werth sei, daß man ein theoretisches Princip darum opfere.

Die drei wonnigen Wochen zu schildern, die Hermann noch an der Seite der Verlobten in Wien verlebte, ist eine Unmöglichkeit; solche Wonnezeiten müssen durchlebt und durchkostet werden. Die Genehmigung der beiderseitigen Aeltern, die Glückwünsche von Brüdern und Schwestern, Vettern und Basen waren angekommen, man verabredete, die Hochzeit noch zwei Jahre hinauszuschieben, bis der Contract Veronica's ablaufe, dann jedenfalls wolle man Hochzeit machen, sei nun der Professor schon da oder müsse sich die Braut mit dem Namen einer Frau Doctor begnügen.

Die Sängerin versprach, hübsch sparsam zu sein; sie wollte während ihres Urlaubes in Mailand und Venedig Gastrollen geben. Hermann wollte nach Göttingen eilen, um dort seine Geschichte Heinrich's des Löwen zu beenden, drucken zu lassen und sich zu habilitiren.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Den 7ten July Von Bruern: Hänel 1 Klafter 4 schüdig Eichen brenn holtz
eine Klafter à 12 gl: Court= Courant 1 Rt 12 gl [illegible]

Nickche 16. July [illegible]

